

Oberstdivisionär E. Bircher - E. Clam

KRIEG OHNE GNADE

*Von Tannenberg
zur Schlacht der Zukunft*

Weltkrieg und Zukunftskrieg gleichen sich im Ziel und in den Mitteln. Restlos soll der Gegner vernichtet werden. Alles muß dazu dienen: Stahl, Gas, Flieger, Tanks - aber auch Rest und Propaganda. Mit der unüberhörbaren Sprache der Tatsachen spricht das

Buch zu diesem Thema

SCIENTIA AG ZÜRICH

OBERSTDIVISIONÄR EUGEN BIRCHER
UND ERNST CLAM

KRIEG OHNE GNADE

*Von Tannenberg
zur Schlacht der Zukunft*

KRIEG OHNE GNADE

SCIENTIA • AG • ZÜRICH 8

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1937
BY SCIENTIA AG ZÜRICH VIII

GEDRUCKT BEI A. GALLUS BERLIN

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

INHALT

	<i>Seite</i>
<i>Kriegsgeschichte und tausend Aufgaben</i>	7
<i>Der Krieg Schlieffens</i>	37
<i>Die grösste Bewegungsschlacht der Geschichte</i>	47
<i>Gorlice</i>	81
<i>Tieferes Verdun</i>	87
<i>Nivelle (Der verträdelte Krieg)</i>	111
<i>Der dumme Krieg (Paschendale)</i>	125
<i>Der gepanzerte Krieg (Cambrai, Villers Cotterets und Amiens)</i>	135
<i>Die Offensive der Nichtsoldaten (Churchill, Lloyd George, Clemenceau) ...</i>	147
<i>Karfreit (Generale stürzen die Kriegsgeschichte um)</i>	173
<i>«Michael»</i>	189
<i>Wer macht den Frieden?</i>	209
<i>Das Schema des künftigen Krieges?</i>	217
<i>Der Kampf der Zukunft</i>	237

KRIEGSGESCHICHTE UND TAUSEND AUFGABEN

EINE EINLEITUNG

Trotz der zahlreichen Schriften, die in unabsehbarer Menge den letzten Weltkrieg, dieses gewaltige, in der Geschichte einzig dastehende Ereignis, zum Gegenstand haben, sehen wir heute, dass in der Kriegsgeschichte, wie in der Geschichte überhaupt, der Satz Gültigkeit hat, *dass die Völker aus der Geschichte nichts lernen wollen*, – ein eigenartiges Axiom.

Es ist betäubend, sehen zu müssen, dass trotz vieler Schriften und zahlreicher theoretischer Erörterungen das Studium der Kriegsgeschichte im offensichtlichen Verfall begriffen ist, obwohl weite Kreise sich mit kriegsgeschichtlichen Studien und deren Problemen befassen. Gerade bei uns in der Schweiz lebt sie ein kümmerliches Dasein, und der kriegsgeschichtliche Forscher wird gern so ein bisschen über die Achsel angesehen als Buchgelehrter, als Träger toten und damit wertlosen Wissens, das für die Erziehung zur kriegerischen Tüchtigkeit keine grosse Bedeutung hat.

So mag allerdings auch bei der Kriegsgeschichte das Wort Geltung haben, dass, wenn jemals die Kunst verfiel, sie durch die Künstler zum Verfall gebracht wurde. Es ist zweifellos richtig, dass das Lesen der Kriegsgeschichte keine angenehme und pikante Romanlektüre darstellt, wie Generalfeldmarschall Graf Schlieffen treffend gesagt hat, sondern dass sie oft

konzentrierte Anstrengungen erfordert, und dass bei dem Studium die Gefahr sehr nahe liegt, in die Breite statt in die Tiefe zu gelangen. Für den Kenner und gründlichen Forscher der Kriegsgeschichte wird sich ergeben, dass sie an die höchsten menschlichen Probleme rührt, aber auch in den tiefsten Niederungen menschlichen Wesens sich bewegen muss, dass kein Gebiet menschlichen Denkens ihr fern bleibt, dass sie mit allen Dingen menschlicher Arbeit und Grösse innig verwebt ist.

Clausewitzsche und angelsächsische Auffassung vom Kriegsziel

Ich habe das Glück gehabt, durch einen weisen Vater von meinen Jugendjahren an in das Wesen und die Studien der Kriegsgeschichte eingeführt zu werden, und so habe ich mir spielend die technischen Grundlagen der Methodik zu einem bald 40jährigen Studium der Kriegsgeschichte erworben. Wie weitsichtig mein erster Lehrer in der Kriegsgeschichte war, mag daraus hervorgehen, dass er schon 1905 als Mitbegründer und Mitarbeiter des Kriegs- und Friedensmuseums in Luzern anlässlich der Beschickung der Weltausstellung in St. Louis in einer Darstellung der amerikanischen Kriege seherisch aussprach, dass nicht der Krieg 1870/71 der Vorgänger des nächsten Krieges sein würde, sondern dass der amerikanische Bürgerkrieg 1861-65 die Grundlagen für den kommenden Krieg liefern werde.

Diese Auffassung hat sich, wie ich schon 1915 in einem Artikel der Allg. Schweiz. Militärzeitung zeigte, bis in alle Teile, selbst Einzelheiten, bestätigt, sowohl in der Kriegsführung wie in der Kampftaktik, der Technik, aber am ausgesprochensten vielleicht in der ganz veränderten Grundlage der Kriegsauffassung: abweichend von der Clausewitzschen Idee, dass die Vernichtung des gegnerischen Heeres das Kriegsziel sein müsse, hat sich

die *angelsächsische Auffassung*, die als Kriegsziel die Vernichtung der gegnerischen Wirtschaft und damit die Zerstörung der gegnerischen Armee anstrebt, durchgesetzt. Damit wurde die Bahn, zu dem was wir heute den totalen Krieg nennen, geöffnet, der 1914-1918 noch nicht das Mass seiner Vollendung erreicht hatte. Er ist eine Folge der Technisierung der menschlichen Kultur. Das war die operative Idee des Anaconda-Plans, der zur Vernichtung der Südstaaten geführt hat. Auf derselben Linie weiter schreitend, fordert heute *Liddel-Hart*, dass für England dieselben Grundsätze für die Zukunft Geltung haben müssen, und dass das Ziel des Kampfes gegen die Wirtschaft unbedingt auf die Moral des feindlichen Hinterlandes erweitert wird, und England scheint seine Rüstung auch daraufhin einzustellen. Es muss zugegeben werden, dass in der Zeit vor dem Kriege die Kriegsgeschichte sich allzu einseitig in den rein operativen und taktischen Problemen verfangen hat und dabei das wesentliche und entscheidende Moment, die Seele von Soldat, Führer, Heer und Volk ganz zu betrachten, vergass. Im Weiteren hat sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, es nicht verstanden, *die Fortschritte der biologisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise* auch auf die kriegerischen Ereignisse zu übertragen, und ist daher ein vielleicht allzu trockenes mathematisches Studiengebiet geworden, an welches viele wackere Männer nur mit Scheu herangetreten sind, die dann aber auch sicher der sogenannten *déformation professionnelle* erlegen sind.

Gegenüber der heutigen, zum Teil recht augenfälligen Missachtung kriegsgeschichtlicher Studien, die zu unabsehbaren Konsequenzen führen kann, sei darauf hingewiesen (und das muss zu denken geben), dass alle erfolgreichen Führer und Feldherren jedenfalls mit allem Nachdruck auf das wertvolle Studium der Kriegsgeschichte hingewiesen und es nicht entbehren zu können geglaubt haben. Es dürfte sich daher wohl lohnen, der

überheblichen und leichtfertigen Geringschätzung der Kriegsgeschichte entgegenzutreten, einmal in einem knappen Rückblick festzustellen, welcher hohen Einschätzung das kriegsgeschichtliche Studium im Laufe der Zeiten sich erfreute.

«*Kriegsgeschichte macht sehend*»

Clausenritz, der zweifellos für seine Zeit und weit darüber hinaus in das Wesen des Krieges am tiefsten eingedrungen ist, sagt: «Die Kriegsgeschichte schliesst das grosse Buch zur verständigen Einsicht auf», oder wie ein moderner Interpret von ihm (*Militär. Wochenblatt* Nr. 32, 1936) richtig ausführt: «Das kriegsgeschichtliche Studium im Frieden macht sehend für den Krieg.»

In der Tat kann man wohl sagen, dass dies die einzige Möglichkeit ist, die Grundlagen für die Voraussicht, wie ein kommender Krieg sich abspielen dürfte, zu erhalten. *Friedrich der Grosse*, dem wir in seinen Generalprinzipien vom Kriege ganz wesentliche grundlegende Gedanken verdanken, hat sich eingehend mit dem Studium, vorab der Feldzüge im Zeitalter Ludwig XIV., also mit Führern wie Bou, Marlborough, Prinz Eugen und andern (Schlacht bei Denain) beschäftigt und damals schon darauf hingewiesen, dass man sie nicht als Muster gebrauchen müsse. Besonders beschäftigte er sich während eines heftigen Gichtanfalles im Jahre 1759 mit der eigenartigen Persönlichkeit Karls XII. von Schweden, bei dem er schon das psychologische Problem anzupacken suchte und dem Gedanken Ausdruck gab, dass Tapferkeit ohne Klugheit nichts bedeute, und dass der berechnende Geist über die Kühnheit siegen würde, oder dass der Erfahrene und der Wissende dem sich nur auf das Können Verlassenden überlegen sein dürfte. Das kann man nicht genug beherzigen. Sein Schlusswort zeichnet vollkommen klar die Figur des idealen Feldherrn. Ein vollkom-

mener Feldherr müsste den Mut, die Standhaftigkeit Karls XII, den sicheren Blick und die Politik Marlboroughs, die Pläne, Hilfsmittel und die Tüchtigkeit des Prinzen Eugen, die List Luxemburgs, die Klugheit, Methode und Umsicht Montecuccolis mit der Kunst Turennes, den richtigen Augenblick zu benützen, in sich vereinigen. «Aber ich glaube, dass dieser schöne Phönix nie kommen wird.» Das sind die Anforderungen, die man auch an die sogenannten Friedensfeldherren stellen muss.

Aber dieser Phönix kam in Person Bonapartes, der vielleicht heute in vielen Teilen menschlich überschätzt, dennoch in der Erfassung kriegerischen Wesens unerreicht dasteht, wenn auch zahlreiche seiner operativen Entschlüsse einer scharfen Kritik nicht in allen Teilen standhalten dürften. Aber auch er war einer der ersten, der das psychologische Problem des Krieges am schärfsten erfasste, wenn er sagte, «drei Viertel des Erfolges seien den psychologischen Faktoren zuzuschreiben». In unablässigem Studium hat er die militärische Literatur seiner Zeit und Vorgänger nicht nur studiert, sondern auch exzerpiert und die praktischen Lehren daraus gezogen. Ja, es ist einwandfrei erwiesen, dass er nach seiner Ernennung zum Chef der italienischen Armee im Frühjahr 1796 sich *die Literatur über den italienischen Kriegsschauplatz geben liess*, die Feldzüge im spanischen Erbfolgekrieg und später auf der Reise über Lyon nach Nizza eifrig studierte. Gerade die Führung Bonapartes im italienischen Feldzuge, so modern sie anmutet, kann vom militärischen Standpunkte aus wohl da und dort zu berechtigter Kritik Anlass geben. Viel wichtiger jedoch ist es, die psychische Persönlichkeit Bonapartes in diesen Feldzügen zu studieren, seine Jugend, seine gewaltige innere Spannung, diesen Feldzug zu gewinnen, von ihm aus sein ganzes weiteres Schicksal, das er dämonisch vorausahnte, zu betrachten. Und schliesslich nicht zuletzt die erotische Komponente, seine soeben erfolgte Heirat mit Josephine Beauharnais: Dieser

Anteil kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, wenn man sieht, wie er inmitten des Gefechtsfeldes leidenschaftliche Liebesbriefe schrieb und ein weiteres Ziel für ihn nicht zum mindesten darin lag, den Lorbeer seines Ruhms ihr zu Füßen legen zu können. Dieses Problem in seinen Einzelheiten zu ergründen auf modern psychologischer Grundlage, würde eine der Behandlung wertere Aufgabe sein und zweifellos interessante Perspektiven eröffnen.

Napoleon hat immer und immer wieder auf die Bedeutung der Kriegsgeschichte hingewiesen, und zahlreiche Zitate kursieren in dieser Richtung von ihm, von denen wohl das bekannteste ist: «Führt Angriffskriege wie Alexander, Hannibal, Gustav Adolf, Prinz Eugen, Friedrich, leset immer von neuem die Geschichte ihrer 83 Feldzüge, bildet Euch nach ihnen. Euer hierdurch erleuchteter Geist wird Euch die Grundsätze, welche denen dieser grossen Männer widersprechen, verwerfen lassen. Es ist das einzige Mittel, um ein grosser Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kriegskunst zu erfassen.» Napoleons grosser Gegenspieler Erzherzog Karl betrachtete ebenfalls die Kriegsgeschichte als beste Lehrmeisterin, die vorab als Erfahrungswissenschaft in Frage zu treten habe, wenn er sagt: «Wissenschaftliches Streben und wissenschaftliche Erfahrung bilden den Feldherrn, nicht bloss eigene Erfahrung, – denn welches Menschenleben ist tatenreich genug, um sie in vollem Masse zu gewähren, und wer hatte je Übung in der schweren Kunst des Feldherrn, ehe er zu dieser erhabenen Stelle gelangte –, sondern Bereicherung des eigenen Wissens durch fremde Erfahrung und Würdigung früherer Nachforschungen durch Vergleiche berühmter Kriegstaten und folgenreicher Ereignisse aus der Kriegsgeschichte.» Auch die Persönlichkeit *Erzherzog Karls* ist für die Erforschung des seelischen Problems sicherlich von grossem Interesse, denn

auch er wurde in seinen äusseren Entschlüssen durch seinen Gesundheitszustand beeinflusst (Feldzug 1809).

Moltke schrieb in seiner Einführung zum italienischen Feldzug des Jahres 1859 die Worte, die heute noch für die Kriegsgeschichte beachtenswert sind: «Es ist freilich so unendlich viel schwieriger zu handeln, als hinterdrein zu urteilen, dass dem, welcher berufen war, im Drange der Begebenheiten selbst Entschlüsse zu fassen und sie auszuführen, die nachträgliche Würdigung des Geschehenen nur zu leicht als anmassend erscheint. Die Kritik wird ihr im Vergleich zum Handeln so geringes Verdienst in völliger Unparteilichkeit und in gewissenhafter Pflege und Benützung aller Nachrichten zu suchen haben, welche Licht über die Begebenheit verbreiten. Es verschwindet nämlich in der Regel das geradezu unzweckmässig und widersinnig Erscheinende ganz, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, welche sich der Ausführung im Kriege gegenübergestellt haben.» Damit betritt *Moltke* aber schon das Gebiet der Kriegsgeschichtsschreibung und der kriegsgeschichtlichen Kritik, diese in richtiger Art und Weise umreissend.

In meisterhaften grossen Zügen hat Generalfeldmarschall Graf *Schlieffen* in seiner *Cannae-Studie*, die vielleicht da und dort Unrichtiges in Einzelheiten aufweist, versucht, eines der kriegsgeschichtlichen Probleme, das der Vernichtung des feindlichen Heeres, aus der kriegsgeschichtlichen Erfahrung auf einen Erfahrungsgrundsatz zu bringen und daraus die praktischen Schlussfolgerungen für die moderne Kriegsführung zu ziehen. Es ist Graf *Schlieffen*, ähnlich *Scharnhorst*, nicht vergönnt gewesen, nach seinen Ideen und Grundsätzen zu führen; trotzdem wird er im Rahmen der Kriegsgeschichte immer genannt werden müssen.

Von den neueren Autoren scheint mir General *Krauss* die Bedeutung der Kriegsgeschichte am besten erfasst zu haben.

Die Beispiele liessen sich reichlich mehren; die genannten mögen vorläufig genügen. Cochenhausen weist ebenfalls auf die Unentbehrlichkeit des Studiums der Kriegsgeschichte, insbesondere für die Anlage von Übungen, Geländebesprechungen und Kriegsspielen und verlangt geradezu die Einführung kriegsgeschichtlicher Kurse, wenn er auch klar sich über die Möglichkeit der Durchführung Rechenschaft gibt und daher sich genötigt sieht, entschieden für das Selbststudium einzutreten. Er hält dieses für unentbehrlich zur Vorbereitung und zur Führung des Krieges und wünscht auch, wenn er Scherff aus «Theorie und Praxis» zitiert, dass die Kriegsgeschichte allein es ist, aus welcher jene edle Begeisterung und jener berechnete Ehrgeiz ihre Nahrung schöpfen, ohne deren lebendige Flamme der Krieger nicht zu historisch denkwürdiger Tat durchzudringen vermag.

Legen wir uns zunächst die Frage vor, welche Aufgabe der kriegsgeschichtlichen Forschung zu stellen ist, so ist dies theoretisch einfach zu beantworten, aber in der praktischen Ausführung ausserordentlich schwer.

Sie hat sich absolut an die Grundsätze der naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden zu halten, d.h. ihre vornehmste Aufgabe – hinter der *alle anderen zurückzutreten haben* – muss sein und bleiben, die reine Wahrheit festzustellen. Das dürfte aus verschiedenen Gründen nicht immer leicht sein.

«Es soll nichts gesagt werden, was falsch ist, aber auch nichts verschwiegen werden, was wahr ist.»

Fragen wir aber, ob die Kriegsgeschichtsschreibung im Allgemeinen, und die moderne im speziellen, diesen eigentlich selbstverständlichen Anforderungen entspricht, so wird man mit grossem Bedauern feststellen müssen, dass dies nur in geringem Umfange der Fall ist. Die Mehrzahl kriegsgeschichtlicher Bücher ist deutlich einseitig gefärbt, und nur selten findet

man eine objektiv gerechte Darstellung. Sie wird oft nach diesen und jenen Momenten zurechtgestutzt.

Schon die Kriegsgeschichte des Altertums bietet die grössten Schwierigkeiten. So bedeutend rein sprachlich die Xenophon-Anabasis erscheint, so sehr erhält man den Eindruck der einseitigen Darstellung, wenn auch manche feinsinnige Bemerkung darin enthalten ist. Durch seine allerdings trockene Beschreibung erweckt Herodot schon eher den Eindruck grösserer Glaubwürdigkeit.

Ganz grosse Vorsicht ist gegenüber den literarischen Produkten Casars zu wahren. Sein *bellum gallicum* und *bellum civile* sind absolut als Propagandaschriften pro domo zu bewerten, deren Glaubwürdigkeit, besonders für das erstere, nach den Ausführungen *Rauchensteins* u.a. als sehr gering einzuschätzen ist. Man vergesse daher nie, dass Cäsar einwandfrei ein Epileptiker mit Jacksonschem Typus war, und dass diese besonders grosse Neigung zur pathologischen Lüge aufweisen (*Pseudologia phantastica*).

Dabei soll aber nicht unterlassen werden, zu sagen, dass vom psychologischen Standpunkte aus Cäsars Schriften enormer Gewinn zu ziehen ist.

Trotz der eifrigen Forschungen von *Kohmayer-Veit* kann das Urteil über die Schlachten des Altertums nicht endgültig gefällt werden. Genau dasselbe gilt für die Schlachten des Mittelalters, die trotz der grossen Bemühungen von *Delbrück* und seiner Schule längst nicht restlos aufgeheilt sind, da nicht einmal die Lokalität aller Schlachtfelder genau bestimmt werden kann.

Die Beschreibung der Kriegsperiode der Französischen Revolution und Napoleons, soweit sie von Zeitgenossen und Epigonen vorgenommen wurde, ermangelt durchaus der Objektivität, erst die Neuzeit hat hier eine nüchterne Beurteilung gebracht. Napoleon selbst, der ja zur Ehre seines Heeres in St. Helena dessen Taten verherrlichte, ist mehrmals in die Me-

thode der Berichterstattung seines Vorbildes Cäsars verfallen. Trotzdem wird man am Studium seiner Erinnerungen nicht vorbeigehen können, weil sie eine grosse Zahl geistvoller und zutreffender Gedanken über alle militärischen Fragen überhaupt enthalten. *Jomini* hat versucht, und es lag ihm dies als Angehöriger eines neutralen Staates nahe, eine objektive anschauliche Schilderung der zeitgenössischen Ereignisse zu geben, da und dort mit bedeutsamen psychologischen Hinweisen.

Einen sehr nüchternen und trockenen Tatsachenbericht stellen die über 100 Bände des amtlichen amerikanischen Kriegsarchivwerkes über den Secessionskrieg dar. Es ist mühevoll, sich in den Wust von Befehlen und Meldungen einzuarbeiten. Es enthält eine Fülle von Tatsachen, die bei genauerem Zusehen vor dem Weltkriege besser hätten ausgewertet werden können. Einzeldarstellungen, wie die von Heros von Bohe: «Zwei Jahre im Sattel und am Feinde», oder die Darstellung des anderen Reitergenerals «Forrest» geben einem einen reizvollen Einblick in die eigenartigen Verhältnisse der amerikanischen Kriegsführung. Auch die Erinnerungen von Ulysses Grant sind als von besonders hohem Interesse zu bezeichnen. Eine der besten Darstellungen über Stonewall Jackson verdanken wir *Henderson*.

Es ist immer wieder darauf hinzuweisen, dass im Secessionskriege die Grundlagen moderner Kriegsführung zu finden sind. Die Kriegsgeschichtsschreibung über den Feldzug 1870/71, der nach allen Richtungen kreuz und quer durchforscht worden ist, ist nach dem Kriege allzu sehr dem Wunsche — um nicht zu sagen Befehle — erlegen, kein Prestige zu zerstören. Man hat damit unberechenbaren Schaden in den Köpfen von Führung und Truppe erzielt, indem man die Anschauung bis zur fixen Idee aufkommen liess, dass im kommenden Kriege alles auch wieder wie am Schnürchen ablaufen werde, wie man dies für 1870/71 dargestellt hatte,

ohne eigentlich eine richtige Darstellung der Tatsachen, auch unschöner, zu geben. Das hat dann dem effektiven Eintreten des kriegerischen Ereignisses gegenüber zu jenen Überraschungen führen müssen, mit denen der August 1914 sich charakterisiert hat.

Einzig *Fritz Hoenig* hat geradezu als Wahrheitsfanatiker in seinen Darstellungen, die Fehler und Mängel aufzudecken, bahnbrechend gewirkt, und seine Werke zu studieren bedeutet heute noch grossen Gewinn. Seine Darstellung der Kämpfe um Beaune la Rolande lassen ohne Weiteres erkennen, dass dort die Geburtsstunde der stark abstossenden Wirkung des Gewehres, der Schusswaffe, dem Massenangriff gegenüber war. Aber auch seine psychologischen Deduktionen über die Führer in dem Loirefeldzuge sind heute noch lesenswert und bilden mit eine der ersten Grundlagen einer psychologischen Kriegsgeschichtsschreibung. *Fritz Hoenig*, ein Prophet im wahren Sinne des Wortes, hat keine offizielle Anerkennung, im Gegenteil Hass und Verfolgung gefunden. *1914 bis 1918* haben ihm fast in allen Details recht gegeben. Diese Tatsache wird ausdrucksvoll erhellt, wenn man sich einmal die Mühe nimmt und die Schlachtenführung (und deren Kritik durch Hoenig) in den Augusttagen (15.–18. August) 1870 vor Metz mit derjenigen an der Marne in den Septembertagen 1914 vergleicht. Hätte man nämlich die weisen und begründeten Lehren Hoenigs befolgt, so wäre allerlei anders gekommen. Heute besteht überall die gefährliche Neigung, wieder in denselben Fehler zu verfallen und die Kriegserfahrung geringzuachten.

Auch er weist, einige Kritiken vom Mil. Wochenblatt zitierend, darauf hin, dass die Männer, die zur höheren Führung in einem zukünftigen Kriege berufen werden können, sich durch eingehende Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte auf die verantwortungsvolle Aufgabe mit allem Ernst vorbereiten. «*Sie handelten gewissenlos, täten sie es nicht!*» Schärfer kann

die Bedeutung der Kriegsgeschichte wohl nicht ausgedrückt werden.

Das schwerste Problem des Zukunftskrieges: Befehlsübermittlung

Mit vollem Recht hat *Hoenig* dargelegt, dass schon 1870 das Hauptquartier schwer und *unbeweglich* und *nicht genügend nahe* am Feinde war, ohne damit eine schematische Regel aufzustellen. Er hebt richtig hervor, und das muss heute noch mehr denn je zum Ausdruck kommen, dass das *Selbstsehen* eine der ersten Aufgaben der Feldherren ist, oder sagen wir noch besser, das *Selbstfühlen* des Pulses der Schlacht, wie ihn alle grossen Feldherren gefühlt haben.

Jedenfalls dürfen keine Beweggründe nicht militärischer Natur von Einfluss sein, wie dies am 17. August der Fall war, als das Hauptquartier von Flavigny nach Pont à Mousson verlegt wurde. «So hat in Wahrheit», sagt er, «die Rücksicht auf das Hauptquartier einen grossen Teil der Unvollkommenheiten, Irrtümer und Fehler jener Stunden tatsächlich verschuldet». Trifft dieses nicht auch genau zu für das weitab liegende Kaiserliche Hauptquartier in Luxemburg während der Marneschlacht?

Wie prophetisch muten einen aber die weiteren Worte Hoenigs an: Wenn man alles erwägt, so befand sich das deutsche Hauptquartier anfangs *zu weit* vom Schlachtfelde, dann traf es *zu spät* auf dem Schlachtfelde ein, dann begab es sich auf einen Flügel, und zwar auf den unwichtigeren (Generaloberst Moltke am 10. September! bei der 3. Armee, statt der 1. oder 2.).

Es darf nicht vorkommen, dass sich ein Offizier in wichtiger Mission von den (flüchtig gesehenen) Verhältnissen umwerfen lässt, wie dies bei

Oberstleutnant Hentsch beim Durchfahren der rückwärtigen Staffeln am 9. September geschehen ist.

Man wies schon nach 1870 darauf hin, dass Ursache dieser Dinge der grosse Befehlsapparat war, der nicht leicht transportiert werden konnte. *Hoening* hat mit Recht dagegen Stellung genommen und verlangt, dass das Hauptquartier beweglicher gemacht werden müsse, eine Forderung, die wieder mit Nachdruck erhoben werden muss. Seien wir uns klar, dass trotz aller technischen Einrichtungen das Hauptquartier nicht beweglicher geworden ist. Gerade der komplizierte Apparat der Telephon- und Telegraphenzentralen hat seine Verlegung wesentlich erschwert. Seien wir uns klar, dass auch technische Hilfsmittel die Führung nicht nur nicht erleichtern, sondern sehr oft erschweren.

So ist für die russische Führung die drahtlose Telegraphie vor und in der Schlacht bei Tannenberg verhängnisvoll geworden. Heute wissen wir auch, dass seit Ende August 1914 auch alle deutschen Radiosendungen auf dem westlichen Kriegsschauplatze abgefasst und dechiffriert werden konnten. Joffre wurde dadurch zu seinem Vorteil über den Abtransport einiger Korps auf den östlichen Kriegsschauplatz orientiert, und er vernahm auch Wesentliches über den Zustand der I. Armee am 3. September, zugleich auch alle Führungsabsichten. *Vorsicht* mit der *Technik* ist also immer mehr geboten.

Hoening kommt auch auf die persönliche Fühlungnahme des Hauptquartiers mit den Armeeführern und den Führern unter sich zu sprechen. Auch in dieser Richtung scheint man seit 1870 nicht viel aus der Kriegsgeschichte profitiert zu haben. General Steinmetz schickt am 17. August, 16 Uhr, von Ars/Moselle einen Bericht an das drei Meilen entfernte Hauptquartier in Pont à Mousson, der erst in der Nacht eintraf. Am Morgen aber waren das Hauptquartier und AOK. I. und II. nur ein paar Kilometer voneinander ent-

fernt gewesen und hätten alles mündlich persönlich miteinander regeln können, statt einander Briefe zu schreiben oder Generalstabsoffiziere mit indirektem Auftrag zu schicken.

Am 5., spätestens am 6. September 1914 hätte Moltke nach vorn gehört. Ähnlich mangelhafte Verbindungen erlebte man Ende August zwischen der Armee Bülow und Hausen, als erstere ihren Hilferuf ergehen liess. Für die 80 Kilometer zwischen beiden Hauptquartieren bedurfte es 12 Stunden für die drahtlose Telegraphie, was mit einem Auto in 3 bis 4 Stunden zu machen gewesen wäre.

Probleme «disharmonischer Führung» und «frontnahe Führung»

Schon 1870 scheute man sich infolge «der herrschenden Gereiztheit der drei Hauptgruppen» zu mündlicher Besprechung zu kommen, oder, wie Hoenig sagt: «Das Verhältnis des General Steinmetz zum Prinzen Friedrich Karl war derart, dass es tötlich erscheinen mag, ihr persönliches Zusammentreffen zu vermeiden. Das Verhältnis zwischen Moltke und Steinmetz einerseits und Moltke und Prinz Friedrich Karl andererseits dürfte sich davon nicht wesentlich unterschieden haben.»

Sehen wir diese für den Krieg etwas ungemütlichen Verhältnisse nicht zwischen Bülow und Kluck, zwischen Lanresac und French, zwischen Bülow und Emmich wiederkehren? Fragen wir Sansonoff und Rennenkampf, Conrad und Falkenhayn. All das muss die Truppe mit ihrem Blut bezahlen.

Gerade diese Tatsachen weisen entscheidend darauf hin, dass die wahre Kriegsgeschichtsschreibung, wie sie durch Aufdeckung der persönlichen Verhältnisse inauguriert worden ist, die einzige Möglichkeit bietet, für die Lehre von Krieg und Führung die nötigen psychologischen Schlüsse zu ziehen.

Im Gegensatz zu den deutschen Verhältnissen sehen wir in den entscheidenden Tagen Joffre sich an die Front begeben, mit den Armeeführern, Armeekorpsführern, mehrfach mit dem Führer der alliierten Armee French Verbindung aufnehmen, die Lagen besprechen, und, wo es nötig ist, rücksichtslos eingreifen, indem er kurzerhand ein Drittel der Armeekommandanten, zwei Fünftel der Korpskommandanten und die Hälfte der Divisionskommandanten des Kommandos enthebt, eine drakonische, aber auch erfolgreiche Massregel.

Nach seinem Tagebuch hat er so ganz erhebliche Strecken in den entscheidenden August-September-Tagen im Auto zurückgelegt.

Auch im kommenden Kriege wird der verantwortliche Führer aus truppen- und führungspsychologischen Gründen nicht davon abgehen können, sich vorn über die Lage der Truppen, über die Gedanken der Führung persönlich zu orientieren. Generalmajor Fuller dürfte nicht unrecht haben, wenn er verlangt, dass er auf alle Gefahren hin dies gegebenenfalls im Flugzeug tun müsse. Denn das hat der Weltkrieg eindeutig erwiesen, dass trotz besser technischer Ein- und Vorrichtungen es aus rein psychologischen Gründen gar nicht möglich ist, rechtzeitig eine Orientierung über die Gesamtlage durch Meldung von vorn zu gewinnen. Schon das Regiment, noch mehr die Division, tappen selbst bis auf zwei oder drei Kilometer an die Front heran im Dunkeln, erst recht das Armeekorps und die Armee.

Viele Beispiele zeigen aber deutlich, wie wenig man gewillt ist, aus der Kriegsgeschichte zu lernen.

Wissenschaft oder Kunst?

Was ist nun nach der Erfahrungswissenschaft der Kriegsgeschichte die Vorbereitung und Führung des Krieges? Ist es Wissenschaft oder ist es

Kunst? Da trifft wohl das, was Verdy du Vernois sagt, zu, «die Strategie gehört der Wissenschaft wie der Kunst an, ihre theoretischen Ausführungen fallen in das Gebiet der Wissenschaft, indem diese die Grundlage für ihre Erkenntnis und Erweiterung bilden, während sie sich in den Handlungen des Krieges zu einer Kunst gestaltet. In der Ausübung dieser Kunst aber spielt Individualität des Handelnden die erste Rolle». Gerade aber die Erfassung der Individualität des Handelnden ist meist ausserordentlich schwer durchzuführen und leider nur – und auch da lückenhaft – in der neuesten Zeit, wie wir sehen werden, versucht worden.

Was heissen die Begriffe Wissenschaft und Kunst? Kunst kommt von Können, von Schöpfen, von Schaffen. Wissenschaft kommt von Erschaffen des Wissens und dieses von der Erforschung der Erfahrung. Zu jedem Können gehört auch viel Wissen, oder, wie es der viel zitierte *Willisen* ausdrückte, vom Wissen zum Können ist es nur ein Sprung, aber immerhin ein geringerer als vom Nichtwissen zum Können. Auch das sollten wir uns zweifellos etwas mehr als bisher merken, denn in weiten Kreisen herrscht ja eine souveräne Verachtung des kriegswissenschaftlichen Wissens, die oft mit einer ungesunden Verspottung verbunden wird. Gerade aber die Heere, die seit 100 Jahren keinen Krieg geführt und erlebt haben, haben keinen Grund zur Verachtung theoretischen Wissens, denn dieses bleibt für sie die einzige Quelle der geistigen Anregung zur Überwindung weitgehender Unbeweglichkeit. Der vielleicht allzu sehr in den Hintergrund getretene Schweizer General Jomini hat nicht ganz zu Unrecht folgenden vorzüglichen Gedanken geprägt: «In allen Künsten wie in allen Lebenslagen sind das Wissen und das Können zwei ganz verschiedene Dinge, und wenn man hin und wieder mit dem letzteren allein auskommt, so ist es

doch nur die Vereinigung beider, die einen hervorragenden Mann bildet und einen vollkommenen Erfolg sichert. Um indessen nicht der Pedanterie angeklagt zu werden, beeile ich mich zu erklären, dass ich unter Wissen nicht eine weitreichende Gelehrsamkeit verstehe. Es handelt sich nicht darum viel zu wissen, sondern gut zu wissen und vor allem das auf die Bestimmung eines jeden Bezügliche.»

Die einfachste Definition für Strategie und Taktik dürfte die sein, dass beide die Anwendung des gesunden Menschenverstandes in Bezug auf die Erfahrungswissenschaften der Kriegsgeschichte darstellen. Ihre allgemeinen Grundsätze bleiben sich durchaus gleich, nur ändert sich ihre Form je nach den technischen Mitteln, die zur Anwendung gebracht werden. Die Technik sehr eitet fort, der Mensch bleibt derselbe. Man kann wohl sagen, dass wir heute in der tiefgreifendsten technischen Umstellung, auch im Kriegswesen wie in anderen menschlichen Kulturerscheinungen stehen, die weit über das hinausgeht, was jemals in der Kriegsgeschichte, z.B. Einführung der Schusswaffen im Mittelalter, an Änderungen sich ergeben hat. Es ist in der raschen technischen Entwicklung kein Ende und keine Form abzusehen. Alles Technische bleibt bekanntlich in stetem Fluss. Und trotzdem wir diese ganz gewaltige, vermeintlich alle Grundsätze verändernde Technik besitzen, bleibt eines als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht bestehen, und das ist der Mensch mit seinen geistigen und körperlichen Kräften, der sich durch die Jahrtausende hindurch nicht verändert hat, oder wie *Hesse* so zutreffend sagt: «Und dieser Mensch ist in allen Phasen seiner historischen Entwicklung im Grossen und Ganzen das gleichgeartete Lebewesen geblieben. Der römische Legionär, der deutsche Landsknecht und der moderne Infanterist, sie alle hatten und haben die gleiche sensible Gehirnmasse, den gleichen Herzmuskel, das gleiche Nervenbündel mit all den gleichen davon abhängigen physiologischen und psychologischen Er-

scheinungen.» Diese Menschen gilt es zu erkennen, und da« ist vielerorts vernachlässigt worden in ihrer Beziehung zur Führung der Waffe, vom aufgehobenen Stein bis zum Maschinengewehr, der Infanteriekanone und dem Flugzeug. Über die strategischen und taktischen Grundsätze gibt uns die gesamte Kriegsgeschichte Auskunft und Kenntnis in allen ihren verzweigten Verbindungen mit den gesamten Wissenschaften überhaupt. Für das Studium des Menschen, das fast immer zu kurz gekommen ist, ist von ganz besonderer Bedeutung das Studium des Fronterlebnisses, das an sich wiederum von so zahlreichen inneren und äusseren Bedingungen des Menschen und seiner Umwelt abhängig ist.

Die gesamte Wissenschaft als Dienerin der Kriegsgeschichte

Das Studium der Kriegsgeschichte darf sich nicht allein auf die Erforschung strategischer und taktischer Vorgänge (Operation und Gefecht) beschränken, sondern es muss viel umfassender arbeiten, wenn es wirklich wahren Nutzen stiften soll. Dazu gehört die Heeresgeschichte im weiteren Sinne, welche Organisation, Wirtschaft des Staates und Stand der Waffentechnik umfasst.

Wir können wohl sagen, dass keine einzige menschliche Wissenschaft auf dem Gebiete der Biologie, Physik und Chemie nicht zur Dienerin der Kriegswissenschaften geworden ist; die ja eigentlich mit dem Wesen des Krieges so sehr im Widerspruch stehende medizinische Wissenschaft gewinnt heute durch ihre hygienischen Vorkehrungen ebensogut Schlachten, wie dies so eindrucksvoll der aethiopische Krieg bewiesen hat. Die Kriegschirurgie hat sich zu einer wahren Wiederherstellungschirurgie entwickelt.

Was die Physik an Apparaten, an Waffen für die Ausrüstung des Heeres liefert, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Die grosse Bedeutung

der Chemie tritt erst jetzt so recht mit dem raschen Fortschritte der chemischen Forschung in Erscheinung. Die Geologie wird zum unentbehrlichen Hilfsmittel für den Führer und für die Truppe in der Verteidigung und in der Beurteilung des Geländes. Die früher schon anerkannte Militär-Geographie ist in ihrer Bedeutung gewachsen; sie sucht in ihrer wehrpolitischen Richtung die operativen Ziele und forscht nach den Grundlagen der Rohstoffversorgung, die ja von entscheidender Bedeutung für das Wesen des Krieges geworden sind. Es wäre aber falsch zu verneinen, dass auch die Geisteswissenschaften etwa in ihrer Bedeutung gering anzuschlagen wären. Es hat sich gerade gezeigt, dass der durchgeistigte Mensch im seelischen Widerstand dem kriegerisch dämonenhaften Ereignis gegenüber weit stärker ist als der reine Naturmensch, denn die Anforderungen, die an die geistige und seelische Widerstandskraft des Menschen im kriegerischen Ereignis gestellt werden müssen, sind ins Ungeahnte gestiegen.

Die Führung gehört absolut durchgegeistigten Menschen

In der Führung kann aber nur ein absolut durchgeestigter Mensch, der die Zusammenhänge der Geschichte erfasst hat und in seiner Weltanschauung ein abgeschlossenes Urteil sich bilden kann, Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben. Es ist wohl kein Märchen, dass Alexander den «Homer», Napoleon «Werthers Leiden» auf ihren Feldzügen mit sich geführt haben, und es wird keinem höheren Führer schaden, wenn er Jakob Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen» kennt, Younghusband «Am Herzen der Natur» gelesen oder sich mit klassischen Studien befasst hat. Reine Fachkenntnisse, reine verstandesmässige Erfassung reichen nicht aus zur höheren Führung. Selbst die Theologie, die sich mit der religiösen Seite

des kriegerischen Problems befasst, wird nicht zu entbehren sein, und den Feldpredigern ist eine grosse Aufgabe übertragen, um die Seele des Soldaten in den schweren Stunden zu schützen und stark zu machen. Nur eine gründliche Allgemeinbildung gestattet, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden.

Wahrlich, heute haben wir auf allen Gebieten der modernen Kultur die Totalität des Krieges erreicht, wie sie Colmar, von der Goltz vorausahnten und wie sie für die rein technisch-militärische Seite des Krieges General Ludendorff neuerdings scharf formuliert hat.

Das wesentliche Ziel des kriegsgeschichtlichen Studiums muss in der scharfen Schulung des Geistes gesucht werden, in der Forschung der Phantasie, in der *Bildung des militärischen Vorstellungsvermögens*. Die Verächter des kriegsgeschichtlichen Studiums verneinen immer, dass man damit sich irgendwelche Patentlösungen schaffen wolle, nach denen man in der Führung seine Entschlüsse zu fassen versuche. Nichts verkehrter, nichts unsinniger als das. Kein wahrer Forscher in der Kriegsgeschichte denkt an solchen Unsinn. Das kriegsgeschichtliche Studium mag man, wenn man es militärisch ausdrücken will, als geistigen Drill bezeichnen, als geistiges Ausschleifen der Gehirnbahnen zur Konzeption militärischer Entschlüsse. So wie die Schulung des Geistes vornehmlich durch das Studium der klassischen Sprachen, Latein und Griechisch, die Grundlage jeder Denkarbeit für den, der an die Bedeutung der humanistischen Bildung glaubt, bedeutet (wobei nicht einmal die Mathematik annähernd als gleichwertig an die Seite gestellt werden kann), so wird auf ähnliche Weise das Studium der Kriegsgeschichte dazu führen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und so dem intuitiven Entschlüsse die Bahnen zu ebneten.

Nur dieses gründliche Studium lässt das Gehirn für die entscheidenden Entschlüsse reifen und erstellt im Unterbewusstsein alle jene grossen Kräf-

te, die eben jene grossen Führer, die dem kriegsgeschichtlichen Studium grosse Bedeutung zumassen, auch befähigten, gewissermassen divinatarisch den den Umständen entsprechenden Entschluss zu fassen. Die durch das Studium angeregte Phantasie, das geschärfte Vorstellungsvermögen liess sie durch die kriegsgeschichtliche Schulung viel rascher, treffender und zielbewusster die Lage erfassen, als dies bei dem ungeschulten Kopfe wohl der Fall sein dürfte. Hier liegt jener Tropfen von Salböl Samuelis, von dem Schlieffen in so zutreffender Weise sagt, dass er ein unentbehrliches Requisit für den gottbegnadeten Führer ist.

Es gibt nicht immer einen kausalen Zusammenhang

Als durchaus falsch aber muss der bisher auch in der Geschichte allzu sehr im Vordergrund stehende Forschungsgrundsatz bezeichnet werden, der sich in der kausalen Betrachtungsweise von Ursache und Folge ausdrückt. Der biologisch geschulte Forscher, insbesondere der Mediziner, hat schon lange sich gehütet, bei biologischen Erscheinungen ohne Weiteres dem *post hoc ergo propter hoc* – nach diesem, also wegen diesem – Folge zu geben, und in den historischen Gebieten, insbesondere in der Kriegsgeschichte, müssen wir uns mehr denn je davor hüten, in denselben Irrtum zu verfallen und immer nach Ursache und Folge oder Erfolg zu fahnden. Nicht immer ist ein eingetretenes Ereignis die Folge vorausgegangener Ursachen. Das liesse sich für die militärische Führung ausserordentlich gut an den beiden Beispielen *Verdun und Marne* im Einzelnen erweisen. Gerade bei der letzteren hat sich dies so scharf und deutlich in der Beurteilung der beiden Parteien ausgedrückt; die eine spricht von einem «Mirakel», die andere steht vor einem «ungelösten Rätsel».

Es heisst auch dementsprechend in der Kriegsgeschichte die konditionale Betrachtung einzuführen und nicht nur nach den Ursachen, sondern viel eher und wesentlicher nach deren Bedingungen zu forschen. Wenn die Führung scharf und klar gedacht und den Entschluss gefasst hat, so ist der Erfolg nicht allein von ihr und der Truppe abhängig, sondern ebenso gross und bestimmend sind die den Erfolg beeinflussenden Imponderabilien. Der ausserordentlich schwer einzuschätzende körperliche und seelische Zustand der Truppe spielt eine ebenso wichtige, um nicht zu sagen eine entscheidende Rolle. Der Satz, den schon Jomini geprägt hat, «*Also Topographie und Wetter* legen der Theorie eine gehörige Kinnkette an», hat durchaus auch heute noch seine Berechtigung. Dabei kann das Wetter an sich einen bedeutenden Einfluss auf den Menschen, meist im negativen Sinne, haben. Die Völker reagieren daraufhin durchaus verschieden. Das hat die Kriegserfahrung des Weltkrieges eindeutig gezeigt. Bei Verdun musste die Offensive um mehrere Tage verschoben werden, und die Gefahr dabei war sehr gross, dass das Geheimnis des Angriffes verraten wurde. Noch schlimmer spielte das Wetter in Südtirol der Frühjahrs-offensive 1916 mit, die nicht nur Tage, sondern Wochen und Monate dadurch verschoben und auf diese Weise den Italienern (die allerdings nicht daran glaubten) bekannt wurde. Täuschungen über die Wirksamkeit des Geländes auf kriegerische Ereignisse sind immer wieder vorgekommen. Die Vogesen stellten dem deutschen Angriffe ganz andere Hindernisse entgegen, als man erwartet hatte. In den Waldgebieten der Argonnen verding sich der deutsche Vormarsch. Das Unter-Wasser-Setzen der flandrischen Küste bedeutete eine grosse Überraschung. Die grundlosen Wege auf dem östlichen Kriegsschauplatz behinderten grosse Aktionen, wie sie besonders gern von Bierbank-Strategen ausgedacht und empfohlen wurden.

Gerade aber für die technische Armeeführung kann das Gelände ebenfalls eine vielleicht noch nicht allzu genau berechnete Rolle spielen, denken wir an die Bedeutung der Nebel für das Flugzeug, an den Zustand des Bodens für den Kampfwagen, für letzteren dürfte der Osten wenig geeignet sein. Es kann nicht genug betont werden, dass beim Studium der Kriegsgeschichte immer und immer wieder auf das Gelände und die klimatischen Verhältnisse hingewiesen werden muss. Wir stehen ja vor der betrübenden Tatsache, dass es oft recht schwer hält, bei der Rekonstruktion der Schlachten früherer Zeiten das Gelände in der damaligen Konfiguration wiederherzustellen. Noch schwerer aber wird es, die klimatischen Verhältnisse zur Zeit der Kämpfe, die doch nicht so ganz bedeutungslos sind, festzustellen.

Mit Rücksicht auf die Fliegerei hat während des Weltkrieges die Meteorologie eine grosse Rolle gespielt. Sie wird in Zukunft von noch grösserer Bedeutung werden. Hier sei eingefügt, dass das Studium und die Beurteilung taktischer Verhältnisse ohne persönliche Einblicknahme in das Gelände von einem sehr relativen Werte ist, denn wie wir schon mehrfach auf militärischen Exkursionen feststellen konnten, ist im Grossen und Ganzen das Vorstellungsvermögen allein an Hand der Karte ein recht bescheidenes. Nur ausserordentlich lange Übung und Beschäftigung mit solchen Dingen kann allein vor allzu groben Fehl Vorstellungen bewahren. Nichts könnte eindrucksvoller den grossen Wert des Studiums der Kriegsgeschichte zeigen, als die Überprüfung der taktischen Ereignisse auf einem zuverlässig und gründlich studierten Gefechtsfeld. Von nichts kann man eine bessere Förderung für den militärischen Blick erwarten, als wenn man eben sich in die Situation der Ereignisse selbst an Ort und Stelle hineinversetzt. Um vollständig zu sein, soll nicht vergessen werden, dass auch

dem Zeitbegriffe neben dem Raume eine grosse Bedeutung zukommt, der leider vielmehr unter- als überschätzt wird und sich in unsachgemässen zeitlichen Anforderungen an die Truppe zum Schaden der Führung und des Erfolges zum Ausdruck bringt.

Es gibt kein «Richtig» und «Unrichtig»

Wer so eingehend in klarer Zielsetzung Kriegsgeschichte betreibt, wird ebenfalls grösste Vorsicht in der nachschauenden Kritik walten lassen, weil er sich durchaus der Fehler und Mängel bewusst ist, die sich in der Rekonstruktion militärischer Ereignisse zwangsläufig ergeben müssen. Er wird demgemäss die Begriffe «richtig» und «unrichtig» mit grösster Zurückhaltung anwenden, denn beide beruhen absolut auf einem relativen Denken, auf einer reinen Fiktion, als ob es so gewesen wäre. Noch viel eher wird er die minder scharfen Ausdrücke: «zweck-» oder «unzweckmässig» anwenden, die noch viel eher ein zurückhaltendes Urteil gegenüber den getroffenen Massnahmen zulassen. Und auch zu allen diesen Dingen muss man sagen: es gibt nichts Vollkommenes in der Welt, auch nicht im Kriege, und irren ist menschlich. Man kann ja bei allen soldatischen Entschlüssen von unten nach oben nur fragen: «Was kann man tun?», und schon Jomini wies darauf hin, dass eigentlich alles sich auf einen recht einfachen Nenner bringen lässt: «Was kann man tun?» Man kann vorwärts gehen, man kann rechts gehen, man kann links gehen, man kann stehenbleiben und man kann zurückgehen; das ist das einfache Problem aller Taktik und Strategie, dem sich dann allerdings das «Wie-Wo-Wann» anschliesst.

Das ganze Problem der Kriegsgeschichte darf nicht, wie bisher, als eine mathematische Erscheinung betrachtet werden, in der die Züge geometrisch dargestellt werden, wie dies im 18. Jahrhundert so beliebt war. Wir

dürfen sie auch nicht als rein generalstabstechnische Angelegenheit mit dem Verschieben von Schachfiguren vergleichen, sondern sie bleibt eben in allen Teilen eine Erfahrungswissenschaft *biologischer* Natur, die allerdings historische Beweise an wendet, um ihre Wahrheiten zu beweisen, ohne die Erfahrung in den einzelnen Erscheinungen festzuhalten. Die historischen Beispiele allein können im Sinne von Clausewitz klärend wirken, ohne auf alle einzelnen Fragen bestimmte Antwort zu geben. In dieser Beziehung kann eine gewisse Ähnlichkeit dieser Erfahrungswissenschaft mit den medizinischen Methoden nicht abgeleugnet werden.

Die Erfassung der Kriegsgeschichte in diesem Sinne ist auch nicht ohne Bedeutung für die Friedensmanöver, und es wäre nicht ohne Interesse, einmal kriegsgeschichtliche Erfahrungen mit den Friedensmanövern in etwas nähere Beziehungen zu setzen, als dies bisher geschieht. Wir würden dann sehen, dass wir mit der Entwicklung der Technik uns in den Friedensmanövern immer mehr von tatsächlichen Ereignissen entfernen, und dass die Friedensmanöver nur einen geringen Anteil der gewaltigen psychischen Komponente des Gefechtes zu ersetzen vermögen. Es scheint heute bei der gewaltigen Entwicklung der Technik ganz ausgeschlossen zu sein, auch nur annähernd deren Wirkung im Friedensmanöver zur Darstellung zu bringen, die materielle gar nicht, die psychologische nur in geringem Masse. Das ist mit grossen Gefahren verbunden, da eben diese Friedensmanöver zu vollständig falschen Bildern verleiten, die nichts, aber auch gar nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben. Das haben die Anfangsereignisse im Weltkriege eindeutig festgestellt, wie dies übrigens von Hoenig vorausgesagt worden war. Die Nutzenanwendung ist bis heute nur in recht bescheidenem Umfange gezogen worden. Sie liegt eben darin, dass man immer und immer wieder auf die kriegsgeschichtlichen Erfahrungen, auch für den kleineren Verband, hinweisen muss, je weiter man sich von dem

Kriege entfernt, desto weniger glaubt man an die Waffen Wirkung. Die Jugend von heute ist nur allzu leicht bereit, die warnenden Worte des kriegserfahrenen Soldaten in den Wind zu schlagen. Blutige Opfer werden die Folge sein.

Der Krieg als «leidenschaftliches Drama»

Schon Jomini erkannte in scharfsinniger Weise, dass der Krieg ein leidenschaftliches Drama sei, oder, wie später General Trochu es bezeichnete, «un drame saisissant», oder wie Napoleon es in seiner Korrespondenz sagt: «Es ist der Krieg keine blosse Anwendung von mathematischen Formeln. Die Kriegskunst besteht in der frühzeitigen Untersuchung aller Möglichkeiten und in der mathematisch genauen Berechnung, welche Rolle man dem Zufall überlassen kann. Dabei spielen taktische Fragen die zweite Rolle, während alles vom psychischen Momente abhängt.»

Der Krieg ist demnach als eine biologisch-soziologische Erscheinung zu betrachten, wie dies *Steinmetz* in einem grossen Werke eindeutig dargestellt hat. Eine biologische Erscheinung lässt sich aber nicht in mathematische Formeln fassen, wenn man auch an Hand langer Erfahrungstatsachen imstande ist, gewisse Grundsätze aufzustellen. Wenn aber eine Schlacht taktisch und strategisch ein «Naturereignis" darstellt, dann muss sie, wie alle Naturerscheinungen, wissenschaftlicher Untersuchung und Kritik unterworfen werden.

Die Psychologie der Masse

Und da heisst es zunächst festzustellen, was als Objekt den Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung unterstellt werden muss. Es ist des die Armee, die in Führer und Geführte zerfällt. Beide sind lebende Organis-

men, gleichsinnig gebaut, doch von einer ungeheuren Vielfältigkeit. Die Armee stellt eine sogenannte organisierte Masse dar und ist daher der Betrachtung der Massenseele unterstellt, wie sie von dem Franzosen Le Bon begründet worden ist und im Anschluss an seine grundlegenden Ausführungen eine grosse wissenschaftliche Entwicklung gefunden hat. Neben Hoenig war wohl der Rumäne Campeano einer der ersten, der das Problem der Massenseele auch auf die Armee und den Heeresorganismus in systematischer Untersuchung übertrug. Es ist daher ein absolutes Erfordernis, dass sich der militärische Führer ganz eingehend mit diesem Problem befasst und sich in der Kriegsgeschichte, wenn er den Strömungen in der von ihm geführten Truppe gerecht werden will, eingehend mit diesen nicht immer ganz einfachen Dingen beschäftigt. Den einen mögen seine natürlichen Anlagen hierzu befähigen, der andere muss die nötigen Kenntnisse, wenn er nicht ein sträflicher Dilettant bleiben will, in ernster Arbeit erfassen. Leider sind die Ansätze zu einem derartigen Streben noch als recht gering zu bezeichnen. Man glaubt vielerorts, diese Dinge mit schnoddrigen Bemerkungen abtun zu können.

Aus der neueren Kriegsgeschichte geht ganz eindeutig hervor, welche grosse Bedeutung der Einzelseele des oder der Führer zukommt. Zweifellos ist es ausserordentlich schwer, in dieser Richtung den inneren Erregungen und Bewegungen, die den einzelnen Führer in der Überlegung und Entschlussfassung beeinflussen, nachzugehen und ein sicheres Bild davon zu gewinnen, denn höchstwahrscheinlich kommen viele der Dinge gar nicht an die Oberfläche des Bewusstseins und spielen sich speziell bei intuitiven Vorgängen im Unterbewusstsein ab. Daher ist es gerade wichtig, durch ein systematisches, geordnetes, kriegsgeschichtliches, langdauerndes Studium Einfluss auf das Unterbewusstsein zu gewinnen. So verstehen wir wohl, wenn Prinz Friedrich Karl in seinen Erinnerungen sagt: «Was

ich in der Kriegsgeschichte suchte, wovon gerade ich bei meiner persönlichen Eigentümlichkeit mich unterrichten wollte, fand ich nicht, ich meine die innersten Triebfedern, welche die Dinge gerade so gestalteten, wie sie eintraten, weniger im Grossen, denn das wird nicht minder verschwiegen als im Kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt, zweifelt und endlich zum Entschlüsse erstarkt. Das suchte ich und fand es nirgends. Das menschliche Herz aber und das bisschen praktischen und taktischen Verstandes, und die Gabe auf die Untergebenen zu wirken, diese Dinge sind es, welche die Geheimnisse jedes Krieges, jedes Erfolges sind. Sie muss man studiert haben, um kommandieren zu können. Ich bin hiervon durchdrungen und habe es allerdings etwas getan, konnte es aber nicht zuwege bringen durch Lesen der Kriegsgeschichte. Mögen es die, welche nach mir kommen, leichter haben.» In der Tat sehen wir dann speziell im Loire-Feldzug im Schlusskapitel von Hoenig die handelnden Persönlichkeiten und ihre Gehilfen in ihrem Wesen und Charakter umrissen. Auf allgemeiner Grundlage hat der Berliner Psychologe und Philosoph Ziehm in einer sehr ansprechenden Schrift die seelischen Eigenschaften des militärischen Führers und Feldherrn aufgezeigt. Es ist selbstverständlich klar, dass weitgehend für diese Fixierung die Konstitution körperlicher und seelischer Natur herangezogen werden muss. Dabei ist es aber auch nicht abwegig, dass man weitgehend die seelischen Veränderungen, sei es durch die geistige Abnutzung im Laufe der Zeit oder durch krankmachende Ursachen, festzustellen sucht.

Feldherrntum und Pathologie

Es ist von uns in dieser Richtung für die führenden Persönlichkeiten der Schlacht an der Marne ein Versuch gemacht worden, und wir haben die

absolute Überzeugung, dass viele der Fehlentscheidungen in der militärischen Führung aus krankhaften Veränderungen zwangsläufig sich erklären lassen. Es dürfte jetzt noch da und dort gelingen, rückblickend bei den einzelnen Führern der napoleonischen Kriege, z.B. Napoleon, Blücher u.a. genau den Einfluss krankhafter Erscheinungen nachzuweisen, wie dies für die Führung im Weltkrieg einwandfrei geschehen kann. Ja, wenn man die gesamte Geschichte durchgeht, so erschauert man beim Feststellen der Tatsache, wie gross und entscheidend der Einfluss absolut geistig kranker Persönlichkeiten im Werden und Verlauf der Geschichte gewesen ist.

Dass das – wie wir sehen – entscheidende psychologische Problem nicht durch starre mathematische Regeln einzufangen ist, dürfte klar sein. Es gehört in seiner Behandlung in das Gebiet der modernen biologischen Wissenschaften und steckt noch in den Kinderschuhen. Gewiss ist diese Fragestellung nicht populär, man zuckt über den Psychologen die Achseln, vermeinend, dass es sich da um wesentlich abstrakte Fragestellungen handle. Sicherlich erträgt die Psychologie keinen Dilettantismus, wie er in manchen Dingen bei manchem Militär gang und gäbe ist. Gross sind die Vorarbeiten. Langer Erfahrung bedarf es, um in das Gebiet der Psychologie als einer ernsten Wissenschaft einzudringen. Systematische psychologische Schulung, stete Beschäftigung mit diesem Problem sind nötig.

Es wäre durchaus lückenhaft, wenn man derartige Studien nur auf *die Psychologie des einzelnen Soldaten* beschränken wollte. Mit der Erkenntnis derselben steht es vielleicht noch ungünstiger, als mit der des Führers. Ganz selten findet man in der älteren Geschichte Hinweise auf diese Probleme. Joliduc, Fricasse, Barrés, Marbot geben für die zeitgenössischen Ereignisse eine bescheidene Auslese. Die Schilderungen schöngestiger Literatur wie Stendhal in der «Chartreuse de Parme», Zola im «Débâcle», Balzac, Mérimée sind mit Vorsicht auszuwerten. Vereinzelte Anhalts-

punkte finden wir, wenn auch in bescheidenem Umfange, in den Darstellungen von Tanera, eher noch bei Kretschmann, und dieses Erfassen des psychologischen Problems führt nun zwangsläufig zur Frage: wer hat vom psychologischen Standpunkt aus richtig vorausgesehen? Wer hat eigentlich sich zunächst systematisch mit der Psychologie beschäftigt? Und da treten helleuchtend, wenn auch durch eine ganze Spanne Zeit voneinander getrennt und unbekannt, zwei Namen hervor: ein Franzose *Ardent du Pieg* und der oben schon oft genannte *Fritz Hoenig*, an die sich nun nach dem Weltkriege eine ganze Reihe Autoren und Forscher anschliessen. Aber heute mehr denn je muss der *Hoenigsche* Satz zum psychologischen Durchbruch kommen, dass die Taktik psychologischer werden muss, je mehr die Technik sich vervollkommne. *Psychologie* und *Technik* sind die Grundlagen jeder kriegerischen Aktion, sie stehen in engstem Zusammenhange. Ihr Mythos berührt sich. Ihre Verflechtung musste zum *totalitären Krieg* führen.

Die Anregungen, die in diesem Vorwort gegeben werden, können und sollen als nichts anderes gewertet werden, denn als Gedanken, hineingeworfen in eine immer dringender und hitziger werdende Debatte. Es soll einem grösseren Rahmen vorbehalten bleiben, alle diese Fragen zu erschöpfen, die heute sprunghaft erörtert werden.

Aarau, Herbst 1937.

Oberstdivisionär Dr. Eugen Bircher.

DER KRIEG SCHLIEFFENS

TANNENBERG

«Meine neue Stellung bot mir Gelegenheit^ zu zeigen, ob ich die Gedanken des grossen Lehrmeisters des Generalstabes, des Generals Graf v. Schlieffen, wenn auch nur im engeren Rahmen, in die Tat umzusetzen verstünde.»

LUDENDORFF über seine Stimmung am 22. August 1914

7. AUGUST 1914

Morgen.

Ein deutscher General, von seinem Adjutanten begleitet, entsteigt einem feldgrauen Automobil, das vor dem Tore der Zitadelle von Lüttich hält. Da das Tor nicht offen ist – merkwürdig, die Brigade musste doch schon längst in der Zitadelle sein? – schlägt der General mit dem Degenknauf an das Eisen der Türe.

Belgier öffnen, starren die beiden Deutschen an. An ein paar hundert Belgiern vorbei schreiten die beiden Deutschen durch die Zitadelle, nachdem sie nach dem Kommandanten der Feste gefragt haben.

Ehe sich die Belgier von ihrem Schrecken erholen, ist bald auch ein deutsches Regiment im Hof der Zitadelle.

Dabei ist nicht eines der Forts des Festungsgürtels in der Hand der Deutschen. Von sechs mageren Brigaden war es einer gelungen, zwischen die Forts hindurch in die Zitadelle und Stadt zu gelangen. Es war die Brigade Ludendorffs.

Und am 3. August steht der General des Ruhestandes von Hindenburg und Beneckendorff vor Moltke und empfängt von ihm die Versicherung, dass

sich «im Laufe des Krieges» sicherlich einmal die Gelegenheit ergeben werde, dass man einen Mann für eine besonders schwere Aufgabe «plötzlich benötigen» würde.

Mit diesem Trost wird der General entlassen.

Diese beiden Episoden bilden sozusagen die Einleitung zu den Entschlüssen der Obersten Heeresleitung (OHL.) in der Nacht vom 21. auf den 22. August 1914.

Hindenburg nahm sofort an, als man ihm das Oberkommando Ost anbot. Auch Ludendorff, als er folgenden Brief in den Händen hielt: «Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer als die Erstürmung Lüttichs. ... Ich weiss keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte als wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage. Seien Sie mir nicht böse, dass ich Sie von einem Posten abrufe, auf dem Sie vielleicht dicht vor einer entscheidenden Aktion stehen, die, so Gott will, durchschlagend sein wird. Sie müssen auch dieses Opfer dem Vaterlande bringen. Auch der Kaiser sieht mit Vertrauen auf Sie. Sie können natürlich nicht für das verantwortlich gemacht werden, was geschehen ist; aber Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste ab wenden. Folgen Sie also dem neuen Ruf, der der ehrenvollste für Sie ist, der einem Soldaten werden kann. Sie werden das in Sie gesetzte Vertrauen nicht zuschanden machen.»

Noch den ganzen 20. August war die OHL durchaus zuversichtlich in der Beurteilung der Lage im Osten. Und das Armeeoberkommando liess die Hoffnung offen, dass es sich der Armee Rennenkampf mit Erfolg stellen würde.

Diese Hoffnung schwand in später Nachtstunde desselben Tages, als die Meldung eintraf:

«Da starke Kräfte von Warschau–Pultusk–Lomscha im Vormarsch, kann die Lage vor meiner Front nicht ausnutzen und trete noch in der Nacht Rückmarsch nach Westen an. Soviel als möglich Bahntransport.»

Moltke stutzte. Und hatte die feste Überzeugung, dass die Unterführer den Pessimismus des Armeeoberkommandos *nicht* teilten. Sorgfältige Sondierungen direkt bei den Korps erwiesen diese Ansicht als richtig. Man musste augenblicklich handeln. Man musste, sollte nicht ganz Ostpreussen kampflos freigegeben werden, General von Prittwitz und Gaffron und seinen Generalstabschef Grafen von Waldersee augenblicklich durch Männer des Vertrauens der HOL ersetzen.

Ludendorff erhält den Brief Moltkes am 22. August um 9 Uhr vormittag. Er begibt sich augenblicklich nach Koblenz, wo er um 6 Uhr abends eintrifft. Moltke bespricht mit ihm sofort die Lage im Osten. Das 1. Armeekorps befand sich um diese Zeit bereits auf dem Bahntransport. Es sollte bei Graudenz ausgeladen werden. Moltke spricht mit General von François. Das Resultat der Besprechung zu dritt – wobei einer nicht in Koblenz anwesend war, sondern an seinem Fernsprechapparat in Ostpreussen stand – ist, dass das Korps noch weiter östlich ausgeladen wird, in Deutsch-Eylau, da es dann näher am XX. Korps ist. Thorn und Graudenz, die beiden starken Festungen, sollen alles dorthin schicken, was sie irgendwie entbehren können. Immer wieder kommt aus dem Hörer die Mahnung Moltkes, dass die Seen in deutschen Händen bleiben müssten. *Denn die Seen allein teilten die Russen.*

Man brachte also, wie Schlieffen es vorschreibt, die operierenden deutschen Kräfte «von Haus aus in den Raum, in dem sie wirken» sollten.

Um 3 Uhr früh ist Ludendorff in Hannover. In den Zug steigt Hindenburg. Beide besprechen den Plan, der – solange man nicht an Ort und Stelle ist – ganz «nebulös» bleibt.

Aber die beiden verstehen einander sofort. Darum dauert die Unterredung nicht mehr als eine halbe Stunde.

Dann gehen beide in ihre Schlafabteile. Der Zug rast gegen Osten.

Die Konzeption der Schlacht bei Tannenberg ist dreimal angewandter Schlieffen. Einen Feind nach dem andern schlagen. Und mit einem kleineren Heer ein stärkeres Heer schlagen. Und die Armeen in die Räume aufmarschieren lassen, wo sie zu wirken haben. In diesem Falle in die Flanken des Feindes.

Die Russen: Njemenarmee plus Narewarmee
485'000 Gewehre und 1'620 Geschütze.

Die Deutschen: 173'000 Gewehre und 782 Geschütze.

Ein Kampf der Deutschen ist aussichts- und sinnlos. Aber ein deutscher Kampf hat Aussicht auf Erfolg, wenn

153'000 Deutsche	191'000 Russen
296 Maschinengewehre	gegen 384 Maschinengewehre
716 Geschütze	612 Geschütze

Dieses Verhältnis ist herzustellen, wenn die deutsche Führung a) nicht gegen das vereinigte russische Heer kämpft, sondern es bewerkstelligt, dass sie nur *eine* der beiden russischen Armeen sich gegenüber hat;

b) den letzten technisch irgendwie erreichbaren Mann, das letzte Geschütz von irgendwoher auf irgendeinem Wege, wenn nicht am ersten, so am zweiten oder dritten Schlachttag auf das Schlachtfeld gebracht hat;

c) bei Loslösung aller Kräfte von der Njemenarmee.

Die Einwaggonierung eines Teiles der deutschen Armee hatte – so sehr der Entschluss die Missbilligung der OHL fand, ein *Gutes*. Die im Norden

stehende Njemenarmee musste unendlich viel Zeit verlieren, wenn sie in Fussmärschen den Deutschen nachkommen wollte. *Diese Zeit war für den Aufmarsch gegen die südlich stehende, durch die Sümpfe getrennte Narewarmee gewonnen.*

Um 2 Uhr nachmittag hielt der Sonderzug in Marienburg. Generalmajor Grünert empfing die Feldherren.

Aber Ludendorff war entsetzt. Nichts von der Drauflosstimmung in Belgien, nichts von dem alles niederrennenden Optimismus «Es muss eben gehen», vom Westen. Gedrückt war alles und bekümmert. «Mir war es wie eine andere Welt», sagt Ludendorff enttäuscht.

Es gab allerhand Sorgen. Da hatte man eine einzige Kavalleriedivision. Aber man wusste nicht, wo sie war. Ob sie noch war. Sie war dem Feinde verdammt schneidig in den Rücken geritten – und seither verschollen.

Alles, alles hing davon ab, ob die Loslösung von der Narewarmee im Norden gelang oder nicht. Und alles hing ferner davon ab, *wie rasch der Feind im Norden folgte*. Je früher er den deutschen Plan ahnte, je schneller er marschierte, desto geringer die Chance, dass *eine* deutsche Armee *eine russische* schlagen konnte und nicht von *zwei* Russenarmeen in die Zange genommen wurde.

Trübe, sorgenvolle Stunden.

Von Usdau bis zum Lansker See standen dem deutschen XX. Armeekorps nach aufgefangenen Funkmeldungen drei aktive Korps gegenüber. Und im Laufe des 24. wurde der Anmarsch eines weiteren Armeekorps gemeldet. Wenn der Gegner hier anpackte, kam er dem deutschen Angriff zuvor, er traf ihn mitten in den Aufmarsch.

Die deutsche Front zurücknehmen? Das hätte die Stimmung gefährdet. Das XX. Korps musste halten, so gut es konnte.

Als Hindenburg-Ludendorff ankamen, fanden sie zu ihrer Überraschung allerdings doch auch eine geänderte Auffassung im Armeeoberkommando vor. Von Prittwitz und Gaffron hatte sich inzwischen ebenfalls entschlossen, dem Feinde entgegenzutreten, ebenfalls den «neuen Kräften» (Narewarmee) zu begegnen. Aber die OHL hatte ihre Entschlüsse indes schon gefasst. Sie dürfte sie nach deutscher Auffassung auch nicht geändert haben, wenn sie rechtzeitig Kenntnis vom Umschwung der Dinge gehabt hätte. Sie hatte Beweise in der Hand, dass das Oberkommando *nicht* das Vertrauen der Unterführer besass... Trübe, sorgenvolle Stunden. Da geschieht etwas Unglaubliches. Es ist wie ein Traum.

Mitten in die Sorgen, ob Rennenkampf (Njemenarmee) nicht den Deutschen mit aller Wucht nachsetzen würde, platzt eine Depesche. *Ein unbegreiflicher Weise unchiffrierter russischer Befehl*: «Vormarschlinie Njemenarmee für den 26. die Linie Gerdauen-Altenburg-Wehlau.» War das fassbar? Die Russen hatten keine blasse Ahnung von dem eiligen Rückmarsch der Deutschen, sie tasteten sich ganz vorsichtig vor und verloren Chance und Zeit!

Ludendorff fiel ein Stein vom Herzen. Die Hoffnung, dass die Njemenarmee *zu spät käme zum Kampfe, bestand also tatsächlich.*

Aber noch mehr. Die Russen haben keine Ahnung von der Bewegung der Deutschen *nach Süden.*

In der Depesche heisst es wörtlich:

«Nach der Schlacht an der Front des XV. Korps ist das gegnerische Korps am 24. August zurückgegangen in der Richtung Osterode. Bei Gilgénburg nach Aussagen Landwehrbrigade . . . Die Armee verfolgt den Gegner weiter, der *nach Königsberg-Rastenburg zurückgeht.* – Die 2. Armee geht vor: Linie Alienstein-Osterode am 25. August, die Hauptmacht der Korps besetzt: XIII. Korps Linie Gimmendorf-Kurken, XV. Korps Nadrau-Pauls-

gut, XXIII. Korps Michalken-Gr. Gardienen. – Trennungstreifen für das Vorgehen der Korps: zwischen XIII. und XV. Linie Muschaken-Schwedrich, zwischen XV. und XXIII. Linie Neidenburg-Wittigwalde. Das I. Korps soll bleiben im 5. Bezirk, indem es linke Flanke der Armee sichert. ..» (Hier fehlte etwas.) «... dem Korps überzugehen in den Raum Bischofsburg-Rothfliess, um den rechten Flügel zu sichern. Von der Seite Rastenburg soll 4. Kavallerie-Division, die dem VI. Korps unterstellt, bleiben Sensburg, indem sie aufklärt Linie Rastenburg-Bartenstein und Seeburg-Heilsberg. 6. und 15. Kav.-Div. ... Stab Ostrolenka.»

(In der Originaldepesche waren russische Daten angegeben. Sie sind hier durch das deutsche Datum ersetzt.)

Für die Deutschen war jetzt wichtig:

1. rasches Losschlagen, diese Bewegungsträgheit der Russen auszunützen;
2. die Truppen rechtzeitig auf den Kampfplatz zu bringen.

Der Kampf sollte am 26. August mit dem Angriff aus Usdau beginnen. Am 25. hatte Hindenburg, wie das Reichsarchiv schreibt, *den letzten Mann und das letzte Geschütz seiner Armee in Marsch gesetzt gegen die russische Narewarmee, gegen die er die Entscheidungsschlacht schlagen wollte*. Am nächsten Morgen musste es im Westen beim I. und XX. AK. und im Osten beim I. AK. und XVII. AK. zum Kampfe kommen; aber nicht mehr der Gegner zwang den Kampf auf, sondern er wurde von der deutschen Führung bewusst herbeigeführt. Die weitere Entwicklung hing zunächst von den Massnahmen der Kommandierenden Generale und von der Tüchtigkeit der Truppe ab.

Im letzten Augenblick bedenkliche Nachrichten. Wenn der Vormarsch Rennenkamps doch ... Ludendorff geht zu Hindenburg.

«Ich hatte Sie pflichtgemäss davon zu unterrichten», sagte Ludendorff am Ende und liest im Gesicht von Hindenburg.

Der zählt in seinen Gedanken. Spricht es dann aus: . ehe die Truppen den Befehl erhalten, ist es Morgen geworden ..., sie stehen schon im Kampfe.

..

Bange Minuten.

Dann: «Lassen wir's, wie es ist.» ...

Lächelnd entfernt sich Ludendorff. Die Schlacht, das Schicksal, nimmt seinen Lauf.

«Es entwickelt sich alles programmässig», pflegt man zu sagen. Nein, es entwickelte sich nicht alles programmässig.

Und der kritische Tag ist für beide Teile der 27. August.

Die Front sieht zunächst so aus: Ein Galgen, dessen Balken nach rechts zeigt. Also eine Front von Süden (Soldau) nach Norden (Alienstein). In Alienstein bricht die Front und geht östlich in rechtem Winkel nach Passenheim.

Nur hatte diese Front eine Merkwürdigkeit: *Von Hohenstein bis Allenstein standen wohl Russen, aber nicht Deutsche,*

Noch etwas anderes, was wir bei der kommenden Entwicklung beachten müssen: Es gab auf dieser Front auf russischer Seite nur *eine* für Train und Artillerie gangbare, befahrbare Strasse, die von Neidenburg nach Hohenstein; also eine süd-nördlich verlaufende Verbindung. Weiter östlich Seen und Sümpfe und weicher Waldboden und kupiertes Sumpfterrain. Wer die russische Front durchbluten wollte, wer vor allem dem russischen Abschnitt Hohenstein bis Allenstein Blut zuführen wollte, der musste diese Strasse halten können.

Den Deutschen gelang es an diesem 27. August, die beiden Flügel der russischen Front zurückzuwerfen. Also im Süden die bei Soldau stehenden russischen Korps, und dann auf dem andern Schenkel des Rechteckes den Flügel bei Passenheim.

Im Süden veränderte sich durch diesen Kampf zugunsten der Deutschen die Lage so, dass die Russen zum Teil nach Mlava abgedrängt wurden, also gleich ein ganzes Korps auf dem engeren Kampfplatz ausfiel, zum Teil auf Neidenburg zurückgingen, wodurch die einzige Verbindung mit den nördlich fechtenden Russen gefährdet war.

Bei Passenheim aber wurden die Russen *südwärts* gedrückt, so dass der in der Luft hängende, freie russische Frontteil bis Allenstein ohne Flanken- und Rückendeckung war. Auch dieses russische Korps, das VL, *schied aus dem engeren Kampfe aus*.

Das Zentrum der Russen war also ausserordentlich geschwächt.

Aber es geschah mehr. Als die Deutschen bei Hohenstein stark angriffen, warf Samsonow die beiden Korps, die bei Allenstein *ohne Gegner waren*, in die Schlacht und nahm sich damit selbst *die herrlichste Chance*.

Die beiden freien Korps waren nämlich nicht, wie man eigentlich hätte erwarten müssen, nach Südwesten umgeschwenkt, die deutsche Front, die hier ein Lock von Hohenstein bis Wartenburg hatte, aufzurollen, sondern sie liessen sich durch den deutschen Angriff binden und gaben dadurch zwei Gruppen Zeit, dieses Riesenloch der merkwürdigen Front, die keine war, zu stopfen. Von der Goltz konnte, von Osterode kommend, noch rechtzeitig eingreifen und das I. Reservekorps und XVII. den russischen Kräften bei Allenstein in den Rücken fallen.

Warum haben die Russen die Front nicht aufgerollt?

In dem Buche «Der Mann, der Tannenberg verlor» schildert der russische General Noskoff die Schlacht. Er erwähnt hier einen Befehl des Generalstabschefs des Oberbefehls der Gruppe NW.

«Die Zentralgruppe marschiert weiter in der Richtung auf Allenstein.» Der Generalstabschef, Shilinski, gibt aber Samsonow die Erlaubnis, den vorgeschobenen Teil seiner Armee bei Allenstein *gegen Osterode einschwen-*

ken zu lassen. Also das Loch zwischen Hohenstein und Wartenburg – 30 Kilometer!! – ausnützend, dem deutschen Zentrum in den Rücken zu marschieren.

Warum unterliess das Samsonow? Es scheint ihn etwas wie die Angst vor der eigenen Courage befallen zu haben. Es fehlte ihm die *Kühnheit* zu diesem Entschluss. Er hat sich von den Deutschen seinen Weg vorschreiben lassen, seine Korps sind gebunden, die *Gefahr einer Aufrollung der deutschen Front beseitigt*.

(Ein Schulbeispiel eines, wenn man so sagen darf, «Anti-Schlieffen».) Am nächsten Tage gibt es bei den Deutschen einen schweren «Betriebsunfall». Die Front bei Waplitz wird durchbrochen, ein deutscher Generalmajor verliert die Nerven. Es sieht böse aus, und die Situation wird buchstäblich nur durch das unerhört schneidige Benehmen einer Handvoll Offiziere gerettet. Mit ein paar zusammengeklauten Kompanien lassen sie vorerst (Kriegsarchiv) *Gewehrgriffe kloppen*, um dann die Leute wieder ins Feuer zu führen.

Aber im Süden rücken die Deutschen in Neidenburg ein. Die russischen Korps, die jetzt erst die ganze Gefahr, abgeschnitten zu werden, erkennen, bekommen Befehl, sich nach Neidenburg zurückzuziehen.

Und wie sie erfahren, Neidenburg sei besetzt, die einzige Chaussee in deutscher Hand, wird Muschaken-Janow als Marschziel angegeben. Doch der russische General Kondratowitsch hatte schon vorher selbständig den Rückzugsbefehl gegeben und sein XXIII. Korps den Raum Neidenburg-Willenberg preisgegeben. Es gab keine Rückzugsmöglichkeit mehr. Alles war zu Ende.

Es war kein «ordinärer Sieg», es war ein Schlieffen-Sieg kat exochen. Ludendorff hatte tatsächlich gezeigt, dass er imstande war, den Gedanken Schlieffens, «wenn auch nur im engeren Rahmen», in die Tat umzusetzen.

DIE GRÖSSTE BEWEGUNGSSCHLACHT DER GESCHICHTE

MARNE VOM 5.-9. SEPTEMBER

«Jede Operation muss von einem klaren Gedanken beherrscht sein. Diesem Gedanken hat sich jeder und hat sich alles unterzuordnen. An der entscheidenden Stelle ist die entscheidende Kraft einzusetzen; der Erfolg ist nur durch Opfer zu erkaufen.»

GENERALOBERST VON SEECKT *am Schlieffentag,
dem 28. Februar 1928.*

NACHT VOM 2. AUF DEN 3. SEPTEMBER 1914

Die deutsche erste Armee ist im Raume von Creil-Senlis-Nanteuil-La Ferté einquartiert. Der Feind hat sich losgelöst. Es ist heute beinahe unmöglich gewesen, ihm auf den Fersen zu bleiben. Es wird morgen noch schwerer sein.

Aber das sind die Sorgen der Leitung der ersten deutschen Armee. Die Sorge Klucks. Seine Leute strecken sich im Stroh, niedergeschlagen von Schlaf und Märschen, die sich kein Musketier hat träumen lassen. Wie auf Manövern ging es her, jede halbe Stunde ein neues Dorf. ... aber da hatte der Schlaf schon jede Erinnerung ausgelöscht.

Die deutsche Oberste Heeresleitung ist den deutschen Armeen gefolgt. Aber sie ist diesen Armeen nicht sehr weit gefolgt. Sie hat sich in Luxemburg niedergelassen. Luxemburg-Crépy en Valois, das sind so 250 Kilometer. 250 Kilometer, sagen wir fünf Autostunden, ist das Hirn der deutschen Armee entfernt. Aber der Funke springt über diese Distanz. Die Fun-

ker des ersten Armeekommandos fangen die Depesche auf:

«Absicht Oberster Heeresleitung, Franzosen in südöstlicher Richtung von Paris abzudrängen. 1. Armee folgt gestaffelt der 2. Armee und übernimmt weiterhin Flankenschutz des Heeres.»

Kluck liest aus der Depesche, dass die deutsche Oberste Heeresleitung darauf verzichtet, die Hauptstadt Paris in ihre Operationen einzubeziehen. Paris wird ignoriert.

Es ist die Nacht vom 2. auf den 3. September.

Die Nacht, die dem 2. September gefolgt ist, dem gleichen Tage, an dem sich Joffre entschlossen hat, auf die Einbeziehung der Hauptstadt des Reiches in seine Operationen zu verzichten. Die Stadt wird ihrem Schicksal überlassen, wie Verdun seinem Schicksal überlassen wird.

«Völlige Loslösung vom Feinde, Rückzug bis hinter die Seine. Dort Auffüllung der geschwächten Truppen in stark befestigte Stellungen.» Das war der Befehl Joffres.

Nicht gerade zur selben Stunde, in der Kluck den Funkspruch der Obersten Heeresleitung in den Händen hielt und sich über die grosse Karte beugte, indes seine Soldaten hinüberträumten in die bunte, bizarre Welt des Schlafes, aber immerhin in derselben Nacht verliess ein Schlafwagenzug den verdunkelten Gare Montparnasse und fuhr langsam an den Häusern der Rue de l'Ouest vorüber, aus denen gedämpftes Licht und bange Schlaflosigkeit drangen, gegen Versailles. Die Vorhänge der Schlafcoupés waren sorgfältig herabgelassen, die Passagiere dieses Zuges standen nicht einmal wie sonst vor dem Schlafengehen noch ein wenig auf dem Gang, sie hatten sich mit ihren Gedanken in den einzelnen Abteilen eingeschlossen.

Es war ein Schlafwagenzug ohne Schlaf. In ihm fuhr die französische Regierung aus dem aufgegebenen Paris nach Bordeaux. In Paris lässt sie eine

müde Bevölkerung, den verbitterten Gallieni und den hoffnungsarmen General Maunoury mit einer Armee, der sechsten, und einigen Lanzerformationen (die hier Territorialdivisionen heissen) zurück.

Gallieni hat für die Verteidigung von Paris drei Armeen gefordert. Joffre hat ihn ausgelacht.

Joffre, der um diese Zeit in Bar sur Aube, also direkt in der in Aussicht genommenen Seinstellung und ein paar Schritte hinter dem Marnekanal, in seinem kleinen Schlosse den Schlaf des Gerechten schläft. Seine Befehle werden morgen, übermorgen ausgeführt sein. Es gibt heute und morgen keine Überraschungen.

Und für 6 Uhr morgens ist ein scharfes Spiel auf dem Tennisplatze des Schlosses anbefohlen, der von herrlichen Rosenbosketten eingerahmt ist. Bar sur Aube ist wunderbar, träumen die Offiziere der «Gesellschaft des Grand Quartier Général». «Gesellschaft» – denn es ist kein Generalstab. Joffre hat sich eigensinnig und anscheinend wahllos aus der französischen Armee – die Truppiers inbegriffen! – ein paar ihm sympathische Leute herausgesucht.

Bar sur Aube und sein Schloss. Zweifellos, hier liess sich ein Rückzug angenehm erleben.

Indes graut der Morgen des 3. September.

3. September.

Er beginnt mit Pferdewiehern und Kommandorufen, mit Lachen und Motorradgeknatter. Die deutsche erste Armee marschiert, marschiert mit langen Schritten, Fühlung zu bekommen mit dem ausgerissenen Feind. Die Hauptleute versammeln ihre Subalternoffiziere, die Karten wandern aus der Kartentasche, Marschrichtungen und Ziele werden eingezeichnet, man lernt französische Geographie. Saint Barthélemy, Montolovet, Doue, Rebais, Saint Cyr, das berühmte, Jouarre, Meaux, Nanteuil, Le Haudouin ...!

Saint Barthélemy, Montolovet, Doue, Rebais, Saint Cyr, Jouarre ... Das notieren auch die Telephonisten in dem schwarzen alten Gemäuer des Hôtel des Invalides, jenem Pariser Generalkommando, an das ein Dom angebaut ist, durch dessen Fenster ein merkwürdiges blaues Licht auf einen Porphysarg tropft. Hunderte Heldenfahnen halten wie segnend und schützend ihre Seide und ihre Fahnenstangen über dieses Grab des Titanen Bonaparte. ...

Gallieni ist ein Frühaufsteher. Seine Morgenzeitung sind die Meldungen der Nacht, des frühen Morgens. Plötzlich fährt sich der alte Soldat über die Augen.

Ängstlich sieht es der Adjutant. Hat den General Übelkeit befallen? Soll er die Ordonnanz ...?

Nein, keine Übelkeit, der General ist aufgestanden, sieht seinen Kameraden mit merkwürdigen Augen an. Sagt dann sehr höflich: «Ich bitte Exzellenz zu mir.»

Ein paar Augenblicke später ist Maunoury da. Und was Gallieni ihn fragen will, damit platzt Maunoury in das Zimmer. Beide haben die erregenden Meldungen gelesen. Beide stehen fassungslos, gepeitscht von einer Hoffnung, die sie kaum auszusprechen wagen, vor der Tatsache, dass Paris nicht belagert werden wird. Nicht einmal zerniert. Eine Armee und vier Millionen Franzosen ignorierend marschieren die Deutschen an Paris vorbei.

Saint-Barthélémy, Montolovet, Doue ... bleibt niemand zum Flankenschutz der ersten Armee, *zum Flankenschutz der grossen deutschen Armee zurück?*

Doch. Das vierte Reservekorps und die vierte Kavalleriedivision! Ein Sprung über dreitausend Kilometer. Ein Sprung nach St. Petersburg. Dort hält der Ministerpräsident die Depesche seines Pariser Militärattachés in der Hand. Die Depesche ist vom 30. August datiert und lautet:

«Der Einzug der Deutschen in Paris nur mehr eine Frage von wenigen Tagen.»

Datiert ist die Depesche vom 30. August. Heute schrieb man den 3. September. Warum marschierten die Deutschen nicht in Paris ein? Wagten sie es, eine Viermillionenstadt zu ignorieren?

Wagten sie es, die Armee zu ignorieren, die in ihren Mauern lag? Warum zernierten sie die Stadt und Festung nicht wenigstens? Waren sie so stark, dass sie eine genügende Rückendeckung zurücklassen konnten, stark genug, einer Armee zu trotzen samt all den jungen Leuten, denen ein Festungskommandant von Paris Gewehre in die Hand zu drücken vermochte? Und aufmerksam, höchst erstaunt, sammeln und sichten die Generalstäbe der ganzen Welt ihre Berichte.

«Was tun da die Deutschen?», fragt man in Petersburg und London, aber auch in Wien und Rom, in Stockholm und Bukarest und Bern. Indes jagt Gallieni zahllose Kavalleriepatrouillen in den Raum Nanteuil, Crepy en Valois, Senlis, La Ferté. Lässt alle verfügbaren Flieger über den Raum streichen. Wartet zitternd auf jede Meldung. Am Abend sind die Meldungen da. Sie lauten merkwürdig, ganz unglaublich übereinstimmend. Gallieni fasst sie in einem Satze zusammen: Kluck marschiert in südöstlicher Richtung an Paris vorbei. Die zurückgelassene Flanken- und Rückendeckung kann nicht stärker oder nicht viel stärker sein als ein einziges Armeekorps.

«Warten wir die Nacht ab», sagt Gallieni. Er konnte es noch immer nicht glauben.

Vielleicht um dieselbe Zeit erläutert Kluck seinem Stabe nochmals seine Auffassung von der Situation. «Die erste Armee ist einen Tagesmarsch gestaffelt hinter der zweiten. Ich kann den Befehl der Obersten Heeresleitung nicht in der Weise ausführen, dass ich jetzt zwei Tage stehenbleibe, wenn die Verfolgung im vollen Fluss ist.

Das würde sonst bedeuten, dass die Briten und Franzosen zwei Tage Bewegungsfreiheit hätten. Diese zwei Tage aber könnten ausreichen, um die jetzt noch bestehende Möglichkeit, sie von Paris gänzlich abzudrängen, zunichte zu machen. Erst nachdem wir sie über die Seine geworfen haben, dürfen wir gegen Paris einschwenken.»

Weiter marschiert, reitet, die erste deutsche Armee, umlauert, umspäht von der französischen Kavallerie.

3. September.

Wieder sichten die beiden französischen Generale in Paris die Berichte am frühen Morgen. *Es besteht nun kein Zweifel mehr.* Endlich finden sie die richtigen Worte. Und Gallieni, der Scharfe, hat sogleich einen Satz geprägt, von dem er an diesem Morgen vielleicht noch nicht ahnte, dass er in die Geschichte eingehen würde.

Er fasste Maunoury an den Schultern. Sagte: «Schön, wenn die Herren nicht zu uns kommen, werden wir zu ihnen kommen.»

Er befiehlt Maunoury den Aufmarsch mit einer Armee, den verfügbaren Territorialdivisionen und einer merkwürdigen Formation, die ihresgleichen vornehmlich in der französischen Geschichte hat – er treibt die Urlauber aus den Betten, aus den Cafés, fängt sie auf dem Boulevard des Italiens zusammen und auf dem Montparnasse, stopft sie in die Kasernen, entvölkert Kadettenschulen und Rekrutendepots und beschlagnahmt alle Automobile, Droschken wie Privatwagen!

Es ist Punkt 9, als sich Bar sur Aube meldet. Das Grand Quartier Générale «höchst persönlich»: Joffre.

Mit fliegendem Atem, doch langsam^ scharf, jedes Wort wie in Stein meisselnd, entwirft Gallieni die Situation und erklärt seine bisherigen Vorbereitungen zu einem Stoss in die deutsche Flanke (es ist schon beinahe der deutsche Rücken!).

Joffre lässt seine Mitarbeiter mithören. Sie stenographieren mit. Aber Joffre sagt endlich: «Nur im Rahmen einer allgemeinen Offensive..

«Dann lassen Sie Ihre allgemeine Offensive doch *jetzt* einsetzen!» «Geht nicht, die Engländer werden sich weigern, die rückläufige Bewegung zu stoppen.»

«Sie werden es dennoch tun ..

Joffre ist nicht weich zu kriegen. Das Gespräch ist beendet. Die beiden Pariser Generale sind wie vor den Kopf geschlagen. Aber sie setzen die Bereitstellung von Truppen und Munition und Transportmitteln fort, benehmen sich, als sollten morgen, übermorgen schon drei Armeen nach Paris geworfen werden und aus Paris nach Meaux. Indes werden die deutschen Bewegungen mit klopfendem Herzen verfolgt. Die Menschen im Hôtel des Invalides fiebern. Jede Depesche wird den beiden Generalen gereicht. Es gibt keinen Zweifel mehr ..., das grosse deutsche Heer marschiert an Paris vorbei ...

Um Mittag ist Gallieni wieder am Apparat und bearbeitet Joffre. Wieder notieren die Adjutanten.

Joffre hat indes ausgiebig gefrühstückt, hat ein paar Games glatt gewonnen und sich die Lage erläutern lassen. Gallieni spürt, als ob der Draht Gefühle verraten würde, augenblicklich, dass die Stimmung Joffres schwankend geworden ist. Auch Maunoury muss mit Joffre sprechen. Am Ende hört der Generalissimus geduldig zu, wie ihm die beiden von den bereits getroffenen Vorkehrungen zum Empfang der neuen Armeen erzählen.

Aber Joffre hört nicht hin. Er rechnet, während die andern sprechen. Er sieht den weiten Bogen, den der deutsche Kronprinz von den Höhen südlich Verdun um die ganze Festung herum machen musste, er errechnet die Kraft der deutschen 6. und 7. Armee, der es nicht gelungen ist, zwischen Toul und Epinal durchzukommen. Die Deutschen haben sich hier getäuscht, haben die Franzosen unterschätzt, die werden Verdun nicht überrennen, sie werden nicht durch Toul und Epinal schlüpfen. Man könnte,

rechnet Joffre, zwei Armeekorps aus der Front ziehen. Vielleicht noch mehr. ...

Und dann bricht er das ganze Telefongespräch mit den Worten ab: «Schön, man wird sich an der Marne schlagen.»

Die beiden Pariser wagen es kaum zu fassen.

Es ist der 4. September, 1 Uhr mittags.

4. September, 9 Uhr abends.

Grand Quartier Général spricht mit Gallieni. Joffre ist selbst hier. Er teilt mit, dass er sich entschlossen habe, die Division 45, die Division 8, das 4. Armeekorps aus Verdun nach Paris zu werfen. Die Bereitstellung erfolgt am 5. Am 6. Beginn des Angriffes an der ganzen Front. Umfassender Angriff von beiden Flügeln auf die deutschen Flanken. Sarrail gegen den Kronprinzen auf dem rechten Flügel, Maunoury und die Engländer sowie die 5. Armee auf dem linken.

Aber zur gleichen Zeit hat auch die Oberste Heeresleitung neue Entschlüsse aus der Lage gefasst. Hatte die Lage unerhört richtig erkannt. Funke:

«Der Gegner hat sich dem umfassend angesetzten Angriff der 1. und 2. Armee entzogen und mit Teilen Anschluss an Paris erreicht. Meldungen und sichere Agentennachrichten lassen ferner den Schluss zu, dass der Feind aus der Linie Belfort-Toul Truppen nach Westen befördert, sowie dass er auf der Front vor der 3. bis 5. Armee ebenfalls Armeeteile herauszieht. Ein Abdrängen des gesamten französischen Heeres gegen die Schweizer Grenze in südöstlicher Richtung ist somit nicht mehr möglich. Es muss vielmehr damit gerechnet werden, dass der Feind zum Schutze der Hauptstadt und zur Bedrohung der rechten deutschen Heeresflanke stärkere Kräfte in der Gegend von Paris zusammenzieht und Neubildung heranzführt.»

Erstaunt sehen die deutschen Stabsoffiziere einander an. *Der grosse Schlieffen-Plan war auf gegeben worden? Gescheitert? Der «rechte Arm» zu kurz geworden?*

Aber noch erstaunter ist der Stab der ersten Armee, wie in der Nacht der Befehl der Obersten Heeresleitung eintrifft:

«1. und 2. Armee verbleiben (*verbleiben!*) gegenüber Ostfront von Paris.

1. Armee zwischen Oise und Marne, Marneübergänge westlich Chateau-Thierry besetzend. 2. Armee zwischen Marne und Seine, Seineübergänge zwischen Nogent und Méry einschliesslich besetzend. 3. Armee geht auf Troyes-Vendeuvre vor.

4. und 5. Armee haben durch schleuniges Vorgehen in südöstlicher Richtung der 6. und 7. Armee Übergang über die obere Mosel zu eröffnen.»

Ein merkwürdiger Befehl. Verzicht auf die grosse Operation? Einschränkung auf Teilaufgaben? Stoppen des grossen Schwunges? Kluck und seine Offiziere stehen vor einer neuen Situation.

«Erste und zweite Armee *verbleiben?*» Was hiess das? *Stehenbleiben?*

Der Gegner musste doch zunächst erst über die Seine zurückgeworfen werden, *dann erst* war ein Einschwenken gegen Paris möglich!

Das ist das Merkwürdige: Dass man über Kluck so viel geschrieben hat seither und über seine Entschlüsse und Pläne.

Aber man hat wenig von Kuhl geschrieben.

Und doch war es Kuhls Einfluss, der den Führer der 1. Armee damals davon abhielt, etwas nach Kuhls Ansicht dem ausdrücklichen Befehle der OHL Zuwiderlaufendes zu beginnen – damals, als Paris zum Greifen nahe vor Kluck lag und Kluck zupacken wollte.

Und wenn man heute von dem Rückzug der 1. Armee spricht, spricht man von Kluck. Obwohl im Ausland mitunter starr behauptet wird, Hentsch

habe gar nicht einmal mit Kluck verhandelt, sondern mit Kuhl. ... Und doch war Paris damals zum zweiten Male innerhalb von ein paar Tagen und innerhalb der Gedanken Klucks zum Greifen nahe. ... 5. September.

Eines ahnte Kluck nicht, ahnte die OHL nicht: Dass die Franzosen, dass Joffre *diesen Befehl und die weiteren Befehle auffangen und dechiffrieren würde! Der Feind hörte mit!*

Am Morgen marschiert die «Verfolgungsgruppe», also das Gros der ersten Armee weiter nach dem Süden, dem Feinde nach. Kavallerie und Flieger bearbeiten die Räume vor der Armee. Immer die gleiche Meldung geht zu Kluck zurück: «Der Feind in vollem Rückzüge!» «Ist der Raum nördlich und nordöstlich Paris befliegen worden?», fragt Kluck. Gerade dieser Raum ist *nicht* befliegen worden. Der Feind steht doch im Süden? *Aber er stand im Norden!*

«Am Sechsten beginnt der Angriff», befiehlt Joffre. Doch seine sechste Armee, noch ohne Verstärkungen, hat den Vormarsch schon begonnen. Tausende Droschken und Privatfahrzeuge schleppen die Truppen, die in ganzen Dolden aus den Wagen hängen, an die Front. Nach Dammartin, nach Meaux. Maunoury stösst nach Norden. *Inzwischen ist Kluck eben an ihm vorbei nach dem Süden marschiert.* Es ist 9 Uhr vormittags. Da häufen sich bei General von Gronau, dem Kommandierenden des Flankenschutzes, in blitzartiger Aufeinanderfolge die Kavalleriemeldungen: Vorgehen feindlicher Kavallerie und Infanterie in nordöstlicher und östlicher Richtung!

Aber der Teufel soll den dichten Wald in dieser Gegend holen! Man bekam und bekam kein genaues Bild von dem, was vorging. Gronau meldet Kluck: «Es geht etwas vor, aber man weiss nicht was!»

«Dann hilft nichts, dann müssen Sie angreifen.»

Und Gronau greift um 2 Uhr nachmittags an. Die Marneschlacht hat begonnen.

Während zwei Armeen über den aus zweieinhalb (!) Divisionen bestehenden Rücken- und Flankenschutz des deutschen Heeres herfallen, marschiert die erste Armee an diesem Tage bis Coulommiers, Chevril, Le Corbier, zwanzig Kilometer von der Seine entfernt.

Vierzig, ja fünfzig Kilometer entfernt von den Divisionen Gronaus!

An diesem Tage war der ganze rechte Flügel der deutschen Armee im Fluss und die englisch-französischen Armeen dazu. An demselben Tage marschierte z.B. die erste und zweite Gardedivision von Epernay bis an den Pt. Morin (grob dreissig Kilometer), das siebente Korps von Montlervon nach Esternay.

Ob wir den Gegner erwischen? fragen sich die Kompanieführer. Weiss Gott, wie weit er sich wieder losgelöst.

Hätten wir gestern nicht Glück gehabt, wir hätten keinen Franzosen gesehen. So aber konnte Hauptmann Schlüter von 3./76 melden: «Wir rückten auf den Wirtschaftshof, dessen Eingang wir uns allerdings erst mit sanfter Gewalt erzwingen mussten. Wir beschafften uns einige Laternen und sahen nun zu unserm Erstaunen hübsch ausgerichtete Gewehrpyramiden, mit Patronengürteln behängt, vor den Stallungen stehen. Wir leuchteten in den nächsten Stall und sahen einigen im Stroh liegenden und verschlafen blinzelnden Franzosen in die erstaunten Augen. Dasselbe Bild im nächsten und übernächsten Stall! Im Ganzen waren es etwa 30 Franzmänner, die wir auf diese Weise ans Lampenlicht beförderten!»

Kein Zweifel, dass dieser deutsche Hauptmann damals dachte, wie es alle Deutschen vorne taten: Vor uns ein demoralisierter, *in voller Flucht begriffener Feind*, unfähig, sich zu stellen, nicht an der Marne, nicht einmal hinter der Seine. ...

Aber da, dort erreicht man ihn doch, erreicht seine Marschkolonne bei Morsains. Episoden, nicht mehr. Und die Korpsbefehle können versichern «Feind in vollem Rückzuge über den Abschnitt der Seine». Inzwischen hat der Befehl der Obersten Heeresleitung die Armeekorps erreicht.

«1. und 2. Armee schwenken gegen Paris ein», heisst es überall.

General von Emmich, X. AK., fährt mit seinem Wagen an den Marschkolonnen seiner Truppen vorbei. Ruft ihnen zu: «Endlich geht's auf Paris!» Unbeschreiblicher Jubel.

Und die Immerlustigen, die gleich zur Hand sind, senden ihre Witze aus: «Weisse Hosen empfangen zum Einzug in Paris!»

Aber es handelt sich gar nicht um einen *Marsch nach Paris*, sondern nur um die Einleitung der befohlenen *Frontveränderung auf Paris*. Und der Paris-Jubel, so herrlich auffrischend er die deutschen Truppen durchglüht, er ist verfrüht. Man ist irgendwie vorn gebunden. Man muss zunächst befehlmässig die Übergänge über den kleinen Petit Morin gewinnen. Also marschiert man doch wieder südlich und nicht westlich.

Und jetzt geschieht wiederum etwas Interessantes.

Die Deutschen haben befehlmässig die Übergänge über den Petit Morin, der vor ihnen im Sumpftale liegt, zu nehmen. Das zehnte Korps, das zehnte «Reserve», die Garde fliessen südwärts.

Um genau dieselbe Zeit gibt *Foch seinen Marokkanern den Befehl, die Morin-Übergänge zu sichern*.

Und die Marokkaner, frische Truppen, eben auswaggoniert, rasen nordwärts.

Der Leutnant der Dreier-Husaren, ein Herr Lorenz, greift sich südlich von Le Reclus an den Leib. Ist getroffen. Hat dennoch die Kraft zurückzujagen und zu melden: «Hinter den Höhen von Oyes ein ganzes Artillerieregiment aufgefahren!»

«Und Infanterie?»

«Schwächere Kolonnen bei Congy im Rückmarsch auf Courjeonnet und Joches!»

Die Offiziere des Stabes stürzen sich auf die einzige vorhandene Karte (es ist schon ein Elend, dass die nötigen Karten noch immer nicht zur Genüge eingetroffen sind). Man überblickt sofort die Lage. Infanterie im Rückmarsch auf die Morin-Übergänge und Artillerie fährt jenseits auf. Das kann nichts anderes sein als eine Rückzugsdeckung.

Aber es war in Wahrheit der Aufmarsch der Artillerie in ihre von Foch für den 6., also für morgen befohlenen Stellungen.

Neue Meldung hetzt in das Kommando. Ein Leutnant Arweiler von den 6. Husaren bringt sie. Sie ist eigentümlich. Der erste Teil stimmt ja mit allem überein, was man sich bisher ausgerechnet hat. Der erste Teil lautet: «Joches und Courjeonnet vom Feind besetzt (Kavallerie und Radfahrer).» Sicherung des Rückzuges über den Morin, Aufhalten der Deutschen, kombinieren die Stäbe.

Aber jetzt heisst es weiter: «Im westlichen Teil des Bois de Toulon mehrere feindliche Kavalleriepatrouillen. 4 Uhr nachmittags marschierte eine feindliche Kolonne (eine Kompanie) von Coizard-Joches aus in den südlichen Teil des Bois de Toulon.» Also nach Norden?

Die Deutschen stutzen. Aber eine Kompanie? Konnte auch nicht mehr bedeuten als Sicherung des Rückzuges.

Aber das X. Korps hat die Morin-Übergänge zu nehmen. Also gehen zunächst zwei Kompanien 92 gegen Courjeonnet vor. Erhalten heftiges Feuer. Ohne Einsatz starker Kräfte war der Ort nicht zu nehmen. Man sah auf deutscher Seite davon ab. Es konnte sich ja doch um nichts anderes handeln, als um ein Rückzugsgefecht. In der Nacht würden sich die Franzosen ohnehin freiwillig südlich über den Morin zurückziehen. So gingen

die Deutschen in eine Verteidigungsstellung zurück.

Im Laufe der Nacht neue Nachrichten über die Franzosen: Rückzug von Kavallerie und Radfahrern von Joches nach Süden ... also!

Warum, zu welchem Zwecke frass sich der Gegner dann eigentlich in Courjeonnet (und am Nordufer der Marais de Saint Gond) fest? Unverständlich!

In derselben Nacht werden die Leib-Garde-Husaren nach Vert la Gravelle vorgeschickt. Sie finden das Dorf jedoch besetzt und bleiben in Château de la Gravelle.

Mitten in der Nacht Schiesserei, Maschinengewehre, viel Lärm. Das Schloss ist von französischer Infanterie umzingelt. Verschlafen reissen die Husaren und die ebenfalls dort einquartierten Kanoniere ihre Karabiner an die Wangen.

Endlich wird es stiller, die Franzosen ziehen sich zurück.

Kecke Rückzugsgefechte, denken die Deutschen, nichts mehr.

Diese kleinen Gefechte hatten eine bedeutsame Folge. Sie fesselten die Front Bülow's, der infolge dieser Bindung nicht, wie beabsichtigt, jetzt schon gegen Paris einschwenken konnte, sondern seine bisherige Front nach dem *Süden* beibehalten musste.

In derselben Nacht erhielt von Kluck Nachrichten von Gronau. «Ernste Lage bei IV. Res.» Sofort wird das II. Armeekorps in Marsch gesetzt, das IV. Reservekorps zu stützen.

Wo befand sich das IV. Reservekorps? Westlich des Ourcq.

Wo das II. Armeekorps? Mit der Tête bei La Celle und St. Augustin, also 30 km entfernt, südlich.

Das III. und IV. Armeekorps sollte mit seiner Schwenkung gegen Paris beginnen. Das III. in den Raum von La Ferte-Gaucher marschieren, das IV. in den Raum von Doue.

Doue ist 20 km von Crouy entfernt, La Ferte-Gaucher etwa 35. Entfernt von dem schwerringenden IV. Res.-Korps.

Der Befehl zum Einschwenken erfolgt in der Nacht vom 5. auf den 6. und erreicht die Truppe am 6.

Das IX. Armeekorps soll bei Esternay stehenbleiben.

Mitten in der Nacht marschiert das II. Armeekorps nördlich.

Der Befehl der Obersten Heeresleitung, die 1. und 2. Armee sollten die Marneübergänge westlich Château Thierry besetzen, wurde spät abends am 4. gegeben, *also über 24 Stunden früher gegeben, als der Befehl von Kluck.* Jetzt dämmt der 6. September, jener Sonntag, an dem Joffres Offensive begann. Die beiden Korps der 1. Armee stehen etwa 40 km südlich von Château Thierry.

Wenn sie im Laufe des 6. die zugewiesenen Räume Doue-La Ferte Gaucher erreichen, sind sie noch immer um 20 km zu weit südlich, aber das III. Korps marschiert vorläufig nicht: Wird westlich Esternay durch Kämpfe gebunden.

Jemand fand an diesem 5. September keinen Widerstand: von Hausen mit der 3. Armee. *Er* hatte sich vom Feinde losgelöst.

«Meine Armee hat einen Rasttag nötig», setzte er sich über den Befehl der Obersten Heeresleitung hinweg. Es wurde stillschweigend gebilligt.

War der Gedanke massgebend in Luxemburg, dass es vielleicht nicht ganz unopportun sei, eine Armee ausruhen zu lassen. *Sie disponibel zu haben?*

Eine *Armee* losgelöst vom Feinde am 5. September!

Zweieinhalb deutsche Divisionen an demselben Tage in schwersten Gefechten, in schwerster Bedrängnis gegen einen mehr als dreifach überlegenen Feind.

Die Oberste Heeresleitung veranlasst....

Veranlasst zunächst nichts.

In derselben Nacht ticken alle französischen Apparate immer denselben Befehl Joffres:

«Der Kampf, der nun beginnen wird, kann entscheidende Ergebnisse, aber auch im Falle des Misslingens die schwersten Folgen für das Land haben. Ich bin entschlossen, unsere Truppen rücksichtslos bis zum letzten Mann einzusetzen, um den Sieg zu erringen».

Die Turmuhr des Schlosses von Bar sur Aube schlägt Mitternacht. Wie scheue Fledermäuse flattern die leisen Schläge über das spätsommerlich warme Land. Der 6. September hat mit ihnen begonnen: Der Tag des allgemeinen französisch-englischen Angriffes.

Gallieni, der Ungeduldige, ist gestern Mittag schon vorgestossen.

In derselben Nacht liegt die 3. deutsche Armee losgelöst vom Feinde. Ihre Offiziere wissen nichts vom Ourcq, nichts von Gronaus Ringen mit der Übermacht. Sonst hätten sie nicht gut geschlafen. Und wenn sie aufgewacht wären von weiss Gott welchem Geräusch, hätten sie der Ordonnanz zugerufen: «Marschieren wir?»

Keine Division der vom Feinde losgelösten Armee wurde nach dem Westen gezogen. Eine Chance blieb unausgenützt....

Der 6. September.

Zwei Tage vorher hat die deutsche Oberste Heeresleitung gefunkt: «... der Feind aus der Linie Belfort-Toul Truppen nach Westen befördert ... zur Bedrohung der deutschen Heeresflanke stärkere Kräfte heranzieht. ...»

Trotzdem trifft der 6. September die 2. und 3. Armee völlig unerwartet. Auch die 3. Armee – *die Chance, Teile dieser losgelösten Armee zu verschieben, schwindet. Die Armee wird gebunden.* An diesem 6. September geschieht etwas in der Kriegsgeschichte nicht allzu Häufiges. Die deutsche Offensive («2. Armee zwischen Marne und Seine, Seine-Übergänge zwi-

schen Nogent und Mery einschliesslich besetzend, 3. Armee geht auf Troyes-Vendeuvre vor», hiess es im Befehl der OHL) rennt mit der französischen Gegenoffensive («Umfassender Angriff von den beiden Flügeln auf die deutschen Flanken») zusammen, ohne dass die Deutschen zunächst eine Ahnung davon haben, eine feindliche Offensive vor sich zu haben. Daran war die Kampfweise der Deutschen in gleicher Weise schuld wie die der Franzosen.

Die Deutschen brachen des Morgens aus allen Dörfern und Wäldern vor. Vor ihnen unsichtiges Buschwerk, sie marschierten sozusagen ins Dunkle. Bis sie gut eingeschossene Artillerie niederwarf.

Die Deutschen reissen sich vor, diesem Höllenfeuer zu entgehen. Aber es dauert nicht lange, die Artillerie ist wieder da. Es ist nicht vorwärts zu kommen.

«Unser Feind ist die Artillerie.» Irgendwer hat es gesagt, es wird zur Parole des Tages. Und es folgt rasch die zweite: «Ran an die Artillerie!»

In langen Sätzen laufen die Deutschen nach vorn. Da hagelt Maschinengewehrfeuer: *Jetzt erst tritt das Vorhandensein französischer Infanterie deutlich in Erscheinung.*

Aber an eine Offensive glaubt man noch immer nicht.

Die Garde hat schwere Verluste. Auch die anderen Korps. Dennoch wird der Vormarsch erzwungen. Unter schweren Kämpfen erreicht man folgende Linie an diesem 6. September: 3. Armee: La Somme, Petit Morin; 2. Gardedivision Morans le Petit; X. Korps Morinsumpf, südlich Jodies; Soizy au Bais, südlich des Morin, die 19. Division; La Villeneuve 2. Gardereserve und 19. Division. Überall ein Geländegewinn von – keinen zehn Kilometern.

Am Vortag war man 20, 30 km marschiert. *Der Franzose stellte sich.* (An eine Gegenoffensive glaubte man noch immer nicht.)

Es war ein heisses Ringen. Aber man drang vor.

Wo man nicht vor drang: im Raume von Esternay und westlich!

In Chamguyon, Esternay, Neuvy übernahm die schwere französische Artillerie das Wecken. Ein dichter Feuervorhang sperrte die Stäbe von den Truppen.

«Zweifellos Angriff», sagte der Stab.

Zweifellos Angriff, wusste die Truppe. Die 17., 18. Division.

Der Kommandeur der III. Armee, über die Vorgänge zu seiner Linken zunächst ebenso unorientiert wie diese selbst, entschied, was er entscheiden musste: «Lage durch eigenen Angriff klären.»

Das III. Korps wurde gebunden. Der befohlene Abmarsch in den Raum südwestlich Chateau Thierry (es hätte eigentlich noch westlicher sein müssen) erfolgte nicht!

Wie sieht es auf der rechten deutschen Flanke aus? Bei Nanteuil kämpft das IV. (unvollständige) Reservekorps seinen schwersten Kampf. Aus dem Raume von Coulommiers marschiert («Flügel auf den Hintern», um mit dem etwas rauhen Blücher zu sprechen) die 3. und 4. Division. Erreicht in der Nacht das IV. Reservekorps. Von dort nach Doue ist es über zwanzig Kilometer Luftlinie. Dort kommt in der Nacht das IV. Korps an. Von Doue bis Sancy ist es über 25 Kilometer Luftlinie. Zwei klaffende Löcher also. Zwei Kavalleriedivisionen verschleiern diese Blößen.

Mehr als das, sie reiten tief hinein ins französische Herz, die Lage aufzuklären. Reiten am 6. bis vor Pécy, über Vaudoy hinaus. Bis Lés Marets. Und finden – niemanden: Kavallerie. Und dem zurückmarschierenden IV. Korps folgen in 20 Kilometer Abstand schüchtern zwei, drei feindliche Brigaden.

In der Richtung Paris, genau westlich, sind keine deutschen Reiter vorgestossen. War auch überflüssig. In dem durch den Abzug der 3. und 4. Division entstandenen Loch befand sich aber auch nicht ein Poilu.

Die Reiter hätten bis westlich Crecy vorstossen müssen ..nicht einmal in Meaux befanden sich mehr als ein paar Kavallerie-Eskadronen (!!) während dieses Sonntags.

Die beiden Löcher waren also noch lange nicht tragisch zu nehmen. Es gab auch genügend Truppen, sie zu sperren. Bei Montmirail lag die Armeereserve der zweiten Armee, die 14. Division, es wäre schliesslich auch das ganze VII. Korps ostwärts zu dirigieren gewesen.

Aber die Reserve blieb bei Montmirail.

Der 6. geht zu Ende. Nun fühlt man es, dass es sich hier nicht um einen verzögerten französischen Rückmarsch handelte, sondern um einen französischen Gegenstoss, dessen Stärke man wohl schon ahnte. Das französische Artilleriefeuer, seine Intensität, wurde zum Verräter. Tatsächlich standen an diesem Tage auf französischer Seite in erster Linie: mehr als 30 Infanterie-Regimenter, auf deutscher 16 Infanterie-Regimenter. Französische Artillerie: 432 Feldgeschütze, 44-48 schwere Geschütze. Auf deutscher Seite: 288 Feldgeschütze, 32 schwere Feldhaubitzen.

Die beiden Angriffe scheinen einander aufgehoben zu haben. Die Franzosen besetzten zwar Montcaux südwestlich Esternay. Auch diese Besetzung war bedeutungslos.

Wie steht es am Ourcq?

Ausgesprochen schlecht. So muss das IV. Armeekorps, das eben Doue erreicht hat, noch in der Nacht weitermarschieren. Und das III. und IX. Armeekorps werden nun doch schleunigst aus der Petit-Morin-Front gezogen und in den Raum westlich Montmirail zurückgenommen. In der Nacht vom 6. auf den 7. klafft durch den Abmarsch der IV. Armee an den Ourcq zwischen der 1. Armee und der 2. ein Loch von über 50 km Breite. ...

Was tut der Gegner? Weiss er von diesem Loch? Hat er auch jetzt mitgehört?

Fliegermeldungen vom Abend des 6. berichten: «Mehrere lange Kolonnen – anscheinend das englische Expeditionskorps – im Anmarsch über den Wald von Crézy-Rozoy nach Osten!»

Zwischen Jouy bis Toulon ging «die ausgesprochene Bewegungsschlacht» mit dem Abend zu Ende.

Bewegungsschlacht nicht allein dort. Marschleistungen, wie sie kaum fasslich sind. Unordnung der Verbände, durch die Verschiedenheit des Geländes, des Widerstandes. Löcher in den Fronten bis zu 50 km. Vor diesen Löchern ahnungslos tastende Infanterie. Verbände, die ihre Stäbe suchen, und Stäbe, die ihre Verbände suchen. Weit in Luxemburg die OHL, in Ruhe liegende Divisionen, während anderswo Katastrophen drohen. Funkdepeschen, die von den Eigenen nicht aufgefangen werden oder verstümmelt aufgefangen werden. Die vom Feind aufgefangen und dechiffriert werden. Unwichtige Räume, die man befliegt, und wichtige, die nicht befliegen werden. Ahnungslose Infanterie, die mit einem schneidigen Angriff die feindliche Artillerie zu erledigen hofft, «Rückzugsgefechte», die in Wirklichkeit das Aneinanderprallen zweier Offensiven sind und als solche nicht erkannt werden ...; alles das typische Merkmale einer Bewegungsschlacht, die von Paris bis Verdun reicht.

Für den 7., den kommenden Tag, gibt der Kommandeur der 5. französischen Armee, General Franchet d'Esperey, den Befehl aus, jede gewonnene Stellung uneinnehmbar zu machen und mit Menschen zu sparen, dass man die Stellung «mindestens 48 Stunden» (bis zu der erhofften Entscheidung am Ourcq) halten könne.

Die erste Haut der Erstarrung überzieht mit diesem Befehl die wallende Front. ...

Der dritte Tag der letzten grossen, der grössten Bewegungsschlacht der Geschichte bricht an. ...

Bis zu diesem Morgengrauen haben wir noch Zeit, uns ein wenig an Champagner naturel zu stärken. Ein paar hors d'œuvre zu nehmen und uns dann über die Karte zu beugen.

Wie sagten wir eben? 16 deutsche Infanterie-Regimenter stehen am Petit Morin und bei Esternay? Und «oben» am Ourcq anderthalb Divisionen? Also im Ganzen nicht ganz acht Armeekorps?

Und Schlieffen? Hätte nach seinem Plane schon sechs Tage früher, am 31. Mobilmachungstage, 17 Armeekorps und 1 Ersatzkorps auf dem rechten Flügel («Drehpunkt» zwischen St. Quentin und Rethel gedacht) gehabt, also *dreiundzwanzig Korps!*

13 Korps davon *westlich Paris!*

Bewegung ist alles: «Millionenheere lassen sich schwer bewegen. Sind in Rücken und Flanke leicht verletzbar.» (Ourcq!) «Darum muss das deutsche Heer, selbst schwer beweglich, von Haus aus in die Situation geführt werden, in der es zur Wirkung kommt, zur Umklammerung: In den Rücken des Feindes.» (Schlieffen.)

Schlieffen: Verzicht auf Süddeutschland. Aber Bewegung!

Der jüngere Moltke: Den Feind schlagen, wo er sich anbietet. Moltke erwartet «bestimmt» die französische Offensive in Lothringen. Will jede Umfassung im Norden aufgeben, *wenn* sich die Franzosen mit ihrer Hauptmacht südöstlich Metz stellen. Macht sich also vom Gegner abhängig.

Schlieffen sagt zu diesem Sichstellen im Süden: «Was immer er (der Feind) dort (in den Reichslanden) macht, ist *falsch!*»

Jetzt stehen die französisch-englischen Kräfte auf dem deutschen rechten Flügel in dem Verhältnis 2:1 zu den Deutschen.

Wir liegen über den Karten, es ist noch Zeit, bis der Morgen des 7. graut. Der 6. war noch in voller Bewegung, sagten wir eben. Gewiss, er war noch in Bewegung, aber es waren die Deutschen, die in voller Bewegung waren, während es für die Franzosen nur in beschränktem Masse der Fall war. Die Deutschen griffen an, die Franzosen klammerten sich an die Scholle. *Und ihre Artillerie stand. Stand fest, nach einem bestimmten System aufgeteilt. Planmässig.* Die Deutschen hatten ohne jedes System angegriffen. Hatten die wahre Situation entweder noch nicht erkannt oder sie ahnten sie nur dunkel. Und sie versuchen jetzt, sich über die wahre Lage klar zu werden. Sie verspüren das französische System, sind sich der eigenen Hilflosigkeit völlig bewusst.

Was war wirklich geschehen? Lassen wir die Deutschen selbst sprechen über diesen 6. (das Gesagte trifft, noch unterstrichen, auch für den folgenden 7. September zu) «Das Marne-Drama», 2. Abschnitt des 3. Teiles, herausgegeben im Auftrage des Reichsarchivs:

«Schon der Verlauf dieses ersten Kampftages zeigt in charakteristischer Weise die Eigenart der Schlacht. Wenn man unmittelbar hinter der Kampfzone von einem höher gelegenen Punkte aus das sich bietende Schauspiel des gewaltigen Ringens beobachtete, dann hatte man den Eindruck, dass beide Parteien ziel- und wahllos die zwischen ihnen liegende Erde mit einem Eisenhagel belegten, um jegliche Bewegung, jedes Leben zu ersticken. Wie sehr man auch hin und her überlegte, es schien unmöglich, in irgendeiner Form mit der Truppe diesen Kessel springender Erdfontänen zu durchschreiten, in welchem Qualm und Staub, in der glühenden Sonne eigenartig schillernd, jede Orientierung auf weite Sicht ausschalteten. Es war ein gänzlich anderes Bild als das später oft erlebte und in der Erinnerung deshalb klarer stehende, entsprechende Stellungskampfbild. Hier System, dort Wirrwarr. Hier fast immer irgendwo erkennbare Stellungen,

Gräben, ein Marschziel, dort eine fast unheimliche Leere, die mit ihren brennenden Dörfern und Gehöften, mit ihren vielfachen Waldstücken, über die in besonderer Dichte die Wolken der krepierenden Geschosse schwebten, nur noch unheimlicher wirkte. Man steht bisweilen ratlos mit dem Befehl in der Hand, in Richtung auf irgendeinen Punkt zur Unterstützung irgendeiner Truppe, zum Zurückwerfen irgendeines Feindes in diese Zone einzutreten. In der Rückerinnerung möchte man heute sagen, dass gegenüber dem späteren Stellungskampfe gerade dieses anscheinend planlos unter gewaltigem Munitionseinsatz umherstreuende Artillerief Feuer die Truppenführung so erschwerte. Es hing eben alles vom Glück ab. Jede Berechnung, jede Beobachtung, jedes taktische Denken, jede Entschlussmöglichkeit ist bald dahin. Unter der Peitsche der einschlagenden Geschosse springt man erst rechts, dann links, um schnell zu erkennen, dass es nur besser wird, wenn man vorwärts tobt. Sieht man den Feind oder glaubt man ihn zu sehen, so stürzt man sich blind darauf. Einen Augenblick hat man das Glücksgefühl des Siegers: nun ist man durch. Nicht lange und man ist wieder von der Artillerie gefunden und gefasst oder Zufall lässt irgendeine Batterie nun hierher streuen.

Es ist gewiss nicht zu bestreiten, dass die deutsche Feldartillerie bezüglich des Schiessverfahrens, der Schussweite und hier auch der Munitionsausrüstung und der für sie ungünstigen Beleuchtung der französischen an sich unterlegen war. Ebenso sicher aber ist, dass sie häufig unter beispielloser kühnem Einsetzen eine solche Unterlegenheit soweit als möglich auszugleichen verstanden hat. Wir sind aber häufiger in der vorliegenden Darstellung Zeuge gewesen, wie selbst kühnstes Handeln, höchstes Heldentum nicht vermochten, gegenüber der französischen Artillerie aufzukommen. Wenn diese Verhältnisse vielfach überraschend wirkten, so liegt es daran, dass man bei den Franzosen die gleichen Grundbedingungen des Kampfes

voraussetzte wie bei den Deutschen. Die Marneschlacht bei der 2. Armee war aber, unter taktischen Gesichtspunkten gesehen, *nur sehr bedingt eine Begegnungsschlacht*, in der beide Parteien unter gleich unsicheren Verhältnissen in den Kampf eintraten. Der deutsche Angriff traf, worauf bereits hingewiesen worden ist, mindestens eine meist wohlvorbereitete, französische Artillerie, die mit so grosser Überlegung, mit so vorzüglicher Beobachtung unter Ausnutzung aller Hilfsmittel des Landes rechtzeitig genug aufgebaut worden war, dass es meistens nicht gelang, ihre Stellung ausfindig zu machen. Nach dem Durchbruch am 8. September wurde es erst klar, woran das lag! Mit offenkundiger Bewunderung sehen deutsche Artilleristen und Infanteristen hier die geschickte französische Geschützaufstellung in den Waldstücken und die Fernsprechzentralen, besonders in dem Kirchturm von Lenharrée, von dem nach allen Seiten die Leitungsdrähte laufen. Mancher Infanterist hat damals der vorher schwer beschimpften Schwesterwaffe Abbitte geleistet! Unter diesen Verhältnissen hätte der deutsche Angriff planmässig geführt werden müssen, während er in Wirklichkeit, *unter der Annahme, dass man es mit einem geschlagenen und zurückgehenden Feinde zu tun habe, mit einer augenfälligen Übereilung fast improvisiert worden ist.*»

Dieser Schlusssatz gehört zu der klaren Antwort auf die vielen, vielen Fragen, die über diese umstrittenste Schlacht des Weltkrieges gestellt worden sind. («Unter diesen Umständen taten die Deutschen das Einzige, was sie mit Rücksicht auf die Stärkeverhältnisse und die Schwächung ihrer Offensivkraft nicht tun durften: Sie setzten die Verfolgung unentwegt fort.» Förster.)

Uns geht es darum: Dass die Marneschlacht keine Bewegungsschlacht mehr war in diesem Stadium.

Wiederum etwas in der Kriegsgeschichte beinahe Einziges! Von Seiten der Deutschen eine Bewegungsschlacht. Mit all ihren Nachteilen, Versa-

gen der Befehlsgebung, Unmöglichkeit derselben. Wenn die Befehle die Truppe erreichen, sind sie nicht mehr aktuell. Wenn Nachrichten die Stäbe erreichen, sind sie falsch geworden, ein ewiges Überspringen, Sichüberschlagen, Einanderaufheben.

Das zitierte Buch schreibt: «Es ist charakteristisch, dass Meldungen über feindliche Angriffe zur höheren Führung gelangen, die gar nicht stattgefunden haben, aber zu Gegenmassnahmen der Führung Veranlassung geben. Selbst in Kriegstagebüchern der Divisionen wird hinterher von solchen Angriffen gesprochen, von denen kein Kriegstagebuch der beteiligten Truppenteile etwas zu melden weiss und die tatsächlich auch nicht erfolgt sind. Häufig gelang es den höheren Führern selbst während der Nacht nicht, den Verbleib, geschweige denn die Verfassung aller Truppenteile zu klären. Anordnungen unter völlig falschen Voraussetzungen, überholte Befehle, Gegenbefehle, Weisungen, die der Lage der Truppe nicht nur nicht gerecht wurden, sondern häufig noch schwierigere Momente schufen, waren eine unausbleibliche Folge.

Als nicht minder bedeutungsvoll haben sich die Schwierigkeiten einer rechtzeitigen Befehlsübermittlung erwiesen. Es ist nicht zu verkennen, dass die Befehls- und Nachrichtenübermittlung in der Marneschlacht mit unzulänglichen Mitteln gearbeitet haben. Es mag dahingestellt bleiben, ob nicht mindestens die ausserhalb des Feuers führenden Verbindungen der Armee-Oberkommandos untereinander zuverlässiger und schneller hergestellt werden und erhalten bleiben konnten. Eine auf die Vorkriegszeit zurückgehende Unterschätzung der Hilfsmittel der Technik rächte sich hier. Dagegen gewinnt man den Eindruck, dass in der Kampfzone selber, auch bei besserer technischer Ausrüstung der Truppe, die Schwierigkeiten kaum genügend zu beheben gewesen wären.»

Auf französischer Seite *ein Stellungskrieg* mit allen Vorteilen desselben. Genau bekannte Ordre de Bataille. Telephonnetze über die ganze Front. Die Stäbe kennen den Standort ihrer Truppen, haben sie fest in der Hand. Die Befehlsgebung funktioniert. Der Zuschub an Reserven funktioniert. Der Munitionsnachschub funktioniert. Die Artillerie hat ihr Vorfeld planmässig aufgeteilt und bearbeitet es planmässig. Die technischen Mittel, die der Offensive der Deutschen fehlten, sind ausreichend da.

Die Marne schlacht war auf französischer Seite bereits zum Übergang von der Bewegungsschlacht zur Materialschlacht geworden. Es handelt sich also nicht allein um den Befehl des französischen Generals d'Esperey, der das Festkrallen seiner Armee in den Boden verlangt, es sind auch *technisch alle Hilfsmittel für dieses Festkrallen ausgegeben* worden.

Die Franzosen sind zum Stellungskrieg übergegangen! Zur «stärkeren Form der Kriegsführung».

Das deutsche Kriegsarchiv schreibt es: «*Der Stellungskampf wirft seine Schatten voraus!* Die Marneschlacht bildet an weitaus dem grössten Teile ihrer gesamten Front den Übergang zu dieser nunmehr dem Kriege das Gepräge gebenden Kampfform. Es wird augenfällig, dass unter dem Feuer einer mit Vorbedacht aufgestellten zahlreichen Artillerie, gegenüber einem sich der starken Mittel der Verteidigung sehr geschickt bedienenden Gegner zwangsläufig die Befehlsübermittlung versagen muss. Man vergegenwärtige sich, welche umfangreichen Mittel in dem sehr viel klarere Verhältnisse schaffenden beiderseitigen Stellungskämpfe notwendig waren, um Verbindungen aufrechtzuerhalten, und wie sie trotzdem gerade in kritischen Kämpfen allzu häufig abrissen und die höhere Führung auf Stunden fast ausschalteten. Hier an der Marne, wo auf deutscher Seite nichts vorbereitet sein konnte, wo die ständige Veränderung der Befehlsstellen

kaum zu vermeiden war, mussten jeder Befehlsübermittlung sich häufig einfach nicht zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg legen. Ungezählt sind die Beispiele, wo nicht durchdringende Befehle Truppen in geradezu verzweifelte Lagen bringen, die auch die hervorragende Initiative deutscher Unterführer nicht immer ausgleichen kann. Man weiss nicht, was man ernster bewerten soll: die aus diesen Verhältnissen erwachsende Schwierigkeit für die Führung, sich von der Lage des Kampfes rechtzeitig genug ein richtiges Bild zu machen, oder jenes Gefühl der Verlassenheit, das die im Kampfe stehende Truppe umfängt! Der im Kriege von jeher eine grosse Rolle spielende Zufall, spielt – Tragik menschlicher Weisheit – eine umso grössere Rolle, je vollkommener die Werkzeuge werden, die in den Dienst der Kriegskunst treten!« –

Wie ist übrigens die Loslösung vom Feinde beim III. Korps und beim IX. Korps gelungen? Wie beim X. Reservekorps?

In allen drei Fällen gehen der Loslösung derart heftige Kämpfe voran, dass der Feind an einen Abzug der Deutschen nicht denkt und verlassene Stellungen noch stundenlang beschossen werden. ...

Das X. Reservekorps entwickelt sich nach Abzug des IX. weiter nach rechts. Den ganzen Tag über erhält dieses Korps *keinen Schuss!*

Inzwischen wird das X. Korps, anstatt dass es in das «bedrohliche Loch» gestopft wird, gegen den Petit Morin geworfen. Dazu das Gardekorps. Die Armeereserve geht gleichfalls nicht nach rechts in das «Loch» ab, sondern wird hinter den Petit Morin gezogen. Wozu?

Petit Morin: Deutsche Korps greifen gerade stärkste französische Stellung an. In der Verteidigung aber wäre der Petit Morin von den Deutschen «mit ein paar Zinnsoldaten» zu halten. Es wäre mindestens das VII. Korps frei verfügbar gewesen, in das Loch gestopft zu werden. Es geschieht nicht.

Alle Augen bei der 2. Armee sind auf den Ausgang des Kampfes im Petit Morin-Abschnitt gerichtet, einer Forcierung an ungünstigster Stelle. Alle verfügbaren Truppen stehen hinter dem Petit Morin, anstatt im Loch. Oder besser (wir sprechen mit dem Kriegsarchiv) – anstatt *der 1. Armee zur Verfügung gestellt zu werden!*

Psychologische Fehler. Truppen werden abgesetzt, aber man sagt ihnen nicht, warum. «Rückzug», das Wort trifft sie ins Herz.

Anstatt: «Schwenkung gegen Paris!»

Die Truppen murren und schimpfen. Das Armeekommando meldet im Gegensatz zu diesem: Geist der Truppe kleinlaut, am 7. abends:

bis jetzt in Stellungen gegen Überlegenheit behauptet. ... Infolge starker Verluste hat 2. Armee nur noch die Gefechtskraft von drei Korps!»

Etwa um dieselbe Zeit Alarm bei der dritten Armee. Hausen weigert sich, länger unter dem enervierenden Druck der französischen Artillerie zu bleiben, weigert sich, sich seine Entschlüsse vom Feinde vorschreiben zu lassen. Gibt Befehl: «Um den Infanterieangriff der Wirkung der französischen Artillerie möglichst zu entziehen, erscheint der Sturm im Morgengrauen angebracht, der mit dem Bajonett bis in die feindliche Artillerie durchgeführt werden muss.»

Die 2. Armee stellt der 3. Armee die 2. Gardedivision zur Verfügung, die 1. Gardedivision und die 14. Division werden links vom X. Korps eingeschoben, welches den Angriff über den Petit Mognin zu erneuern hat, anstatt auf *neuen* Wegen sich der Offensive Kirchbach anzuschliessen.

Der Petit Morin-Abschnitt wird vom Mont Août beherrscht. «Das reinste Sperrfort», meldet man nach rückwärts.

«Ich vermag den sperrfortähnlichen Charakter des Mont Août nicht anzuerkennen», sagt Bülow*). Vor allem, der Mont Août ist ein bescheidener Hügel, überhöht das Ufer des Petit Morin nicht mehr als um 70 m. Aber diese 70 m genügen einer guten Artillerie.

Dennoch wird der Übergang über den Petit Morin erzwungen. Foch, der gegnerische Kommandeur, sieht, wie seine Verbände durcheinandergeschüttelt werden.

Gegen Abend klafft bei Fère Champenoise ein 10 km grosses Loch in der französischen Front und Foch muss sich entschliessen, sein Standquartier nach Plancy zu verlegen, 15 km südlich seinem bisherigen Standort. Für den nächsten Morgen, den 9., droht der deutsche Durchbruch.

Wie steht es am Ourcq? Wie im Loch?

Es ist vielleicht angebracht, für den Verlauf des 8. am Ourcq einfach die Funksprüche Klucks sprechen zu lassen.

Das ist hier einfacher, als es an diesem furchtbaren Achten der Fall war. Denn wir vermögen die Funksprüche Klucks hübsch aneinanderzureihen, nach den Stunden der Sendung. Aber an jenem 8. wurden sie – und das wurde zu einem tragischen Moment dieser an Tragik so reichen Schlacht – nicht von allen Kommanden gehört. Um 4 Uhr früh wurde in Luxemburg eine Funkdepesche der 1. Armee aufgefangen: «III. und IV. Armeekorps von Petit Morin an den Ourcq herangezogen. *Setze Angriff (Angriff!) mit Aussicht auf Erfolg fort!*» 9 Uhr 30 vorm. hatte das AOK 1 gefunkt: «Kampf westlich des Ourcq fortgeführt. Feindlicher Durchbruchversuch

*) Wörtlich: «Ich vermag den «sperrfortartigen» Charakter des Mont Août nicht als ausreichenden Grund anzusehen, um die Angriffsbewegung des Gardekorps zu hemmen. Es ist vielmehr unter Niederhaltung des Feuers vom Mont Août durch schwere Feldhaubitzen mit aller Energie über Linthes auf Sézanne vorzustossen.» gez. v. Bülow

bei Trocy vorläufig nicht gelungen. 5. Inf. – Div. dorthin abgebogen, mit Anfang eingetroffen; 6. Inf.-Div. über Crony, IX. AK. auf Mareuil im Marsch.» 1 Uhr 15 nachmittags: «Flieger bestätigen Abbiegen von zwei feindlichen Kolonnen, anscheinend eine Division, über Rebais und Doue nach Norden. Eine weitere Kolonne im Vormarsch von la Haute Maison nach Nordosten. *Marne-Linie ist unbedingt zu halten.* Hiermit wird beauftragt HKK. 2 («Höhere Kavallerie-Kommando») mit vier Jäger-Bataillonen und einem Infanterie-Bataillon bei und westlich la Ferté ... gemischte Brigade ... (hier fehlten einige Worte) zwischen la Ferté und Chézy. Die Marne-Brücken sind bei feindlichem Angriff zu zerstören. *Feindlicher Angriff vor der 1. Armee zum Stehen gebracht*»

5 Uhr nachmittags: «1. Armee steht in Linie Cuvergnon (westlich la Ferté Milon-Cougis im Kampf mit starkem Feind. Marne-Linie St. Jean-Nogent wird durch HKK. 2 ... (unvollständig) und zwei gemischte Detachements gedeckt. Feind geht Richtung la Ferté vor.» Das war alles, was der Kommandeur der 2. Armee, von Bülow, von der 1. Armee wusste.

Alle diese Meldungen hatte auch Luxemburg aufgefangen. Hatte vor allem das Wort «feindlicher Durchbruchversuch» der ersten Depesche Klucks beachtet. Und diese Beachtung wurde unterstrichen durch eine neue Depesche, die Besorgnis erregte.

Das 1. Kavalleriekorps funkte an die 2. Armee: «Die Petit Morin-Stellung Bercy-Orly-Villeneuve durchbrochen. HKK. 1 geht langsam hinter Dollau zurück.»

Luxemburg schickte darauf den Oberstleutnant Hentsch, die «tragische Figur des Dramas Marne» zu Bülow. Nach 7 Uhr abends traf er in Montmort, das war der ominöse Name des Quartiers Bülows, ein. Um diese Zeit konnte man sich von den Erfolgen der 2. und 3. Armee, von der Bedrängnis Fochs, keinerlei Bild machen.

Aber man starrt auf eine andere Meldung: «Die 13. Inf. -Di vision muss zurückgenommen werden, der ganze Armeeflügel bis in die Linie Margry-le Thoult zurückweichen!»

Hentsch erläutert Bülow die Situation bei der 1. Armee so, dass sie mit allen Kräften vom Feinde gebunden sei und daher nicht imstande sein könnte «einen über die Marne vordringenden Feind zurückzuwerfen».

Wenn dies (Vordringen) der Fall sein sollte, hätte er (Hentsch) Vollmacht, den Befehl zum Rückzug der 1. Armee, «gegebenenfalls im Namen der Obersten Heeresleitung», zu geben.

Über diese Behauptung ist eine ganze Literatur geschrieben worden. Hentsch *glaubte* jedenfalls die Vollmacht zu haben. Wie ihm eine *solche Vollmacht nicht schriftlich vollkommen klar ausgestellt werden konnte*, das gehört zu den vielen Rätseln dieses an Rätseln so reichen Problems Marne. Man mag bedenken, welch lächerliche Befehle es waren, deren schriftliche Ausfertigung oft verlangt und durchgeführt wurde! In einem den Krieg entscheidenden Falle kann es vorkommen, dass ein Offizier *glaubt*, die Vollmacht zu haben! ... Mag er sie, wie behauptet wird, nie erhalten haben. Er *durfte* dann auch nicht in dem *Glauben* die OHL verlassen, die Vollmacht zu besitzen. Der Fehler liegt also an der OHL!

Bülow wehrt sich, aber Hentsch verspricht, noch in dieser Nacht zu Kluck zu eilen und dann Bülow zu berichten.

Er reist aber nicht ab und bleibt in Montmort! Fährt erst am nächsten Morgen.

Am Ourcq, 4 Uhr früh, des 9. September. Depesche Klucks: «Armee hat sich heute in schwerem Kampf gegen überlegene Kräfte westlich des Ourcq in Linie Antilly-Cougi behauptet. III. und IX. Armeekorps nachmittags auf rechtem Flügel eingetroffen, *greifen morgen früh umfassend*

an. Marne-Linie Lizy-Nogent wird durch Höheren Kav.Komd. 2 und verstärkte Infanterie-Brigade verteidigt gegen Angriff aus Richtung Coulommiers.»

Dieser Funkspruch wird in Luxemburg aufgefangen. *Nicht aber in Montmort.*

Montmort erhält andere Meldungen. Vor allem die präzise Fliegermeldung (Eintreffen der Meldung um 10 Uhr vormittags): «5 feindliche Marschkolonnen rücken aus der Linie la Ferté-Sous Jouarre-Montmirail vor auf den Strassen St. Cyr-Saacy, Anfang 9 Uhr 15 vormittags bei Saacy; Orly-Nanteuil, Anfang 9 Uhr 15 vormittags bei Nanteuil; Boitron-Pavant, Anfang 9 Uhr 10 vormittags bei Pavant; Sablonnières-Nogent, Anfang 9 Uhr 10 vormittags bei Nogent-l'Artaud; Viels Maisons-Chézy, Anfang 9 Uhr vormittags bei Chézy. Bei Essises war starke Kavallerie beobachtet.»

10 Uhr 40. Funkspruch des Kavalleriekorps Marwitz:

«Starke Infanterie-Kolonnen im Vormarsch über Charley und Nanteuil nach Norden. Kavalleriekorps hat Befehl zum Angriff.»

11 Uhr 02. Montmort an AOK 1:

«Flieger melden Vorgehen von vier langen Kolonnen über die Marne. Anfänge 9 Uhr vormittags Nanteuil, Citry, Pavant, Nogent-l'Artaud. 2. Armee *einleitet Rückmarsch*, rechter Flügel Damery.»

So lautete die Depesche Bülow's im Funk. Sie sollte aber in Wirklichkeit anders lauten. Der Depesche sollte die Frage, die noch alles hätte stoppen können, angehängt werden: «Wie Lage bei 1. Armee?» *Dieser Zusatz wurde – vergessen.*

Der Zusatz hätte nichts mehr genützt. Hentsch hatte von seinem angeblichen Rechte Gebrauch gemacht, die 1. Armee hatte den Rückzug angeordnet. Hatte angeblich ausschliesslich mit Kuhl, nicht aber mit Kluck gesprochen (!!).

Um 11 Uhr 45 gab auch Bülow den Rückzugsbefehl.

Um 11 Uhr 45 trieben drei Divisionen Klucks den Feind westlich von Gondeville-Antilly vor sich her.

12 Uhr 30 standen die Deutschen (1. Armee) schon in Baron! Die Bahn nach Paris in deutschen Händen.

Um diese Zeit rast ein Ordonnanzoffizier vom Petit Morin nach Montmort. Das Herz will ihm springen: *Er war Zeuge der Eroberung des Mont Aouît und der Flucht des Feindes.*

Er kommt zu spät. Der Befehl ist ausgegeben, nichts mehr daran zu ändern. Die Schlacht geht zu Ende, diese merkwürdige Schlacht, die als Bewegungsschlacht begann, als Bewegungsschlacht endete, und dazwischen die erste Materialschlacht war.

Die Bewegung hat wiederum begonnen, hat sich ver Hundertfacht. Beide Parteien beginnen einen Wettlauf nach den Flügeln. Immer wieder versuchen sie, einander zuvorkommen. Schliesslich laufen sie beide zugleich in die Brandung des Kanals ... da gibt es kein Überflügeln mehr.

Noch ein paar schwere Kämpfe, dann ist die Front wie erstarrte Lava: *Der Materialkrieg ist der Sieger über den Bewegungskrieg. Der Schlieffen-Krieg ist tot.*

O, es gab einen Schlieffen-Krieg auch im Rahmen des ungeheuren Weltkrieges, «wenn auch nur in engerem Rahmen», wie sich Ludendorff ausdrückte, als er nach dem Osten befohlen wurde.

Tannenberg, Masuren.

Das Kabinettstück aber blieb Tannenberg. Es war die «totale Schlieffen-Schlacht. Im engeren Rahmen».

Ein tragisches Geschick wollte es, dass diese Schlacht – durch Abziehung von deutschen Truppen von West nach Ost, Truppen, die dann zur Entscheidung zu spät kamen und überdies nicht nötig gewesen wären – unheilvoll auf die Marneschlacht eingewirkt hat und zu den vielen unglücklichen Zufällen um die Marne zählt, so herrlich Tannenberg in der Geschichte auch immer erstrahlen wird.

Auch die Kriegsgeschichte ist ein wenig «ärztlicher» geworden als früher. Sucht von den Gebrechen der Körper ausgehend nach den Schatten, die diese Gebrechen der Feldherren auf ihre Seelen geworfen haben. Man hat diese Untersuchungen bezüglich der Männer der Marneschlacht schon ausgiebig angestellt. Es sei nur gestreift, dass Joffre kerngesund war, ein gutes Frühstück und ein scharfes Game liebte, dass Foch durch ein Leiden zum Kampfbahn wurde, was – der Natur der Sache nach – für einen Feldherrn noch immer nicht das Schlechteste ist. Schlimmer sah es zum Teil auf deutscher Seite aus. Moltke durchaus spitalreif, ebenso sein engster Mitarbeiter. Und selbst Hentsch hatte der Tod schon gezeichnet, als er an die Front fuhr. Während des rumänischen Feldzuges musste er dann operiert werden und starb.

GORLICE

EIN ‚ORDINÄRER SIEG‘

*«Dennoch war das Letzte, Höchste,
die Vernichtung des Russenheeres,
nicht erreicht.»*

KABISCH

Die Winterschlacht in den Masurischen Seen wäre, so behauptet Ludendorff, ein Sieg geworden, der «den Misserfolg an der Marne in ganz erheblichem Masse ausgeglichen hätte», wenn sechs bis acht Divisionen mehr zur Verfügung gestanden hätten.

So war auch diese kühn geleitete Schlacht nicht mehr als eine Schlieffen-Schlacht in «beschränkten Grenzen».

Falkenhayn berücksichtigte die (neuerlichen) lebhaften Vorstellungen Ludendorffs. Aber er vernichtet gleichzeitig alle hochfliegenden Pläne des Generals: Falkenhayn verlässt den westlichen Kriegsschauplatz und reist nach Pless. Der Kaiser nimmt gleichfalls dort Quartier, aber Hindenburg und Ludendorff bleiben in Lötzen. Das bedeutet praktisch nichts anderes, als dass die beiden unmittelbar «dem Druck der Obersten Heeresleitung» ausgesetzt werden. Sie sind gehemmt. Es bleibt, das wissen sie beide, bei dem «engeren Rahmen».

Falkenhayn denkt nicht daran, an dem Geistesfluge Ludendorffs teilzunehmen. Denkt nicht an Cannae. Und vergeblich demonstriert Ludendorff die Tatsache, dass es «nur mehr einen einzigen freien Flügel auf dem ganzen Kontinent» gäbe. *Den rechten russischen.* Hier musste ausgeholt, umfasst werden. Die Front aufgerollt, die russische Armee vernichtet, der Feldzug

beendet. Wenn hier zehn Divisionen vorschnellten. ...

Aber sie schnellten nicht vor. Es wurde Ludendorff nicht mehr eingeräumt als eine Demonstration. Ein Stoss nach Norden.

Ein Stoss, der von Ludendorff – vielleicht – mit der Hoffnung ausgeführt wurde, er könnte doch noch zum Ausgangspunkt einer Schlacht «im grossen Rahmen», zur Vernichtung der Russen, werden.

Der tatsächliche Angriff aber wurde im Zentrum angesetzt. Fünf Korps wurden in und hinter das Zentrum eingesetzt, dazu 700 Geschütze. Bei Gorlice, Tarnow. Richtung Przemysl.

Ausgeruhte, westgewohnte Truppen, die über diesen Kriegsschauplatz lächelten. Den Befehl der Stossarmee, der 11., hatte Mackensen. Sein Generalstabschef war Seeckt.

Erster Tag: Vorsichtiges Einschliessen der Artillerie.

Um 6 Uhr am Morgen des nächsten Tages (2. Mai) beginnt die Artillerievorbereitung. «Ein einziger furchtbarer Knall» (Kabisch). Die Artillerievorbereitung war schrecklich für russische Begriffe, für Begriffe der Ostfront. Und hatte auch jede moralische Wirkung.

Nicht aber die artilleristische: Die Gräben und Unterstände waren mit Schrecken erfüllt, nicht mit Leichen und Verwundeten.

Eine Stunde später die Minenwerfer. Und dann stürmt die Infanterie. Die Russen steigen aus den Gräben, werfen die Arme in die Höhe, ergeben sich. Das Feuer hat sie um ihre Fassung gebracht. Durchaus «fahrplanmässig» geht die Aktion weiter. Die erste Linie der Russen ist genommen, es folgt die zweite. Die ersten Reserven der Russen werden hastig in die Löcher geworfen, aber überrannt. Gehöfte brennen und Naphthatürme lodern als ungeheure Fackeln in die Nacht.

Die dritte Stellung wird genommen, die Wisloka wird forciert, die vom Duklapafi zurückflutenden Russen abzuschneiden.

Aber es geht nicht; gewiss, die Russen weichen. Die Russen fliehen, die Trains schachteln sich ineinander zu hoffnungslosem Wirrwarr, Gefangene werden eingebracht, kilometerweit ist das Terrain bedeckt mit braunen Mänteln. Geschütze, Stäbe. ...

Es ist ein ganz grosser Sieg.

Auf einer Frontbreite von 400 Kilometer weichen die Russen. *Aber sie weichen nicht in Panik.*

Hundert Kilometer tief stossen die Deutschen.

Krasno, Jaroslaw. Przemysl befreit.

Richtung Rawaruska. ...

Auf 400 Kilometer Frontbreite flieht der Russe. Aber er *flieht auf 400 Kilometer Frontbreite*. Darin liegt der Fehler dieses Durchbruchs, der keiner war! Der Stoss der Deutschen traf wie ein furchtbarer Faustschlag eine Panzerplatte. Und die Platte bekam kein Loch, sie wich zurück.

Die Russen verloren allein im Bereiche der Mackensen-Armee über 150'000 Mann. *Aber die Front wurde nicht aufgerollt*. Die Russen waren immer wieder imstande, zurückzuweichen und eine neue Front weiter rückwärts zu bilden. Sie wichen 100 Kilometer weit zurück. *Aber die Front zerbrach nicht in zwei Teile.*

Oder genauer: Sie zerbrach wiederholt, aber sie schloss sich immer wieder, konnte sich immer wieder schliessen. Ein «ordinärer Sieg» nach Schlieffen. Keine Vernichtung.

Man ist über Ludendorff hergefallen: Während es hier zwischen Duklapass und Tarnow an Kräften fehlte, diese berühmten (später aus der 2. Marneschlacht berühmten) «abzählenden paar Schritte» zu machen, die notwendig waren, aus einem Sieg eine Katastrophe für den Gegner zu machen, sei im Norden eine «Spielerei ohne Bedeutung» inszeniert worden.

Ludendorff ist unschuldig an dieser Spielerei. Diese Spielerei wurde in Pless ausgeheckt. Mitten in den Vorbereitungen zu einem Schlage, der den «einzigsten freien Flügel auf dem ganzen Kontinent» treffen sollte, werden Hindenburg-Ludendorff nach Pless berufen.

Man belächelt den Ludendorffschen Flug. Man bleibt hübsch auf der Erde.

Ludendorffs Mitarbeiter Hoffmann fasst seine Qual von damals in die Worte zusammen: «Zum letzten Male vielleicht hat man die Möglichkeit, der russischen Armee einen vernichtenden Schlag zu versetzen.» Also nicht – Terrain gewinnen, Przemysl nehmen, Siege feiern, hunderttausende Gefangene machen und doch *nicht vernichten* ..sondern einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Im Schlieffen-Sinne: dem Feinde eine wahrhaft «totale Niederlage» beizubringen. Oberst Bauer erzählt etwas kaum Glaubliches: Als Ludendorff seinen Plan dadurch mundgerecht und hirngerecht machen wollte, indem er beteuerte, es befänden sich ihm gegenüber nur sehr schwache Kräfte, soll Tappen wörtlich gesagt haben: «Die wollen immer nur angreifen, *TOO nichts steht!*» E vero? E ben trovato?

Man muss die Worte des Mannes, den man zuweilen als den bösen Geist der OHL bezeichnet hat, nur ein wenig in eine andere, den Sinn besser veranschaulichende Form giessen: «Wir müssen immer dort angreifen, wo der Feind am stärksten ist, wo er vorbereitet ist, wo er seine Kräfte *massiert hat*» ...

Voilà: Damit sind wir bei der geheimnisvollen Formel Verdun angelangt. Napoleon hat es verstanden, den Gegner zu zwingen, seine Fronten dünn aufzutragen und hat an der dünnsten Stelle am dicksten angegriffen. Fritz hat wie ein Jäger das Blatt des Gegners erspäht, hat dabei alle Vorsicht ignoriert in «souveräner Sorglosigkeit». Falkenhayn *suchte* den massierten

Gegner, ihn zu malmen und – selbst gemalmt zu werden. Und Tappens Ausspruch ist die Karikatur dieser Idee. ...

«Die wollen immer angreifen, wo nichts steht.» Sollte man hier weitere Studien machen, käme man geraden Weges in das Gebiet der Pathologie. Es folgen: Der Durchbruch bei Pschasnysch.

Nowogeorgiewsk.

Wilna.

Stoss auf Minsk.

Weitere tausend Quadratwerst russischen Bodens in deutscher Hand.

Was wog es?

Heldentum um Heldentum. Was wog es?

General Kabisch beendet seine Schilderungen dieser Kämpfe mit einem ganz merkwürdigen Wort. *Das den psychischen Fehler der OHL aufdeckt.* Ich kann nichts erreichen, wenn ich nichts erreichen will.

Ich kann auf die Dauer mit dem herrlichsten Heer nicht nach Moskau vordringen, wenn ich mich im Herzen mit einem «Trinkgeld», einem Teilerfolg, begnüge. Kabisch sagt:

«Dennoch war das Letzte, Höchste, die Vernichtung des Russenheeres, nicht erreicht. Ob es bei rechtzeitigem Eingehen auf Hindenburgs Pläne hätte erreicht werden können? Wer soll es entscheiden?»

Die Frage ist paradox. Erreicht hätte es werden *können*. Denn mit jedem Versuche *kann* ich etwas erreichen oder nicht.

Mit keinem Versuche kann ich allerdings nichts erreichen.

Wir finden dieselbe Situation bei Caporetto wieder: Weil das Badener Hauptquartier (Baden bei Wien, das k. u. k. Armeoberkommando) sich von Karfreit nur eine «Frontverbesserung» erhoffte, hätte es gerechterweise nicht einmal den Tagliamento erreichen dürfen.

Den Piave erreichten die «Truppen». Nicht «Baden». Nicht das Oberkommando. –

General Jomini ist einmal gegen den ausdrücklichen Befehl Bonapartes von dem einen Donauufer auf das andere hinübergewechselt. Napoleon hat ihm nachträglich dafür gedankt und ihn vor allen seinen Marschällen als den strategischen Kopf seines Stabes bezeichnet. Gewiss hätten auch der deutschen Armee die Generale, die Jominis, nicht gefehlt, die sozusagen gegen Befehl gesiegt hätten. Aber im Jahre 1915 waren «die Mittel» schon beschränkt. Und dadurch, dass man kühne Generale einfach auf «schwache Kost», auf schwache Divisionen setzte, nahm man ihnen jede Möglichkeit zu Extratouren und Siegen, die – wahrhaftig, man hat manches Mal wirklich diesen Eindruck! – nicht erwünscht schienen.

TIEFERES VERDUN

CLAUSEWITZ über die Niederwerfung des Gegners:

«Die Bedingungen, unter denen das Ziel erreicht werden kann, setzen eine grosse physische oder moralische Überlegenheit oder einen grossen Unternehmungsgeist, einen Hang zu grossen Wagnissen voraus. Wo nun alles dieses nicht vorhanden ist, kann das Ziel des kriegerischen Aktes nur zweierlei Art sein: entweder die Eroberung irgendeines kleinen oder mässigen Teils der feindlichen Länder, oder das Erhalten des eignen bis zu besseren Augenblicken.»

BEGINN MIT IRRTÜMERN

Die berühmte Denkschrift von Falkenhayn über Verdun beginnt mit einem kapitalen Irrtum. Der erste Satz dieser Denkschrift lautet: «Frankreich ist militärisch und wirtschaftlich – dies durch dauernde Entziehung der Kohlenfelder im Nordosten des Landes – bis nahe an die Grenze des Erträglichen geschwächt.»

In diesem einen, ersten Satze einer Denkschrift, die sich auf Operationen beziehen, die mit Beginn des Jahres 1916 begonnen werden sollen, stecken allein nicht weniger als vier grobe Fehler.

Frankreich ist nicht militärisch geschwächt.

Frankreich ist nicht wirtschaftlich geschwächt.

Ist am allerwenigsten durch die Wegnahme der nordöstlichen Kohlenfelder geschwächt.

Und ist vor allem niemals «bis an die Grenze des Erträglichen» geschwächt.

Der erste Satz ist also nicht mehr als die schwungvolle Einleitung eines guten Journalisten, aber nicht die Basis für den gewaltigen Aufbau eines Unternehmens von dem Umfange des Verdunkampfes. Falkenhayns Unternehmen traf also zunächst einmal nicht Frankreichs Armee, als sie am schwächsten war (Sommer 1917), sondern *am stärksten*.

Sie betrug 2'750'000 Mann!

In den letzten 19 Monaten des Krieges erzeugte das «wirtschaftlich bis an die Grenze des Erträglichen geschwächte» Frankreich 11'056 Geschütze gegen 2008, die die USA erzeugten, und 8'000, die England lieferte!

Artilleriemunition erzeugte Frankreich in diesem Zeiträume 306 Millionen Stück gegen 260 Millionen Englands und 56 Millionen der USA. Die Denkschrift enthält noch einen anderen Satz. Einen Satz, der von der Sinnlosigkeit des Massendurchbruchs spricht.

«Das zweifelhafte und über unsere Kraft gehende Mittel des Massendurchbruchs ist dazu nicht nötig.»

Er hat die nötigen Kräfte nicht zu diesem Durchbruch. Er glaubt nicht an ihn, der Leerlauf der Materialschlacht lässt einen solchen Durchbruch nicht zu. Die französischen Durchbruchsversuche haben es hinlänglich bewiesen.

Er will daher versuchen, die Franzosen durch einen «Angriff mit beschränkten Zielen» langsam zu verbrauchen, «abzuschaben».

Er will einen Weg finden, eine Mühle, in der schliesslich der «letzte Mann Frankreichs» zermahlen wird.

Es musste eine Mühle sein, in die der Franzose unweigerlich gezogen werden konnte. Das Zugmittel hiess Prestige.

Man fesselte, man sog, zog das französische Heer langsam in ein Gebiet, das es bis zum letzten Mann verteidigen musste, sollte es nicht zum Verräter der Nation und seiner Geschichte werden.

Gab es ein solches Gebiet? Sicherlich. *Verdun*.

Entweder gab Frankreich Verdun auf, dann hatte es sein Prestige, sein «Gesicht» verloren. Oder es hielt Verdun. Hielt es mit viel Kräften. Dann konnte man diese französischen Massen erschlagen. Mit Artillerie erschlagen. Mit Material.

Also Materialschlacht bei geringsten Opfern an Menschen.

Maschine gegen Mensch. Maschine auf deutscher Seite, Mensch auf französischer.

Soweit sich das durchführen lässt. Es lässt sich, glaubt Falkenhayn, immerhin soweit durchführen, dass auf 2 tote Deutsche 5 tote Franzosen kommen.

Wie kam Falkenhayn zu dieser merkwürdigen Ansicht, dass der Angriff bedeutend weniger Menschenleben erfordere als die Verteidigung?

Das Kriegsarchiv gibt die Antwort: «... erhebliche Überschätzung der eigenen Artilleriewirkung.»

Man kann ruhig sagen: Erhebliche Überschätzung der Artilleriewirkung überhaupt.

Man kann die Sache aber auch umdrehen. Man kann sagen: Erhebliche Unterschätzung des Gefechtswertes der Festung Verdun.

Erhebliche Unterschätzung des Gegners überhaupt. Seiner Moral vor allem.

Und erhebliche *Überschätzung* der eigenen Infanteristen, die bei allen herrlichen Qualitäten eben Menschen aus Fleisch und Blut sind, keine Maschinen sind und nicht monatelang unter den schrecklichsten Verhältnissen durchhalten können. ...

Diese erste grosse, von den Deutschen angesetzte Materialschlacht wurde unter schweren Wehen geboren. Man stiess mit seinen Anregungen ständig aneinander vorbei.

Zermürbungsschlacht, «Schmelztiegel», sagt Falkenhayn.

Der Kronprinz verlangt einen Vorstoss beiderseits der Festung, dieser alle Zufahrtswege – es gab ohnehin nur mehr einen – abzuschneiden. Aber Falkenhayn beabsichtigte nur eine «Teilaktion» mit höchstens 25 Divisionen. Das Ende war ein nach diesen Prämissen höchst überraschendes Ziel: Die gewaltsame, überraschende Eroberung der Festung mit nur 6 Divisionen. Schon jetzt ein deutlicher Gegensatz in der Führung: Materialschlacht, Zermürbungsschlacht, Schmelztiegel da, und überraschender schneidiger Handstreich dort. ...

Der Gegensatz blieb. Und musste bleiben. Denn eigentlich ... «den Feind zwingen, in ein bestimmtes Gebiet immer wieder seine Reserven zu werfen, dass ich sie mit Artillerie erschlagen kann in dieser blutigen Schale» ... eigentlich wäre es da folgerichtig gewesen, diesen Ort immer nur zum Schein mit Infanterie anzugreifen, im Übrigen aber die Artillerie reiben und mahlen zu lassen ..., denn anders zermahlte ich doch meine Infanterie und nicht die des Gegners?

Da lag irgendein Denkfehler. Er hat sich bitter gerächt.

Für 2 tote Deutsche 5 tote Franzosen. Man konnte sich also so ziemlich an den Fingern abzählen, wann der ohnehin schon «bis an die Grenze des Erträglichen» geschwächte letzte Franzose fallen würde.... Der Versuch also, *nach einem System das Roulette des Krieges zu spielen.*

Es gibt aber kein System! Oder doch?

Falkenhayn glaubt nicht an die Durchbruchsschlacht im Materialkrieg. Hat später in Rumänien, in einem Bewegungskrieg kat' exochen brilliert, ein wahrer Virtuose kühnster Strategie.

Sein Nachfolger in der OHL, Ludendorff, hat noch zwei Jahre später an einen Durchbruch in der Materialschlacht geglaubt.

Merkwürdig bei Falkenhayn nur dies! Wenn ich an eine Strategie der Materialschlacht nicht glaube ..., darf ich dann an ein solches Spielsystem im Materialkrieg glauben?

«Festungen sind wertlos», war seit langem das Schlagwort in Frankreich. Festungen mit 2'300 schweren und 1'800 leichten Geschützen (mit 1,5 Millionen Schuss) waren mit einem Male für Joffre wertlos.

Joffre wies auf Namur, auf Lüttich, Antwerpen. Dem deutschen 42er Geschütz widerstand niemand. Niemand.

Weg mit den Festungen! Weg vor allem mit dem Eigenleben der Festungen!

Es gelang Joffre. Das Eigenleben der Festungen wurde vernichtet, sie wurden einfach Bestandteile der verschiedenen Abschnitte.

Und Joffre *hatte seine 4'100 Geschütze, die er für seine Champagne-Offensive brauchte.*

Kaum waren die Festungen aufgehoben, kaum waren sie tot, erweckte sie Joffre, der jetzt über sie verfügen konnte, rasch zu neuem Leben: Er schuf drei Festungszonen, Belfort, Verdun und Düнкirchen. Die tönenden Worte des Kriegsministers sind vergessen:

«1, Bei der Zerstörungsgewalt der gegenwärtigen Artillerie sind die ständigen Werke eines festen Platzes einer sicheren Vernichtung preisgegeben.... 2. Die Heftigkeit und die Dauer des Feuers ziehen einen unbegrenzten Verbrauch von Munition nach sich und erfordern infolgedessen einen ununterbrochenen Nachschub aus dem Hinterland, was bei einem eingeschlossenen Platz unmöglich zu verwirklichen ist. 3. Eine eingeschlossene Festung wird infolgedessen in kurzer Zeit zu Fall gebracht.... 4. Unter

diesen Umständen hängt die Verteidigung des Landes ausschliesslich von dem Feldheere ab. 5. Nur eine Entwaffnung der Festungen ... kann uns umgehend die unbedingt notwendige schwere Artillerie verschaffen....»

Es besteht die Möglichkeit, alle diese Festungsgürtel augenblicklich wieder zu «aktivieren», wenn es etwa erforderlich werden sollte. Mehr noch: Es ging Joffre um den *Besitz* der Kanonen, um das Verfügungsrecht. In Wirklichkeit war es mit der «Entwaffnung» Verduns nicht weit her.

Die Besetzung der ganzen «Befestigten Region von Verdun» mit einer 112 km breiten Front von Avocourt bis St. Mihiel bestand aus 3½ Korps mit 53 aktiven und 34 Territorialbataillonen.

Als Angriffstag war der 12. Februar angesetzt.

Also ein Tag mit voraussichtlich schlechtem Februarwetter.

Warum? Überraschungsmoment.

Ist die Überraschung gelungen? Ja, wäre zu viel. Nein, zu wenig. Sie ist zum grössten Teil gelungen.

Sümpfe zwischen Felsen. Einbrechende Brücken. Keine Unterstände, oder zu wenig. Anlegen eines eigenen Bahnhofes. Ausladen, Fortschleppen von schwersten Kalibern, 42-cm-Haubitzen, Langrohren und dgl., Bettungen legen für diese Riesen. Munition herbeischaffen, Material für den Bau von Unterständen....

... und das Instellungbringen von 1'225 Geschützen. Dazu pro Feldkanone 3'000 Schuss, je Haubitze 1'200-2'100 Schuss!

Das alles sollte bei ständiger Fliegerbeobachtung getarnt bleiben? *Es blieb unentdeckt.*

Wenn die Franzosen am Ende doch noch alles erfuhren: Annähernde Stärke der Deutschen, annähernde Zahlen über die Artillerie, vor allem aber Angaben über die Stossrichtung, so hatten polnische und elsässische Überläufer die Schuld daran.

Und das fortwährende Verschieben des Angriffstages.

Schon im Dezember munkelten die Franzosen allerlei von einem Angriff der Deutschen gegen Verdun.

Joffre glaubte nicht daran.

Und als er daran glaubte, hielt er nur einen Scheinangriff für möglich. Aber der Kommandeur von Verdun, Herr, malte schwarz in schwarz. Was sollten vor allen diese vielen Stollenbauten hinter der ersten deutschen Front (die er in Erfahrung gebracht hatte)?

Joffre glaubte nichts, schickte aber für alle Fälle am 23. Januar seinen Bevollmächtigten Castelnau nach Verdun. Der inspizierte die Befestigungen, liess sie verstärken, liess Lücken schliessen.

Am 5. Februar erhielt Herr endlich unter Bedingungen drei Divisionen Verstärkung. Joffre war noch immer ungläubig. Am 12. weitere zwei Divisionen und die Korpsartillerie des VII. Korps. Schliesslich verfügte Herr über 11 Divisionen und 632 Geschütze.

Am 15. meldete ein elsässischer Überläufer: «Sie warten nur noch auf besseres Wetter.»

So fand der deutsche Angriff einen vorbereiteten Gegner. Im Angriffsabschnitt, Brabant-Ornes, standen am 21. Februar französischerseits 2 Divisionen mit 30 Bataillonen und verstärkter Artillerie. Am 12. Februar waren es nur 2 Regimenter mit 5 Feldbatterien gewesen!!! –

DER KAMPF

Armeebefehl der «Heeresgruppe Kronprinz»:

«Nach langer Zeit zäher Abwehr ruft uns der Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs zum Angriff!

Seien wir von dem Bewusstsein durchdrungen, dass das Vaterland Grosses von uns erwartet! Es gilt unseren Feinden zu zeigen, dass der eiserne Wille zum Siege in Deutschlands Söhnen lebendig geblieben ist und dass das

deutsche Heer, wo es zum Angriff schreitet, jeden Widerstand überwindet!

In fester Zuversicht, dass jeder an seiner Stelle sein Höchstes daran setzen wird, gebe ich den Befehl zum Angriff!

Gott mit uns!

Wilhelm
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen.»

Am 21., um 8 Uhr 12 Minuten, beginnt die Artillerievorbereitung. Sie steigert sich immer mehr und erreicht zwischen 4 und 5 Uhr, also vor Anbruch der Winterdämmerung, den Höhepunkt. Die Feldbatterien, die während des ganzen Tages 30 Granaten in der Stunde feuerten, feuern jetzt 200 Schuss.

Da stürzt die deutsche Infanterie aus den Gräben, hindurch durch die Sturmgassen in den Hindernissen.

Man hatte sich das Terrain anders gedacht bei den Deutschen. Überall verammelte Waldstellungen, verdrahtetes Gestrüpp, Hindernisse, Maschinengewehrnesten; aber die erste Stellung wird überrannt. Die zweite leistet Widerstand! Am linken Flügel wird auch diese zweite Linie genommen. Der Haumontwald, das «Reduits»....

Dennoch endet der erste Tag mit einer grossen Enttäuschung. Wohl hat man einen Erfolg gehabt. Aber die «alles vernichtende Wirkung der Artillerie» ist ausgeblieben. Das Gelände wurde von der Infanterie erobert, wie in jeder anderen Schlacht auch. Aber nach dem Falkenhaynschen Prinzip hatte die Infanterie, dosiert eingesetzt, in entwaffnete Räume einzumarschieren, die Materialschlacht hatte zu arbeiten, die Schlacht der Maschinen, nicht die der Menschen.

Das war nicht gelungen. Man hatte umsonst einen ganzen Tag gefeuert aus über 1'200 Rohren.

Noch etwas war verloren ausser der Überzeugung, dass man die Wirkung der Artillerie haushoch überschätzt hatte: *Das Überraschungsmoment*. Herr findet Zeit, mit der Bahn anlangende Divisionen rasch auszuladen. Aus seinen Reserven neue Kräfte in die Stellungen zu werfen.

Und Joffre findet Zeit, sich von seinem Schrecken zu erholen. Während Joffre am 22. noch lange die völlige Räumung Verduns vorschwebt, denkt Chrétien nicht daran und machte am kommenden Tag einen Gegenangriff. Da wird der Räumungsgedanke auch von Joffre aufgegeben. Verdun wird gehalten. Falkenhayn hat richtig spekuliert: *Verdun wird zu einer nationalen Prestigefrage!*

Zum zweiten Male rast die Artillerie, weiter brechen die Deutschen vor. Nehmen Brabant und Caireswald, Wavrille, Herbebois.

Ununterbrochen der Kampf, immer schwerer der deutsche Druck. Es scheint, dass, wenn der Sieg des Materials nicht gelang, wieder einmal der Sieg der deutschen Infanterie gelingen würde, die «beschleunigte Wegnahme» gelingen wollte.

Beaumont, Bois le Fosses, Bois des Caurières, Bezonvaux....

Am 25., nach vier Tagen also, gelingt es den Deutschen, von zwei Seiten dem Fort Douaumont auf den Leib zu rücken, dessen Zugbrücke herabgelassen ist, das keinerlei Infanterieschutz hat und nur von Kanonieren verteidigt wird. Die Deutschen dringen ein. Eines der stärksten Forts ist genommen.

Wiederum hat Falkenhayn richtig gerechnet: Die moralische Wirkung dieser «Besitzergreifung», dieses Handstreichs ist für Frankreich eine *furchtbare*. Frankreich ist auf's tiefste getroffen, es wird alles, alles, wahrhaftig «den letzten Mann» in diese Mühle Verdun werfen.

Mühle Verdun ... *wer ist in diese Mühle geraten?*

Die Franzosen? Gewiss. *Aber die Deutschen mit ihnen.*

Von einem dosierten Einsatz der menschlichen Kräfte ist keine Rede. Und noch viel weniger von dem Gelingen der Materialschlacht. Die Materialschlacht beginnt zu wüten, gewiss... aber sie beginnt *gegen die Deutschen zu wüten.*

Man hat sich im Terrain getäuscht, man hat sich in der Anlage der Festung getäuscht. In gutem Zusammenspiel Festung-Feldbefestigung war eine Unmenge kleiner Redouten erbaut worden, kleiner Sperren, die *bisher niemals geschossen hatten, von deren Existenz man nichts musste*, die daher verschont geblieben waren.

Jetzt feuerten sie.

In namenlosem Wirrwar die Front. Überall Flankierungen, Nester, die die Artillerie nicht erreicht hatte.

Und es kam noch etwas hinzu, mit dem man deutscherseits nicht gerechnet hatte: Die Schwierigkeit der Befehlsgebung und die Schwierigkeit, sich mit der Artillerie zu verständigen, die oft genug, öfter als dies schon einmal vorkommt, in die eigene Infanterie schoss.

Zum ersten Male aber kommt Schlimmeres dazu auf deutscher Seite: Die Kommandeure melden zurück, melden es immer wieder: *Ablösen!* Die Truppe kann nicht mehr!!

Sie wird nicht abgelöst.

Falkenhayn sagte: «... steht ihm frei, die Offensive schnell oder langsam zu führen». «Mit beschränkten Kräften» ... davon spricht doch das Memorandum?

Es zeigt sich, dass es nicht geht mit der Beschränkung der Kräfte. Und mit dem Verlangsamten der Offensive ebenfalls nicht.

Zunächst ist es der deutsche Infanterist, der keinen Sinn für eine Verlangsamung hat, weil er für das Zupacken gedrillt ist. Und mit Recht gedrillt ist: Zeit ist Blut.

Zeit ist Blut: In kurzer Zeit schaffen die Franzosen Artillerie herbei, ihre Stärke schwillt auf 1915 Geschütze... *die französische Artillerie ist stärker.*

Der deutschen Materialschlacht antwortet eine französische.

Und von einem dosierten Einsatz von Menschen ist für beide Teile keine Rede mehr.

Wer mahlt und zermürbt, und wer ist der Zermalmte?

Auf wen wird die moralische Depression fallen?

Es gab zwei Möglichkeiten von Haus aus. Dass *beide* angewandt wurden, war der Widersinn.

1. Blitzschnelles Überrennen Verduns, oder
2. Malmen. Dann aber mit Artillerie unter Schonung der deutschen Infanterie.

Fort Douaumont gefallen. Deutscher Befehl: Weiter vorstossen um jeden Preis, um jeden Preis. Der Franzose war «fertig».

Der Abend des 24. war für Frankreich ereignisreich. General Bonneval hat irgendwie im Gefühl, dass vor Douaumont etwas nicht stimmt. Gerade das Verstummen des Gefechtslärms irritiert ihn. Und um nicht etwa von Douaumont her umfasst zu werden, räumt er den Pfefferrücken und geht auf Belleville freiwillig zurück.

Der Pfefferrücken, der ganze Höhenzug westlich Douaumont, *ist frei*. Die Deutschen rücken *nicht* vor.

Warum?

Die Antwort hat der Kronprinz selbst gegeben: Keine Reserven, die Truppen, die vier Tage und Nächte gekämpft haben, sind derart ausgepumpt, dass an ein weiteres Vorstossen nicht gedacht werden kann. Inzwischen reißt Herr aus der Woëvreebene eine Division an sich. Schiebt sie nach Souville.

General Chrétien weist die Vorwände zweier Brigadiers, die Truppen seien ermüdet, hätten pro Gewehr bloss 120 Schuss, mit einem strafenden Hinweis auf den Zustand der Truppen bei der Marneschlacht zurück, setzt die Division gegen Douaumont an. Sollen morgen angreifen.

Herr gibt folgenden Befehl aus:

Die Gruppe Chrétien hält Linie Côte de Talou-Pfefferrücken-Douaumont-Hardaumont.

Die Truppen der Woëvre sind in der Nacht an die Cote heranzuziehen! Das Hauptquartier Herrs geht auf Souilly, 15 km südlich Verdun, zurück. Und de Langle schlägt telephonisch Joffre die Räumung des ganzen rechten Maasufers vor.

Es ist 8 Uhr abends.

Castelnau, der Chef des Generalstabs, ist eine halbe Stunde später bei Joffre. Und veranlasst ihn zunächst, *die ganze 2. Armee (Pétain) nach Verdun zu werfen*.

Sodann fährt Castelnau mit Generalvollmacht nach Verdun. Um 5 Uhr früh hat er die Lage dahin zusammengefasst, dass er an Herr telephoniert: «Das rechte Maasufer ist mit allen Mitteln zu halten, dort liegt die Verteidigung der Maas!»

Pétain erhält das Oberkommando über Verdun.

Die 2. Armee wird auswaggoniert.

Auf deutscher Seite trifft erst Ende Februar eine frische Truppe ein ... *eine Division*.

Der ruhende Pol in dieser brennenden Nacht vom 25. auf den 26. ist – wie so oft – Joffre: «Ach, mein Lieber, es steht gar nicht übel!»

«Keine Reserven», klagt der Kronprinz. Und der Zustand ist bedenklich und bedenklich ist das Chaos von natürlichen Widersprüchen: Eine Zermürbungsschlacht wird mit einer «beschleunigten Wegnahme» einer Festung eingeleitet. Die Artillerie, welche die «Eroberung» durchführen soll (man beachte diese Worte, sie werden von Nivelle sehr bald haargenau wiederholt), versagt, die Infanterie heimst nicht die ihr in den Schoss fallenden Früchte ein, *sie* muss erst erobern.

Und diese Aufgabe des Eroberns durch Infanterie wird mit «sparsamem Einsatz» von Infanterie durchgeführt. Diese «beschleunigte Wegnahme» soll aber andererseits mit «langsam» vorgehender Infanterie bewerkstelligt werden, die Truppe ist hierfür nicht nur nicht erzogen, sie lehnt sich innerlich auch gegen das Paradoxe dieses Verlangens bei einem überfallartigen Vorspringen auf.

Die ganze Verzettelung rächt sich an der Truppe: Entweder Zermürbungsschlacht nur mit Material.

Dann sparsam verwendete Infanterie, die wirklich nur die reifen Früchte erntet.

Wenn aber der technische Einsatz der Artillerie, der «materielle» Einsatz also, versagt, dann ein anderes Programm und nicht Forcierung des Angriffs nach alter Methode mit Infanterie.

Wenn aber Forcierung mit Infanterie, dann eben nach alter Methode und nach dem Grundsatz «ohne Opfer kann nichts erreicht werden».

Dann starker Einsatz, viel Reserven, ungezügelter Infanterie.

So versagte die Artillerie (um Klarheit zu schaffen: Nicht «Versagen» etwa im Sinne von Ungeschultheit, Unsicherheit, Desorganisation, sondern «Versagen» in der alles vernichtenden Wirkung, die man sich bei der OHL erträumte. Die deutsche Artillerie leistete als Truppe Wunderbares, sie konnte nur nicht Wunschträume erfüllen), die Truppe wurde in ihrem

traditionellen «Drang nach vorwärts» von der OHL eher gehemmt als gefördert, es wurden keine Reserven riskiert, und dennoch hätte man gern Verdun überrannt! ... das waren zu viele der Wünsche auf einmal, um auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben, der Tatsachen, die indes um Verdun ernst genug geworden sind und furchtbar genug.

Der 26. Februar.

Deutsche Meldung: Dorf Douaumont geräumt.

Die Meldung ist falsch. In diesem Dorfe liegt Oberst de Bellenet mit sechs Bataillonen, von denen fünf noch in gutem Stand sind, Infanterie, Suaven und algerische Schützen. Dieser Oberst meldet nach rückwärts, dass er das Dorf bis zum letzten Mann halten werde. Trotzdem meldet man unbegreiflicherweise ins deutsche Quartier, dass dicke Kolonnen aus dem Dorfe zurückströmen (dabei waren sogar die Hindernisse vor dem Dorf völlig intakt).

Die angreifenden Deutschen (nach dem Reichsarchiv unter ihnen Bataillone von einer Gefechtsstärke von – 500 (!!!) Mann) er halten mörderisches Feuer. An 30 Maschinengewehre vor dem Dorf. Die Deutschen fordern schwere Artillerievorbereitung an. Aber das Schiessen ist aus irgendeinem Grunde lau.

Der deutsche Angriff folgt der Artillerievorbereitung, kommt bis an die Hindernisse, *aber kommt nicht durch!*

Der nächste Tag wurde für die Deutschen nicht besser, ja es kam an einigen Frontteilen zu furchtbaren Verlusten (das Archiv spricht von einer «Katastrophe» beim 18. deutschen Korps).

Verwundert stellen die deutschen Kommandanten fest, dass auf französischer Seite *völlig neue, offenbar eben an die Front geworfene Truppen die alten abgelöst haben.*

Es vollzieht sich etwas, was man für Falkenhayns Theorie von dem «Verbrauch» («Ausblutung») der französischen Korps hat sprechen lassen. *Und was doch falsch ist.*

General Schmidt von Knobelsdorf formuliert zunächst die Tatsache folgendermassen:

«Es stellt sich heraus, dass die Franzosen die in der Front stehenden Divisionen häufig schon nach wenigen Tagen ablösen und durch kampfkraftige Truppen ersetzen. Die Möglichkeit, dies zu tun, gewährt ihnen die Verlängerung der englischen Front, und nur dieser Massnahme ist es zu danken, dass die eingesetzten Truppenteile nicht in kurzer Zeit völlig zermürbt werden und unserem Angriff so nachhaltigen Widerstand zu leisten imstande sind.»

Tatsächlich haben in der Zeit vom 21. Februar bis Ende Juni 1916 auf deutscher Seite gekämpft: 35 Divisionen, auf französischer Seite 58 Divisionen.

Bei einem durchschnittlichen Stand von etwa 24 Divisionen der Armee Pétain in Verdun haben 66 Divisionen die Stellungen «durchlaufen» (den mehrfachen Einsatz einer Division mitgerechnet).

Bei 115 Kampftagen bedeutet das, dass die Franzosen jeden zweiten Tag eine ausgeruhte Division eingesetzt haben.

Wie rechnete man die Sache in der OHL aus? Falkenhayn schreibt: «Der Gegner ... erlitt sehr schwere Verluste. Sie wurden sorgsam verfolgt und fortlaufend mit unseren leider auch nicht leichten Einbussen verglichen. Das Ergebnis war, dass das Verhältnis sich etwa 2,5:1 stellte, dass also für zwei Deutsche, die ausser Gefecht gesetzt wurden, drüben fünf Franzosen bluten mussten. ... Die Operationen entwickelten sich entsprechend den Absichten, die ihrer Einleitung zugrunde gelegen hatten.»

Das klingt einleuchtend, aber es ist – falsch. Wir werden am Ende – das Ende sprechen lassen, die *Verlustliste*. Sie weist ein er-

schreckend gegenteiliges Ergebnis der «Zermürbungsschlacht von Verdun» auf.

VAUX

Das Fort Vaux wurde sozusagen zweimal genommen. Das erstmal handelte es sich allerdings um eine Falschmeldung deutscherseits. Sie ist von französischer Seite wiederum viel bespöttelt worden, ganz zu Unrecht. Und wir geben hier die Episode wieder, weil sie zeigt, wie schwer es für die Stäbe ist, die wahre Lage in der vordersten Linie zu erkennen, wie unerhört schwierig es ist, jederzeit die wirkliche Frontlinie festzustellen, demgemäß die richtigen Befehle zu geben und die Artillerie richtig zu leiten.

Die Nacht vom 8. auf den 9. März ist voller Gerüchte um das Fort Vaux. In den Abendstunden hatte die Infanterie um Vorverlegung des Feuers der Artillerie gebeten, um der «bis an die Hindernisse des Forts vorgedrungenen Infanterie die Möglichkeit eines Sturmes gegen die Feste zu geben». Also war mit einem Sturm während der Nacht zu rechnen. Der Divisionskommandeur harrt der frohen Botschaft auf dem Gefechtsstand der Division.

In diese Stimmung platzt eine unpräzise Meldung eines 'Rittmeisters: «Habe mit drei Kompanien Fort Vaux *erreicht*».

«Erreicht.» Nicht, «genommen». Nicht, «ich befinde mich in der Feste». Oder, «Das Fort fest in unserer Hand».

«Erreicht» ist hier im Sinne einer Marschleistung gebraucht. Er steht vor den Hindernissen des Forts. Vielleicht liegt er am Graben. Aber in der allgemeinen Nervosität wurde die Depesche anders verstanden. Freudestrahlend übergibt der General seinem Generalstabsoffizier die Depesche mit den Worten: «Vaux genommen». Auch dem Generalstabsoffizier sind keine Bedenken aufgestiegen.

Wie ein Lauffeuer geht es über die ganze Front. Und jetzt geschieht etwas weniger Komisches als Typisches. Hundert Scherenfernrohre richten sich auf das Fort. Und plötzlich sieht man – Täuschung angeblich ausgeschlossen – eine schwarz-weiß-rote Fahne auf der Feste wehen.

Man sieht deutsche Soldaten, sogar – Gewehrpyramiden.

Und am 9. März trompetet es der Heeresbericht aus:

«... östlich des Flusses (Maas) wurden zur Abkürzung der Verbindung unserer Stellung südlich des Douaumont mit den Linien in der Woëvre nach gründlicher Artilleriesvorbereitung das Dorf und die Panzerfeste Vaux nebst zahlreichen anschließenden Befestigungen des Gegners unter Führung des Kommandeurs der 9. R.D., Generals d. Inf. v. *Guretzky-Cornitz*, durch die posenschen Reserve-Regimenter Nr. 6 und 19 in glänzendem, nächtlichen Angriff genommen. ...» Extraausgaben in ganz Deutschland.

Der Kronprinz überbringt persönlich dem Divisionär den Orden pour le mérite....

Kaum hat der Kronprinz den Gefechtsstand verlassen, als schon von Meldegängern erklärt wird, alles sei ein Irrtum, die Feste wäre in französischer Hand....

Und sie war es auch. Und alles mit der Fahne und den deutschen Soldaten und den Gewehrpyramiden *Sehfehler*. Der Heeresbericht meldet:

«... Gegen unsere neue Front westlich und südlich des Dorfes sowie bei der Feste Vaux führten die Franzosen kräftige Gegenstöße. In ihrem Verlauf gelang es dem Feinde, in der Panzerfeste selbst wieder Fuß zu fassen.»

Auch diese Meldung belachten die Franzosen. Aber was war den Deutschen übriggeblieben?

Solche Irrtümer kommen in jedem Krieg täglich zu Dutzenden vor, man denke nur an die viel traurigeren und schliesslich wichtigeren Irrtümer: Beschiessen eigener Truppen durch Artillerie, gegenseitiges Beschiessen eigener Infanterie u. dgl.

Drei Monate später, frühmorgens am 2. Juni, dringen die Deutschen nach kurzem Feuerschlage, der gewohnheitsgemäss um diese Zeit erfolgte und daher von der Fortbesatzung nicht genügend beachtet wurde – in das Fort ein und es entsteht ein namenloses Durcheinander. Die Deutschen stecken Brandröhren in die Scharten und zwei Meter lange Flammen zischen in das Fortinnere. Aber kaum greifen die Deutschen an, sind die Scharten wieder besetzt. Die Deutschen dringen in Gänge ein, die sie mit Flammenwerfern ausräuchern. Aber wie sie weiter vordringen wollen, hämmern unter der Erde Maschinengewehre, krachen Handgranaten. In zahllosen Gängen werden beiderseits Barrikaden aus Sandsäcken errichtet.

Das Chaos ist unbeschreiblich: Am Kehlwall liegen, dem Artilleriefeuer ausgesetzt, Deutsche. Im Oberstock Deutsche. Im Unterstock Franzosen.

Man lässt Flammenwerfer zischen. Aber man vertreibt die Franzosen nicht. Sie bringen es fertig, einen starken Luftzug herzustellen, und das Feuer schlägt dem Angreifer entgegen....

Die Deutschen sitzen auf und im Fort und ahnen nicht, dass sich noch – 600 Franzosen unter ihnen befinden.

Denen ergeht es schlecht. Das Wasser wird rationiert. Am Ende ein Viertelliter für jeden Mann je Tag.

Am 7. Juni kapituliert der französische Kommandant Raynal.

Als man ihm deutscherseits zur Ehrenlegion (man hat eine Eiffelturmdepesche aufgefangen) gratuliert und die Redewendung gebraucht, «nach

tapferer Gegenwehr besiegt», fährt der Franzose stolz auf: «Sie haben mich nicht besiegt, der DursJ hat mich bezwungen».

Grosse Veränderungen sind bei den Franzosen vorgenommen worden, Joffre braucht Pétain für die Somme, wo er das Zentrum kommandieren soll. Er lässt Pétain durch Nivelle ablösen.

Nivelle erhält den Auftrag, Douaumont und die anderen Forts zurückzugewinnen.

Und während der Kronprinz Artillerie und Infanterie an die Somme abgeben muss, bereitet Nivelle seine «barrage roulant» vor.

Tatsächlich gelang es Nivelle, mit dieser Feuerwalze die Feste von Verdun zurückzuerobern. Die Idee der «erobernden» Artillerie, die Falkenhayn nicht durchzuführen imstande war, glückte Nivelle.

Die Erfolge Nivelles waren gross, die Zahl der gefangenen Deutschen gross ... die wandernde Feuerwalze offenbar unbesiegbar (so schien es zunächst).

Am Ende mussten alle von den Deutschen eroberten Forts verlassen und gesprengt werden. (Auch das neue Gas der Deutschen vermag keinen Ausschlag mehr zu geben.)

Worin bestand Nivelles «erobernde Artillerie»?

Feldgeschütze und schwere und schwerste Artillerie legen einen Feuervorhang 80 Meter vor der Infanterie. Und dieser Vorhang und diese Infanterie bewegen sich mit einer Geschwindigkeit von 25 Metern in der Minute – also verdammt rasch.

Die Feuerwalze durfte nicht davonlaufen ... denn sonst hatte der noch vorhandene Gegner die Möglichkeit, sich zu wehren. Um die Infanterie an die Walze zu ketten, wurden die zu erreichenden Ziele für jede Minute genau angegeben. Andererseits wusste ja der Infanterist, dass die Feuerwalze ihn nur so lange schützte, als er ganz dicht hinter ihr herlief, so dass er die

noch unter dem Eindruck der Kanonade verstörte feindliche Grabenbesatzung richtig «auskämmen» konnte.

Ganz verliess sich übrigens Nivelle nicht auf seine Erfindung. Doppelt hält besser: Er liess vorerst über alle Forts und Höhen von Verdun einen noch nie dagewesenen Stahlhagel niedersausen. Hierfür opferte er mehr als dreiviertel Millionen Artilleriegeschosse. Vaux allein erhielt 400 Schuss schwersten Kalibers, Douaumont 1'000 Schuss bis zu 40-cm-Kaliber.

Am 24. Oktober, 11 Uhr 40 Minuten, begann die «Feuerwalze» sich zu bewegen. Die Bewegung beginnt – *im Nebel*.

Dadurch setzt das deutsche Sperrfeuer erst zehn Minuten später ein. Man sieht nichts, weiss nicht, worum es sich handelt. Von 158 deutschen Batterien antworten nach der schweren Beschiessung nur mehr 90.

Die Deutschen schildern diesen Kampf:

«Am 24. Oktober war die Stellung nach der 3½-tägigen Beschiessung nur noch ein grässliches Durcheinander von Trichtern, Trümmern, Schlamm und Leichen. Dazwischen lagen verstreut die noch Lebenden, unförmliche Gestalten, Gesicht, Hände und Kleidung mit einer Schmutzkruste überzogen; die Waffen verdreht, Munition und Lebensmittel unbrauchbar oder verschüttet. Als aus der Nebelwand plötzlich die französischen Sturmhaufen auftauchten, begann ein verzweifelter Ringen. Nur karge Kunde ist uns von diesem Kampfe überkommen, die Schilderungen der wenigen Zurückgekehrten sind, ebenso wie die französischen Berichte – diese gegen ihre Absicht – Zeugnisse für deutsches Heldentum.»

Noch in der gleichen Nacht hisst ein Neger die französische Trikolore auf Douaumont.

Aber Vaux hält sich. Weist alle Angriffe zurück.

Ist dennoch unhaltbar: Wird von der Kalten Erde und Douaumont flankiert, steht unter fürchterlichem Feuer.

Am 2. November wird es geräumt. Die Franzosen erfahren erst durch den Sender Nauen von der Räumung. Auch Damloup wird geräumt. Die Franzosen machen 6'000 Gefangene.

Am 15. Dezember, nach einem glänzenden Gegenangriff der Deutschen am 6. Dezember auf dem linken Maasufer, begann nach sechstägigem Trommelfeuer wieder die Walze zu laufen. Durch das Terrain bedingt mussten von der der Walze folgenden Infanterie mehrere Schwenkungen vorgenommen werden – da riss die Infanterie ab.

Dennoch nahm Mangin den Deutschen mit sieben Divisionen (die Deutschen hatten fünf) 11'000 Gefangene und 115 Geschütze ab.

Waren die deutschen Divisionen derart «fertig»? War es die Feuerwalze? Es war beides.

Hier das Urteil Ludendorffs:

«Der Schlag, den wir erhielten, war besonders schwer. Wir verloren bei grossen Verlusten an Kraft auch wichtige Stellungen. Die Anstrengungen des Jahres waren zu gross gewesen. Die Spannkraft der Truppen hatte in dem Stillhalten der Verteidigung unter dem gewaltigen feindlichen Artilleriefeuer und durch eigene Verluste nachgelassen. Wir waren an der Westfront völlig erschöpft!» Was war aus der völligen Ausblutung des Franzosen geworden?

Aus dem Schmelztiegel?

Das völlige Debakel der Theorie Falkenhayns.

Kamen andere Ereignisse. Die Kriegserklärung Rumäniens. Falkenhayn wird «abgesetzt», erhält aber das ehrenvolle Kommando, den neuen Feind niederzuschlagen.

Er tut es bravourös.

Also war nicht Falkenhayn schuld? War es der Materialkrieg, den er rief, der Geist, den er dann nicht los wurde?

RÉSUMÉ

2,5 : 1? Wie es Falkenhayn errechnet?

Nein: Es war geschehen, was immer geschehen wird. Der Angreifer wird an einer bestimmten Stelle zum Verteidiger. Das war in der Verdun-schlacht sehr bald der Fall. Zum Verteidiger *unter schlechtesten Bedingungen*.

Nivelle «walzte».

Wurde zum Angreifer.

Dadurch wurden *seine Chancen* auch *schlechter*. Seine *Verluste höher*.

Dennoch das *Resultat von Verdun*:

Französische Verluste (amtlich) 362'000.

Deutsche Verluste 336831.

Kein Unterschied.

Kein 2,5 : 1.

Der Angriff, der um weniger als die Hälfte Verluste hat wie die Verteidigung, ist noch nicht erfunden.

Frankreichs Kräfte sind nicht verblutet. Aber Falkenhayn ist es nicht gelungen, Joffre seinen Willen aufzuzwingen. Es war der Bankrott der Falkenhaynschen Theorie, als Joffre im Juni von sich aus das «Mahlwerk» durch Nivelle forcieren liess, daneben aber noch die Kraft fand, an der Somme anzugreifen.

Jetzt mussten die Deutschen Kräfte aus der Front ziehen, nicht die Franzosen. Und die «furchtbare moralische Wirkung», auch sie blieb nicht aus. Frass sich fest in jedes Verdunkämpfers Herz ... in jedes deutsche Herz: Man empfand Verdun als Niederlage im deutschen Heer.

Im französischen als Sieg.

Verdun brachte der Kriegserfahrung nur negative Gewinne:

Es gibt kein spitzfindiges System, das alles bisher Dagewesene über den Haufen rennt. Es gibt nur ein «Mit beiden Beinen auf der Erde stehen», das gibt es. Und kühles Rechnen. *Und nicht ein bisschen mit «Tricks», mit Wundern rechnen.*

«Alles ist so einfach wie eine Watschen (Backpfeife)».

Sagte der alte Praktiker Radetzky.

«Was nicht so einfach ist, ist falsch», fügte er noch hinzu.

«Jede Operation muss von einem klaren Gedanken beherrscht sein», lehrt Seeckt prägnanter und kultivierter.

Beide, Falkenhayn und Nivelle, haben neue Wege gesucht. Falkenhayns Rechnung, mit falschen Ziffern operierend, musste falsch sein. Nivelle leuchtete auf wie ein Meteor. Seine neue «Egge». Seine alles niederreisende Feuerwalze!

Bis es auch gegen diese Walze eine Abwehr gab: Die tiefe Front. Wie gegen ein stärkeres Geschoss ein stärkerer Panzer oder umgekehrt ... das ewige Spiel.

Beide, Falkenhayn wie Nivelle, träumten von der «erobernden Artillerie». Falkenhayns erobernde Artillerie hat versagt, die Eroberung musste «sparsam verwandte» Infanterie blutend vollbringen.

Nivelles Artillerie eroberte tatsächlich die Forts von Verdun zurück. Materialschlacht Verdun? Gewiss. Materialschlacht mit Tragik. Falkenhayn versuchte, die Franzosen in diese Mühle zu ziehen, und kam selbst unter die Mahlsteine. Und am Ende gerieten die Franzosen in die Mühle, nicht weil Falkenhayns Theorie richtig war, sondern weil sie selbst angriffen.

Verdun gab den Feldherren viele Lehren. Aber keine neue Lehre. Der Kronprinz selbst bleibt (auch später) bei der Behauptung, dass Foch, der

an jenem 24. Februar, abends, der Weg nach Verdun frei gewesen wäre. Man habe ihm nur die Reserven nicht gegeben. ...

Derselben Ansicht ist ein Teil der französischen Darstellung. Sie wird von vielen (Kabisch) bestritten. Aber man hat als neutraler Zuschauer in diesem Für und Wider doch das bestimmte Gefühl, dass *sich der verhängnisvolle Gegensatz zwischen Mahlschlacht und «rascher Wegnahme Verduns» an diesem Abend bitter gerächt hat*. Die OHL war es, die jedenfalls nicht scharf auf einer Linie blieb, sondern schwankte, wie schon *das ganze Konzept dieser Schlacht schwankend war und voller Widersprüche in sich selbst*.

Wir wissen, welche Gegensätze zwischen dem (damals vielleicht schon in der ganzen Frage der militärischen Lage Deutschlands) pessimistischen Kronprinzen und Schmidt von Knobelsdorf bestanden, wir kennen die Tatsache, dass zum Beispiel die Orientierung, die sich der Kronprinz bei der Artillerie geholt hatte, ganz anders aussah wie die Berichte, die ihm Knobelsdorf vorgelegt hatte, was den Kronprinzen auf das Tiefste verbitterte. Die OHL musste intervenieren, ja der Kaiser selbst wurde bemüht, den Streit zu schlichten.

NIVELLE

DER VERTRÖDELTE KRIEG

«Die Kriegführung verläuft sich fast nach allen Seiten hin in unbestimmte Grenzen; jedes System, jedes Lehrgebäude aber hat die beschränkende Natur einer Synthesis, und damit ist ein nie auszugleichender Widerspruch zwischen einer solchen Theorie und der Praxis gegeben.»

CLAUS EWITZ

Verdun also brachte der französischen Nation einen Mann, der es verstand zu siegen, ohne unsinnig seine Soldaten zu opfern. Bisher war der Begriff «Sieg» mit Hekatomben Toter, mit namenlosem Elend für ein ganzes Land verbunden.

Mit einem kleinen Kniff, einem neuen Gedanken, endlich in die Trostlosigkeit des Krieges geworfen, wurde Verdun wiedererobert.

Die «rollende Egge» hatte die deutsche Front ausgekämmt. Man hatte unermessliche Beute gemacht und viele Quadratkilometer zurückerobert und hatte Verluste, die nicht einmal die Zahl der feindlichen Gefangenen erreichten.

Der Mann, der dies vollbrachte, der Mann dieser «neuen Schule» war Nivelle.

Er wurde zum Generalissimus der französischen Armee ernannt.

Unter seinem Kommando standen die Generale der «alten Schule». Vor allem Pétain, in der geistigen Sphäre Joffres lebend. Mit seiner Ruhe. Mit seiner Verachtung jedes «Rezeptes».

Zynisch und kalt. Er glaubte nicht an Wunder.

Foch, der die primitive Ansicht vertrat, der Sieg wäre ein Sack, auf den man unaufhörlich losdreschen müsste. Bisher wurde die Front unaufhörlich gestossen wie jener Ball, an dem die Boxer trainieren. Aber wie jener Ball hatte auch die deutsche Front die schlechte Gewohnheit, hinausgeschlagen gleich wieder zurückzuprallen, den Franzosen einen Stoss zu versetzen und in die ursprüngliche Lage zurückzukehren.

Nivelle war anderer Ansicht. Er hat diese Ansicht, wie das bei Feldherren Brauch ist, in lapidare Sätze gegossen.

Er macht endgültig mit der Zermüblingsarbeit Schluss.

Er macht endgültig mit dem Zuwarten Schluss.

Mit der Besetzung französischer Gebiete durch die Deutschen.

Mit dem Kriege überhaupt.

Seine lapidaren Sätze lauten:

«Um den Feind zu schlagen, muss man die Schlacht liefern, und wenn er sich hinter seinen Verschanzungen verbirgt, folgt notwendigerweise als erste Operation der Durchbruch durch die verschanzte Front. Ist diese Operation möglich? Auf diese Frage hat die Armee von Verdun, in den Tagen des 24. Oktober und 15. Dezember, in jeder Form zustimmend geantwortet. Wir werden die deutsche Front durchbrechen, wann wir wollen, unter der Bedingung, nicht an dem stärksten Punkt anzugreifen und die Operation durch Überraschung und durch einen gewaltsamen Angriff in 24 oder 48 Stunden zu führen.» «Heftiger Angriff auf einer breiten Front durch die vereinigten britischen und französischen Streitkräfte, Angriff mit voller Kraft, wie alle Angriffe geführt werden müssen, mit der Absicht, die Front zu durchbrechen, ständig sich wiederholende Angriffe, ohne Unterlass ... um, wie am 15. Dezember vor Verdun, einen vollständigen Durchbruch der Front herbeizuführen.»

«Die Front wird durchbrochen werden, von dem, der es will, unter der Bedingung, dass der Preis dafür bezahlt wird. ... Die Stunde für eine tief stossende Offensive ist gekommen. ... Wir können den Krieg sich nicht ins Endlose hinziehen lassen.» ...

«Die Erfahrung ist schlüssig. Unsere Methode hat ihre Beweise geliefert. Der Sieg ist gewiss. Diese Versicherung gebe ich euch. Der Feind wird es zu seinem Schaden erfahren!»

Zu den grossen Plänen des Feuerkopfs Nivelle gehört auch der grosse, richtige, längst aktuelle (und darum erst ein Jahr später in schlimmster Stunde wirklich durchgeführte) Gedanke: *Ein einheitliches Oberkommando.*

Noch eine Sorge, sehr vernünftig und eigentlich selbstverständlich: *Der Angriff darf nicht in der Halbvollendung steckenbleiben.*

Hat Nivelle seine Poilus hinter sich? *Ja.*

Seine Generale? *Nein?*

Die der Alliierten? *Nein.*

Dieses Faktum wurde zum Ausgangspunkt einer genial angelegten Schlacht, die vertrödelt wurde: Vertrödelt durch Zänkereien, Prestigefragen, Drohungen, Gegendrohungen.

Und einem Zufall.

Und noch einem Zufall.

Nivelle, der Mann, der siegen konnte, ohne zu schlachten, Nivelle, der Mann, der ein Ende der Zermürbungs-, der Materialschlacht machte, Nivelle, der dem Kriege ein rasches Ende bereitete: Er war der Mann Frankreichs.

Er hatte einen Operationsplan ausgearbeitet, der sich wahrhaftig gewaltige Ziele gesteckt hatte. Schon die Einleitung war voller Wucht, Selbstvertrauen und Grosszügigkeit. Er lautete:

GHQ., den 25. Januar 1917.

1. Operationsplan für 1917.

1. Das zu erreichende Ziel:

Das Ziel der Offensive der verbündeten Armeen auf der Westfront im Jahre 1917 ist die Vernichtung der deutschen Kräfte, welche diese Front halten. Diese Vernichtung wird verwirklicht werden, wenn die verbündeten Armeen folgende Ergebnisse erreicht haben:

- a) Durchbruch der befestigten Front des Feindes;
- b) wenn seine verfügbaren Kräfte ausser Gefecht gesetzt sind;
- c) *Wiedereroberung der besetzten Gebiete und Fortnahme desjenigen deutschen Gebietes, dessen Besitz für uns notwendig ist, um erfolgreich Friedensverhandlungen beginnen zu können.*

Unter allen Auslassungen Nivelles liegt das Hauptgewicht auf dem einen und einzigen und entscheidenden Punkt:

«... Wir werden die deutsche Front durchbrechen unter der Bedingung, ... die Operationen durch Überraschung ... zu führen.»

Die Anlage des Planes Nivelles war ganz ausgezeichnet. Die Deutschen erwarteten neue Angriffe auf dem Sommeplateau.

Also griff Nivelle ganz woanders an.

Aber etwas anderes kam hinzu, ein Faktor, den Ludendorff besonders erwähnt: Die ganze Front war so ausgebaut, dass grosse Vorbereitungen, also Legen von Schienensträngen, Anlagen für Munitionsaufstapelung, Herstellung von Wegen usw. französischerseits nicht nötig waren.

Wie war es denn bisher gewesen? Joffre und Haig hatten ungeheure Bauten aufgeführt, die den Deutschen natürlich warnten. Sie verursachten viel Lärm, diese Bauten, und viel Bewegung, und -der Deutsche konnte beruhigt sein: Solange nicht der letzte Artillerieschuss im Munitionsdepot lag, wurde nicht angefangen.

Jetzt aber war es unendlich schwer für die Deutschen, zu wissen, *wo Nivelle angriff.*

Nivelle hatte als Tag des Angriffes Tag «J», den 26. Februar, bestimmt. *An diesem Tage lagen im «Angriffsabschnitt» bei den Deutschen 8 Divisionen!*

Zwei Monate später, nach der Vertrödelung des Planes, lagen in dem gleichen Abschnitt – *40 Divisionen der Deutschen.*

War Nivelle ein Flausenmacher? War die Möglichkeit eines entscheidenden Durchbruchs gegeben?

Die Möglichkeit sicherlich!

Es waren die Strassen hier und die Eisenbahnen und die Depots und die Truppen. Warum *wurde der Angriffstermin nun doch immer wieder hinausgetrödel?*

Daran war die Tatsache schuld, dass es keinen einheitlichen französisch-englischen Oberbefehl gab.

Über die Frage der Ausdehnung der Frontlinie z.B. wurden Wochen durch Haig vertrödel. Er brauchte zu jeder Antwort auf eine Anfrage buchstäblich eine Woche!

Über die Zusammenarbeit, die Transporte, die Befehlsgewalt.

Schliesslich wurde eine Konferenz der Minister und Generale nach Calais einberufen. Sie fand am 26. Februar statt, *also ganz genau an dem Tage, an dem Nivelle hatte losschlagen wollen.*

Gegen das einheitliche Kommando sträubten sich die Engländer mächtig. Vor allem Haig und Robertson. Warum? Sie fürchteten einen *Präzedenzfall zu schaffen.*

Nivelle entwarf seine Pläne. *Niemand widersprach mehr.* Auch Robertson nicht. Lloyd George, der anwesend war, berichtet, dass sich der englische Militär nur auf hilfeflehende Blicke nach der Decke, auf schwere Seufzer und unartikulierte Grunzen beschränkt hätte.

Aber er hätte kein Wort gesprochen und die Protokolle unterschrieben ... um einige Tage darauf schriftlich gegen Abmachungen zu protestieren, die seine Unterschrift trugen.

Eine neue Konferenz musste einberufen werden. Nach London und für den 12. und 13. März.

Da ereignete sich der erste Zufall:

Bei einem örtlichen Unternehmen der Deutschen in der Champagne war ein Dokument erbeutet worden, aus dem einwandfrei hervorging, dass im April ein französischer Grossangriff an der Aisne zu erwarten war.

Das ist natürlich Pech. Aber man fragt sich, wie ein solches Dokument in die vorderste Front kommen konnte. Man bedenke, dass – um nur irgendein Beispiel heranzuziehen – vor der Schlacht bei Caporetto österreichische Brigaden aus der Front auf dem Bainsizza-Plateau gezogen und in das sehr stark beschossene Tschepowaner Tal gelegt wurden. Die Offiziere erwarteten jeden Augenblick die üblichen Beschiessungen, aber sie blieben aus. Am nächsten Tag mussten die Brigaden nach vorn, wieder in Stellung, wie sie glaubten. Und sahen, auf dem Rande des Plateaus angekommen, plötzlich Brände bei Auzza und hörten schweren Gefechtslärm aus dieser Gegend, also 40 Kilometer weiter vorn. Sie hatten keine Ahnung, dass inzwischen der Durchbruch bei Karfreit erfolgt war*). ...

Noch ein zweites Dokument fiel den Deutschen in die Hände. Ein genauer Situationsplan mit vollständiger Ordre de bataille (Kriegsgliederung) der an der Aisne einzusetzenden französischen Armee. Man fand diesen Plan bei einem Unteroffizier.

*) Dennoch wurde auch dieser Angriffsplan verraten. Von einem rumänischen Oberleutnant der Stosstruppe, allerdings erst 3 Tage vor der Schlacht.

Man hat von Verrat gesprochen, und die Sache ähnelt diesem sehr. Denn normalerweise pflegen nicht Unteroffiziere, nicht einmal höheren Stäben angehörende Offiziere, die Kriegsgliederung einer Angriffsarmee bei sich im Schützengraben spazierenzutragen. Auf jeden Fall eine niederträchtige Handlung, mag sie Verrat sein oder ein in diesem Falle dem Verrate völlig gleichzusetzender Leichtsinn, dessen sich auch diejenigen höheren Offiziere schuldig gemacht haben, die – sei es aus welchem Grunde immer – es ermöglicht haben, dass das Dokument in den Schützengraben und in die Hand eines Unteroffiziers geraten konnte.

Wusste Nivelles von den beiden Fällen?

Vom Falle Nr. 2 angeblich (Lloyd George) ja.

Was taten die Deutschen? Was taten die Franzosen?

Die deutschen Entschlüsse, von denen ich jetzt sprechen werde, konnten aus zeitlichen Gründen nur durch den Fall Nr. 1 beeinflusst werden.

Die Deutschen, über die grosse Angriffsschlacht jetzt einigermaßen im Bilde – oder doch mindestens gewarnt –, führten ihrerseits einen schweren Schlag gegen Nivelles.

Aber einen ganz unerwarteten. Nicht mit Sturmtruppen und Feuerüberfällen. Sie bauten ihre Stellung ab. Wie man ein Zirkuszelt abbricht und an einem andern Ort wieder aufstellt.

In aller Ruhe – *von den Franzosen merkte niemand diese Übersiedlung* – packten sie ihre Siebensachen zusammen, ihre Artillerie, ihre Infanterie, und räumten das ganze ungeheure Gebiet zwischen Arras und Soissons. Räumten einen Frontabschnitt von 80 km Breite und bis zu 40 km Tiefe! Und eines Tages – am 16. März – war die Übersiedlung klanglos durchgeführt worden.

Zwischen der Armee des Generals Franchet d'Esperey, die von der Somme bis beiderseits der Oise reichte, bis zu den Deutschen lag jetzt ein Raum von 40 km!

Und alle Depots und Eisenbahnen und Strassen waren wertlos.

Der deutsche «Bauch» war verschwunden, die Front «verschönert», die deutsche Flanke, in die sich Micheler mit der «eigentlichen Angriffsarmee» hätte werfen sollen, war um 25 km kürzer geworden. ...

Es war der ganze Nivelle-Plan über den Haufen geworfen worden.

Die Franzosen sahen ihren Plan in der ursprünglichen Form vereitelt und verraten.

Sie mussten ihn zunächst einmal wiederum aufschieben.

Oder fallenlassen.

Nivelles Unterführer hatten Bedenken, diese Schlacht dennoch zu schlagen. Pétain, Franchet d'Esperey und Micheler.

Man schlug plötzlich vor, doch eine Armee an Cadorna zu schicken. War es wirklich so, ist es wirklich so in jedem Falle, dass – wie Lloyd George meint – der «Plan zu einem Rausch» wird? War es wirklich so in diesem besonderen Falle, dass der «bescheidene, stille Nivelle geschwätzig, prahlerisch und streitlustig» geworden war? Lloyd George schwört darauf und sagt dazu: «Wir werden denselben Wahnsinn am Werke sehen, wenn wir zu Paschendaale kommen.»

Haig schlug los. Am 9. April, nach fünftägigem schwerstem Trommelfeuer, griff er an.

Das überrumpelte wiederum die Deutschen, die mit dem Angriff der Franzosen an der Aisne gerechnet hatten. So hatte der doppelte Verrat des Geheimnisses doch auch sein Gutes.

Der Erfolg der Engländer war ausserordentlich gross. Sie machten am ersten Tage 11'000 Gefangene, erbeuteten 100 Geschütze. *Und die durch die*

Räumung «ersparten» Divisionen standen hinter der Aisnefront!

Am 13. April wurde der ins Stocken geratene Angriff wieder in Fluss gebracht: 13'000 Gefangene, 166 Geschütze, 250 Maschinengewehre.

Am 16. April, dem Tag «J», sollte der französische Angriff beginnen (er war im letzten Augenblick wieder um zwei Tage verschoben worden). Es standen bereit: Vom Damenweg bis Reims 3'762 Geschütze mit insgesamt – 32 Millionen Schuss Artilleriemunition!

Und bereitgestellt waren im Ganzen *eine Million Mann!*

An der Spitze dieses Kapitels steht Clausewitz: «Jedes System hat die beschränkte Natur einer Synthesis.» ...

Nivelle griff an. Nach einem fixen Plane. *Nach genau demselben wie in Verdun.*

Feuerwalze, marschierend.

Hinter sich herziehend die Infanterie.

Marschgeschwindigkeit 100 m in 3 Minuten.

Aber die Walze riss ab.

Vielleicht wäre sie nicht abgerissen: Wenn die Deutschen nicht, durch Verdun gewarnt, die «tiefe Front» aufgestellt hätten mit ihren MG.-Schachbrettern und der unerreichbaren Infanterie rückwärts.

Vielleicht wäre sie nicht abgerissen, wenn die Deutschen nicht gewarnt worden wären.

Oder die Alberichstellung nicht geräumt hätten.

Sicherlich wäre die Offensive geglückt, wenn die Deutschen im Angriffsabschnitt immer noch die lumpigen 8 Divisionen gehabt hätten an Stelle der 40!

Sie kamen einen und anderthalb Kilometer weit. Dann blieb der Angriff stecken. Die Egge vermochte das Feld nicht auszukämmen. Die MG.s sassen in Trichtern, ein ganzes Nest von ihnen war über das Feld ausgestreut.

Und die Infanterie, gegenangriffsbereit, hockte aneinandergepfercht in tiefen Stollen. ...

Auch die Tanks, damals noch ungeschlachte, schwere, ungeschickte Gesellen, sie halfen nichts, lagen zu Hunderten zusammengeschossen, rauchend, ausgebrannt im Felde.

In Löchern lagen, Entsetzen in der Seele, die Poilus. Was hatte man ihnen von der Feuerwalze gefaselt? Wo war die denn geblieben? Was hatte man ihnen denn alles versprochen?

Jetzt lagen sie zwischen Leichen, nicht imstande, den Kopf aus dem Granatloch zu stecken, und bei jedem schweren Schuss, der nach ihnen griff, krampfte sich das Herz zusammen. Von den Tanks kam keine Hilfe, es kam überhaupt keine, man hatte sie wiederum wie Vieh zur Schlachtbank getrieben, in ein raffiniertes Netz von deutschen Maschinengewehren.

«Keine Seele wird nach dieser Artillerievorbereitung mehr bei den Deutschen sein, man kann nicht leben in diesem Feuer», hatte man ihnen vorgemacht.

Aber die Maschinengewehre ratterten unaufhörlich. Es hiess doch, die Deutschen hätten keine Munition mehr?

Hoffnungslosigkeit, namenlose Enttäuschung griff um sich. Und unbeschreibliche Wut gegen eine Führung, die sinnlos Menschen schlachtete.

Die Stimmung war wie umgeschlagen.

Nivelle? Nennt mir den Namen nicht mehr!

Kannte er die Front? Warum liegt keiner hier vorn von den Generalstäblern? Wissen sie überhaupt, wo wir sind? Ob wir sind?

Sie bringen nichts Besseres fertig, als das ewige: «Hallo, vierte Division? Vierte Division greift an in Richtung ...

Der Teufel sollte die Stäbe holen. Der Teufel sollte den Krieg holen. Auch die Deutschen hatten schwere Verluste. Es zeigten sich die Nachteile der elastischen Front. Da die «Eingreifdivisionen» weit rückwärts lagen, waren sie durch einen weiten Marsch der Artillerie besonders ausgesetzt. Regimenter mussten mit halbem Stand aus dem Feuer gezogen werden. Und zwischen der Eroberung des Grabens am Morgen durch den Feind und dem Gegenangriff der Eingreiftruppen in der Nacht lagen beinahe 20 Stunden! Eine verdammt lange Zeit. Es trat ein ähnlicher Zustand ein, wie später bei Paschendale, ein Zustand, von dem das deutsche Reichsarchiv schreibt:

Die Misserfolge veranlassten die deutsche Führung zu einer Revision ihrer Abwehrtaktik. Grundlegend dafür war die Erfahrung, dass *die Eingreifdivisionen zu spät an den Feind kamen*, um ihn noch mitten in der Organisation seines Ansturms zu treffen und das Durcheinander seiner Verbände auszunutzen. Andererseits schien es völlig unmöglich, die Eingreifregimenter *vor dem Nachmittag* nach einem *früh morgens* erfolgten Angriffsstoss nach vorn zu bringen. Man hätte sie sonst mitten im feindlichen Artillerieschuss versammeln müssen, wodurch ihre Stosskraft im Voraus entscheidend vermindert worden wäre. Hinzu kam die Tatsache, dass am Grosskampftage selbst die Grundlagen für die systematische artilleristische Vorbereitung des Gegenstosses gewohnheitsmässig nicht zu beschaffen waren. Vorbedingung dazu war nämlich die genaue Kenntnis der eigenen und der feindlichen Linie. Eine solche war aber frühestens für den Morgen nach dem Grosskampftage zu beschaffen.

Diese Erwägungen führten zu der – wie sich später herausstellte – bedenklichen Massnahme, die Eingreifdivisionen am Tage des Angriffsstosses *überhaupt zurückzuhalten* und sie erst am *folgenden Tage* zum systematischen Gegenangriff einzusetzen.

Am 21. April richtet Micheler einen Brief an Nivelle. In diesem stellte er das Totlaufen des Angriffes fest. Schlägt die «Befestigung der Stellung auf dem Damenweg» vor.

Also weiter den Zermürbungskrieg.

Man ist nach einer furchtbaren Kanonade, nach dem Einsatz einer Million Menschen, nach monatelangen Beratungen und Zänkereien *so weit wie zuvor*.

Wie gross sind schon die französischen Verluste? 110'000 Mann in einem halben Monat.

Man raunt es in Paris, man flucht es an der Front.

Es folgen Konferenzen. Aber sie bringen nichts Neues. Die Offensive geht weiter.

Da geschah etwas an sich für den Mann Belangloses. Der Mann erlebte es, dass jener Mangin, von dem er geschrien hatte, man sollte seinen Kopf verlangen, entfernt wurde. Horchte man auf den Soldaten?

Wie immer genügt ein Funke, das Zündmaterial zur Explosion zu bringen. Kürassiere nehmen brav einen Graben. Um von ihrer eigenen Artillerie angeschossen zu werden.

Sie machen kehrt und suchen brüllend die Batterie, sie zu vernichten. Plötzlich hiess es, die Artillerie hätte Befehl gehabt, der Truppe, die nicht schnell genug vorgegangen sein sollte, in den Rücken zu schiessen. Da brach die offene Rebellion aus. Man weigerte sich, noch einmal in Stellung zu gehen.

Ruhige, sachliche Offiziere unterdrücken den Brand.

Nivelle hat täglich in Paris Konferenzen, anstatt bei seiner Armee zu sein. Painlevé verlangt jetzt die Einstellung der Angriffe. Man frägt Nivelle, ob er sich krank fühle. Er sei gesund, erklärt er kühl. Endlich, endlich geht er doch!

Aber es schien zu spät. Das Heer war nicht mehr zu beruhigen. Es war zu viel gewesen. Weitere 135'000 Mann in nicht ganz einem Monat war zu viel.

Frieden, schriegen die Poilus.

Revoluten in Paris. Anamiten feuern in die Menge und treffen Frauen. «Man mordet zu Hause unsre Frauen», heulen die Poilus. «Auf nach Paris». Sie drohen nicht, *sie marschieren!*

Am 29. Mai weigert sich ein ganzes Korps, das III. (das berühmte Verdunkorps), in Stellung zu gehen.

Bald werden bei der X. Armee einige Leute vom 66. Infanterieregiment erschossen. Die Meuterer sammeln sich in Soissons und schießen mit Maschinengewehren auf die treuen Truppen, die sich nähern. Dann meutert die ganze 9. und 5. Division!

Neuer Zusammenstoss mit Anamiten in Paris. Und wieder Tote.

Die Meuterei im Heer greift mit rasender Eile um sich. Franchet d'Esperey verlangt die Niedermachung der Führer. Aber diese Meuterei hat keine Führer, das ist das Furchtbarste an ihr ... die Seele der Truppe meutert, die blutende, hoffnungslose Seele....

Bei Châlons sur Marne werden 53 Soldaten standrechtlich erschossen. Ratlos die Stäbe. Ratlos Painlevé.

Endlich erlahmt die Revolte. Die Meuterer sind nicht aufgehetzt worden, sonst hätten sie Führer gehabt. So versickert langsam der Aufstand, der schlimmer gewesen, als jemand in der Welt es geahnt. Jetzt erst gesteht es der Ministerpräsident und Kriegsminister Painlevé der Kammer:

«Tag für Tag, Stunde für Stunde, Nacht für Nacht haben der Oberste Befehlshaber und ich, über die Armee gebeugt und nur für sie lebend, nur für sie atmend, diese Meutereien erlebt und durchmachen müssen! Wir zählten – und das mit welcher Unruhe! – die Zahl der frischen Divisionen zwischen Soissons und Paris, auf die wir uns verlassen konnten. Während mehrerer

Tage – und ich bitte Sie, darüber Schweigen zu bewahren – gab es zwischen Soissons und Paris als frische Division, in einem Augenblick, da ein deutscher Angriff zu fürchten war, nur eine *einzig*e Division!»

Eine verlässliche Division – etwas wenig für Frankreich.

Beinahe zu spät erinnert man sich der Seele des Soldaten. Jetzt erst bequemen sich die Führer, sich die seelische Last, die der Poilu in den zwecklosen, sinnlosen Schlachten zu schleppen hatte, vor Augen zu halten. Plötzlich gab es eine «Psyche des Soldaten».

Vorher war er «Material».

Der deutschen Armee stand keine Armee gegenüber. Warum überrannten die Deutschen nicht die Gräben, aus denen niemand mehr schiessen wollte?

Wie kam es, dass die Deutschen nichts *ahnten*, *nichts instinktiv spürten* von dem französischen Zusammenbruch?

Dafür gibt es nur eine Erklärung. Die 50 Divisionen, die die Deutschen in Reserve hatten, waren «absorbiert». Die Deutschen waren so matt, dass ihnen ihre eigenen Seelen zu schaffen machten, dass sie nicht an die des Gegners dachten. Sie waren todmüde. ...

«Neun Monate hindurch war die französische Armee kein brauchbares Instrument mehr», sagt Churchill.

Wären die deutschen Reserven noch vorhanden gewesen, es wäre eine späte, schöne Rechtfertigung für Falkenhayn geworden. ...

Der Erfolg? Die Deutschen hatten unter der Drohung des Angriffes *vor der Schlacht* 2'000 Quadratmeter Boden geräumt und in der Schlacht 55'000 Mann an Gefangenen verloren, dazu 800 Geschütze. So endete ein Unternehmen, das – wenn es nicht vertrödelt worden wäre – *vielleicht* Erfolg, sogar entscheidenden, hätte haben können. Aber stattdessen ist nur wiederum ein neues «System», eine neue Theorie dahingegangen....

DER DUMME KRIEG:

PASCHENDAELE

«Der russisch-japanische Krieg hat bewiesen, dass der bloße Angriff auf die feindliche Front trotz aller Schwierigkeiten sehr wohl gelingen kann. Der Erfolg eines solchen Angriffes ist aber auch im günstigsten Falle nur ein geringer. Der Feind wird allerdings zurückgedrängt, wiederholt aber nach einiger Zeit an anderer Stelle den vorübergehend aufgegebenen Widerstand. Der Feldzug schleppt sich hin.»

SCHLIEFFEN

Der Gedankengang Sir Haigs ist in zahllosen Befehlen (z.B. an die 2. Armee) niedergelegt. Dazu kommen ebenso zahllose Memoranden, die dem britischen Kabinett vorgelegt wurden.

Der Gedankengang war folgender:

Das feindliche *Grabensystem* durchbrechen.

Offenen Kampf (also Bewegungskampf) einleiten.

Die verfügbaren Truppen schneller besiegen, als Reserven herangeführt werden können.

Das sind durchaus beachtliche Dinge.

Ziel der Operation: Die belgische Küste befreien.

Die Deutschen sind gewarnt. Am 7. April fliegt die deutsche Stellung bei Sankt Eloi in die Luft, und im Augenblick setzen schwere englische Angriffe ein.

Die Deutschen wissen also, was ihnen bevorsteht, wenn die Mineure, die sie unter und hinter ihren Stellungen arbeiten hörten, im Mai mit einem Male still werden. Auch können die Deutschen Truppenkonzentrationen feststellen.

Dann beginnt die britische Artillerie eine ausserordentlich lebhaftige Tätigkeit. Und die britischen Flieger. Nach den Erfahrungen von Sankt Eloi scheint es der deutschen Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht ratsam, die ganze vorgeschobene Stellung einfach zu räumen.

Aber man kommt von diesem Gedanken wiederum ab.

Der 6. Juni beginnt mit einem furchtbaren Trommelfeuer. Den ganzen Tag hält das Feuer an. In der Nacht werden die Sprenggranaten von Gasgranaten abgelöst, die ganze Mulde hinter der deutschen Front ist erfüllt von dem scheusslichen Grau des Giftes.... Kurz vor 4 Uhr früh steigert sich das britische Artilleriefeuer bis zum Wahnsinn.

Da erscheinen plötzlich englische Flieger über der kochenden Front und schiessen bunte Leuchtraketen in den Himmel.

Erstaunt die Deutschen.

Da erbebt die Erde, furchtbare Krater tun sich auf, die Hügel wanken, Feuer stösst in den Himmel, reisst Erde und Holz und Menschen und Geschütze in die Luft.

Neunzehn furchtbare Erdminen, mit einer halben Million Kilogramm Sprengstoff geladen, explodieren.

In der deutschen Front und hinter der deutschen Front und gerade im Augenblick der Ablösung. *Sechs deutsche Divisionen sind vernichtet.*

Jetzt bricht der Engländer vor. Mit zwölf frischen Divisionen rast er über das Kraterfeld. Aus diesem Trümmerfeld feuern im Bereiche der ganzen 2. Division noch zwei Feldhaubitzen und ein Mörser. Im Raume der 40. Division acht Geschütze....

Die genau arbeitende Nivellesche Feuerwalze zieht mit der Geschwindigkeit von 100 Metern in drei Minuten über das Menschen- und Landschaftsgrab hinweg. Es war nicht mehr viel da zum «Auskämmen».

Ein paar deutsche Maschinengewehrmester des «Schachbrettes» feuerten noch.

Aber am Nachmittag waren die deutschen «Eingreifdivisionen» schon da, prallten mit einer neuen englischen Welle zusammen.

Zwischen dem 7. und 11. Juni zogen sich die Deutschen in die Linie zurück: südöstlich Ypern – Kanal entlang – südlich an die Lys bei Bas-War-neton.

Die Regie Haigs war nicht schlecht, denn am 19. Juni tagte ein neugebildeter Kabinettsausschuss unter dem Vorsitz Lloyd Georges und in Anwesenheit von Haig und Robertson. Die beiden Militärs konnten für den Plan ihrer grossen Durchbruchs- und Befreiungsoffensive schon das Argument eines schönen Erfolges mitbringen und Pétain sowie Foch, die zwar bereitwilligst Scheinoffensiven bei Verdun und am Damenweg zugesagt hatten, sonst aber sehr freimütig der ganzen Unternehmung einen glatten Zusammenbruch vorausgesagt hatten, waren mundtot.

Haig erläuterte dem Kabinettsausschuss an Hand einer Reliefkarte den Schlachtenplan (wie Lloyd George boshaft meint, reichlich theatralisch). Er ging von merkwürdigen Voraussetzungen aus. Die Moral des deutschen Soldaten sei «zweifellos» angegriffen. Und die Geschütze der Deutschen ausgeleiert. Es sei bei den Deutschen auch wenig Munition da.

Lloyd George wagte es, diese Argumente als höchst zweifelhaft anzusehen.

Da erschien Haigs schwerstes Geschütz ... Admiral Jellicoe, der alte Widersacher Lloyd Georges und Churchills in der U-Boot-Frage.

Jellicoe erklärt: Wenn es nicht gelingt, die Deutschen aus Zeebrügge zu vertreiben, dann wird der Krieg 1918 nicht fortgesetzt werden können.

Lloyd George braust auf: «Dann sollte man sich lieber, anstatt Offensiven zu veranstalten, schon mit der Einleitung von Friedenspräliminarien beschäftigen.»

Lloyd George opponiert nicht allein Jellicoe, er wehrt sich wie ein Löwe gegen den Offensivplan und die angeblich erreichbare Erstürmung von Zeebrügge und schlägt eine Offensive in Italien vor, um den Deutschen zuvorzukommen.

In beiden Punkten ist er nicht durchgedrungen, aber in beiden Punkten hat er recht behalten.

Echt englisch hat er seine Einwände vorsorglich immer schriftlich formuliert. Hier sind sie:

«Es wird daher der Vorschlag gemacht, wir sollten uns Hals über Kopf auf die grösste Schlacht des Krieges einlassen, gegen einen Feind, der uns an Zahl fast ebenbürtig, an Ausrüstung durchaus ebenbürtig ist, der immer noch in allem, was eine leistungsfähige Kampftruppe ausmacht, die grösste Armee Europas besitzt, der über grössere Reserven verfügt als wir, Reserven, die ihm gestatten, die in diesem Jahre erlittenen Verluste auszugleichen, der gewaltige Abwehrstellungen besetzt hält, zu deren Verstärkung und Vervollkommnung er drei Jahre gebraucht hat, und wir sollen diesen Angriff bei einer höchst zweifelhaften Unterstützung seitens unseres mächtigsten und wichtigsten Verbündeten führen – einer Unterstützung, die so zögernd erfolgt, dass die Deutschen es sich vielleicht werden leisten können, mit ihr fertig zu werden, ohne grössere Truppen- und Geschützmassen hinter der angegriffenen Front zu konzentrieren....

Ich behaupte nicht, irgendetwas von den Regeln der Strategie zu verstehen, aber sonderbar muss das militärische Gewissen aussehen, das unter

derartigen Bedingungen einen Angriff rechtfertigen könnte. Während ein grosser Erfolg das französische Volk ermuntern und es zu grösseren Taten inspirieren könnte, würde ein Fehlschlag vielleicht verhängnisvolle Auswirkungen auf die öffentliche Meinung Frankreichs haben. General Wilson hat uns darauf aufmerksam gemacht, dass selbst eine Erstürmung der Höhen von Messine in Frankreich nicht als ein wesentlicher Erfolg betrachtet werden und keine wohltätigen Wirkungen auf die Stimmung der Franzosen üben würde. Ich frage, ob der Chef des Reichsgeneralstabes damit rechnet, dass durch diesen Angriff mehr erreicht werden könne als die Erstürmung von Vimy und Messine. Glänzende Anfangserfolge, denen wochenlange verzweifelte und blutige Kämpfe folgen, die zu weiter nichts führen, als dass der Feind vielleicht ein paar kahle Meilen weit zurückgetrieben wird – darüber hinaus als einziges Ergebnis eine grauenhafte Verlustliste... .»

Wiederum weist er auf Italien. Aber die Generale erklären, die Herbeischaffung der Artillerie würde sechs Wochen beanspruchen. Auch lasse sich der Transport der schweren Artillerie nicht geheimhalten (??).

Und schliesslich sei es zu spät (aber die Deutschen treffen ihre Vorbereitungen für Karfreit erst im Oktober!).

Im Laufe der Debatte werden immer wieder die Ziele der Operation besprochen. Sie sind weit gesteckt, Haig und Lloyd George verwickeln einander in eine lebhafte Debatte, während welcher Haig plötzlich (ominös, wie Lloyd George sich ausdrückt) mit seiner wahren Anschauung herausplatzt.

«Wir müssen dem Grundsatz des Spielers folgen, der die dickste Börse hat, das Spiel unseres Gegners forcieren und ihn zwingen, so lange zu setzen, bis er ein armer Mann geworden ist.»

Also an Stelle der Gedanken doch wiederum der berühmte Sack, auf den man losdrischt, an Stelle der Strategie – der «dumme Krieg».

Eine Verfolgungsarmee wird bereitgestellt. Sie besteht aus riesigen Kavalleriemassen und schweren Tanks. Diese Armee wird den Deutschen bis an den Rhein verfolgen.

Vergessen wir im Folgenden nicht diese bereitstehende Kavallerie.

Alles ist da. 40 englische Divisionen stehen nördlich des Kessel, Artillerie, dass kaum Platz da ist, sie einzuschachteln, Munition buchstäblich zu Bergen.

Auf der anderen Seite der «moralisch schon angefaulte» Deutsche. Aber er unternahm am 10. Juli, gerade in dem Küstenabschnitt, der gesäubert werden sollte, bei Lombardzyde einen Angriff und nahm 1'200 Briten gefangen.

Sechzehn Tage lang dauert die englische Artilleriesvorbereitung. Die deutsche Artillerie, die angeblich unter Munitionsmangel leidet, antwortet und verschießt in einer Woche fast eine Million Schuss im Bereich einer Armee!

Sie feuert mit Gas und stört die englischen Batterien erheblich.

Das englische Feuer erreicht am 31. Juli morgens um 5 Uhr den Höhepunkt. Dann beginnt der grosse Angriff.

Nebel, künstlicher Nebel, Gas, Feuer, Rauch. Die Deutschen geben zu, dass sie die Eingreifdivisionen ziemlich wahllos und ganz ohne System einsetzten. Irgendwo einsetzten ... denn gebraucht wurden sie überall und die Front wankt überall.

Da mischt sich der Himmel ein: Regen, Regen, Regen.

Jeder Granattrichter ein Teich, die Flüsse aus den Ufern, der Boden ein Bach. Die Soldaten liegen, nass bis auf die Haut, in diesen Bächen. Das deutsche Reichsarchiv bemängelt an dem Plane Haigs zwei Punkte: Ers-

tens war der Besitz des umkämpften Geländestreifens ohne wirkliche Bedeutung, also unnütz.

Zweitens rechnete die Feuerwalze nicht damit, dass die Deutschen mit ihren Schachbrett-Maschinengewehren (ganzen «MG-Batterien») nicht so leicht mit Artillerie zu fassen waren wie ein Grabensystem. Drittens hatte die deutsche Artillerie gelernt, in grossen, grössten Verbänden flankierendes Feuer einmal dahin, einmal dorthin zu senden, etwa wie man das Lichtschwert eines Scheinwerfers überall dorthin drehen kann, wo man es braucht.

Allerdings war eins nicht ganz gelöst worden: Die umfangreichen Truppenbewegungen, welche die «elastische, tiefe Front» mit sich brachte, kosteten viele Verluste.

Kam der Angriff der Briten vorwärts? *Er wäre auch ohne die furchtbare deutsche Abwehr nicht vorwärtsgekommen.*

Mühselig schleppten sich die Infanteristen durch den Schlamm, wankten von Trichter zu Trichter. Tragtiere versanken, Artillerie blieb im Schlamm stecken. *Es war nicht vorwärtszukommen.*

Aber ein Kavallerieheer wartete, eingesetzt zu werden.

Und die Tanks wurden eingesetzt. Und ertranken im Schlamm.

Monatelang wurde sinnlos Munition in diesen Brei verschossen, monatelang Englands Jugend in diesen Schlamm geschickt.

Die Kavallerie wartete noch immer.

Mitte August empfiehlt endlich der englische General Gough, der Kommandeur der Angriffsgruppe, Haig die Einstellung des Angriffs. Er schrieb darüber später: «Der Zustand des Geländes war bereits ein schrecklicher. Das Heranschaffen der Vorräte und der Munition, das Vorwärtsbewegen und Abfeuern der Geschütze, die oft bis zu den Achsen einsanken, bedeutete für die Offiziere und Mannschaften schon bei den täglichen Aufgaben der Sicherung der Kampffront eine furchtbare Belastung. Wenn es sich darum handelte, über die Wasser-gefüllten Granattrichter zum Angriffe

vorzurücken, waren die Bewegungen derartig langsam und ermüdend, dass nur ganz kurze Vormärsche in Betracht gezogen werden konnten. *Infolgedessen benachrichtigte ich den Höchstkommmandierenden, dass unter derartigen Umständen ein taktischer Erfolg nicht möglich sei oder viel zu kostspielig sein würde, und ich riet ihm, den Angriff jetzt abubrechen. Ich hatte in diesen Tagen viele Unterredungen mit Haig und wiederholte häufig meine Ansicht, aber er erklärte, der Angriff müsse fortgesetzt werden.»*

Die Kavallerie wartete noch immer.

Haig war zufrieden. Denn die Deutschen verbluteten vollständig, wie er glaubte. Und ähnlich wie Falkenhayn glaubte auch er ernsthaft daran, dass es einen Angriffskrieg gäbe, der dem Verteidiger doppelt so viele Verluste kostete wie dem Angreifer.

«Wir haben 148'000 Mann verloren», sagt Haig. «Die Deutschen aber 255'000 Mann.»

Lloyd George aber stellt fest, dass die britischen Verluste bis zum 5. Oktober das *Doppelte betrogen*, nämlich 300'000 Mann. Die Deutschen aber hatten in den *ganzen* letzten fünf Monaten des Jahres 1917, also nicht bis zum 5. Oktober, sondern, erst wenn man noch drei Monate dazuzählte, 270'000 Mann Verluste.

Erst später erfuhr man die Wahrheit über Flandern 1917. Der Gesamtverlust der Briten betrug: 400'000 Mann, 20'000 Offiziere!

Aber davon wusste der Durchschnittsengländer nichts, denn Haig hatte sehr geschickt die ganze Presse mobilisiert, England war überzeugt, gesiegt zu haben.

Der Sieg war im Dezember 1917 beendet.

Erfolg eines furchtbaren Schlachtens von vielen Monaten, eines Kampfes gegen Regen, Gas, Ertrinken, Verschlucktwerden vom Sumpf: Auf einer

Frontbreite von etwa 25 km wurden die Deutschen zurückgedrängt. Grösste Tiefe der Einbruchsstelle 9 km.

Die flandrische Küste wurde nicht gesäubert.

Zeebrügge nicht erobert.

Die Front nicht durchbrochen und der Feind nicht verfolgt.

Nicht ein Kavallerist war aufgesessen.

Die Verluste der Briten annähernd doppelt so gross wie die der Deutschen. *Der Angriff, der weniger Verluste kostete als die Verteidigung, er war nicht in Verdun, auch nicht bei Paschendaele erfunden worden.*

Und nicht einmal das «Prinzip der dicksten Börse beim Spiel» schien sich zu bewähren.

Der dumme Krieg.

DER GEPANZERTE KRIEG

CAMBRAI, VILLERS COTTERETS UND AMIENS

«Der Massenauftritt von Tanks ist eine neue Form des Grosskampfes.»

Die Berichte deutscher Kommandeure an die OHL.

Mitte November 1917 unternahm ein Leutnant Hegermann des II. Bataillons des deutschen Infanterieregimentes 84 einen Patrouillengang, der vollauf gelang: Er machte mehrere Gefangene.

Sie wurden verhört.

Die Aussagen der Gefangenen deckten sich beinahe wörtlich: *Ein Angriff auf Havrincourt stand unmittelbar bevor.*

Dazu kamen verschiedene sehr bestimmt gehaltene Meldungen aus den Gräben, die von «Tankgeräuschen» wussten.

Die Deutschen waren also gewarnt und das «Überraschungsmoment», das General Byng vorschwebte, nicht in der Masse eingetreten, wie es sich die Briten dachten.

Der Angriffsabschnitt war gut gewählt, zweifellos. Die Deutschen lagen hinter einem über 100 Meter tiefen Drahthindernis. Fühlten sich also nach englischer Ansicht «gesichert» (ein Irrtum, die Führung der Truppe war nervös und argwöhnisch, darum immer wieder die kecken Patrouillenunternehmungen). Eine einzige aktive Division lag in dem neun Kilometer breiten Abschnitt, die 54. Infanteriedivision, die nach furchtbaren Flandernkämpfen hierher «zur Erholung» gelegt worden war. Sie besass sehr unzulängliche Artillerie (nur 36 Feldgeschütze und dazu 21 Beutegeschüt-

ze verschiedensten Kalibers, verschiedensten Modells) und noch unzulänglichere Munitionsmittel.

Auf die schleunigst an die OHL ausgeschickten SOS-Rufe dieser Division wurden Verstärkungen herangezogen. Sie wurden buchstäblich zusammengekratzt, zum Teil aus nach dem Osten abrollenden Zügen herbeigeht. Im Ganzen entsprachen sie aber nicht mehr als einer einzigen Infanteriedivision, jedoch ohne Artillerie und der für diese notwendigen Munition.

Die Deutschen wurden also nicht überrumpelt, sie hatten nur nicht rasch genug Reserven zur Stelle.

Die Briten hatten mit den von Pétain zur Verfügung gestellten Truppen acht Divisionen bereitgestellt – die in den Gräben sind mitgezählt, und dazu fünf Infanteriedivisionen und sechs Kavalleriedivisionen, die – man erinnere sich an Paschendaele – wieder einmal zur Verfolgung des Feindes und zur «Zerstörung aller rückwärtigen Eisenbahnlinien und Brücken usw.» dienen sollten.

Erschwert wurde die Lage der Deutschen vor allem durch das diesige Wetter, das jede Flugzeugaufklärung verhinderte und den Aufmarsch aller nötigen englischen Sturmtruppen, der Kavallerie und der Tanks hinter einem Wald ermöglichte.

Um 7 Uhr morgens am 20. November fegte ein kurzes, furchtbares Trommelfeuer über die deutschen Linien. Dann begann die Nivellesche Walze voranzuschreiten. Artillerie, ihr folgte um 7.20 Uhr in drei Wellen der Angriff der Tanks, dann die Infanterie. Die Kavallerie wartete den Erfolg ab. Auf etwa 100 Meter kamen in einer Welle drei Tanks. Die deutschen Hindernisse wurden niedergewalzt, die deutschen Gräben überfahren, die Maschinengewehre der Tanks säuberten die Gräben. Bis in die Artilleriestellungen fuhren die Tanks. Buchstäblich bis zum letzten Mann feuerten die deutschen Kanoniere in direktem Schuss auf die Tanke, die in immer neu-

en Wellen herannahten, die Deutschen einkreisten, vernichteten. Der Angriff gelang. Aber er gelang nicht so, wie man sich ihn gedacht hatte. *In den Orten krallten sich die Deutschen fest und zerrissen so das Instrument der wandernden Egge.* In Ribécourt schwere Strassenkämpfe. Das Dorf Flesquières hielt gleichfalls stand. So wurde die Egge zerfetzt und löste sich in Einzelaktionen auf.

Dennoch drangen die Briten weiter, fuhren die Tanks weiter und gelangten bis in die Linie Beurton-Cantaing-Crèvecœur, also bis 3 km vor Cambrai. Die Briten, ihre Tanks, hatten die deutsche Front in einer Breite von beinahe 20 km durchbrochen und waren etwa 12 km vorgestossen. Sie hatten 10'000 Gefangene gemacht und 200 Geschütze erbeutet, sie hatten ihre Bresche nach beiden Flanken stark erweitert, die benachbarten deutschen Abschnitte aufgerollt (20. Landwehrdivision, 9. Reservedivision).

Aber das Bedeutendste, das absolut Neue an diesem Angriff: Ihre Verluste betrug nur 1'500 Mann.

Der Angriff ohne Verluste war oder schien erfunden.

In London läuteten die Siegesglocken von allen Türmen. Die deutsche Front war durchbrochen.

Byng tat, was wohl jeder an seiner Stelle getan hätte: Er schlug weiter in die Kerbe. Aber er tat es doch mit zu wenig Energie. Mit zu wenig Zusammenfassung und nach keinem sicheren System. Am 20. abends existierte die deutsche 54. Infanteriedivision kaum noch. Selbst die Bagagemannschaften, die Feldküchen, die Stabszüge, die Stäbe selbst, die Generale, alle hatten wie Infanteristen mitgekämpft. Aber dieser Verzweiflungskampf gegen Stahl und Übermacht, so sinnlos er schien, er hatte den Vormarsch der Briten doch so weit verzögert, dass schon an dem gleichen Nachmittag eine neue deutsche Division in die Schlacht geführt werden

konnte. In der Nacht folgten weitere. Dazu Batterie auf Batterie und Munitionsstaffel auf Munitionsstaffel.

Aber die Deutschen brauchten doch zehn Tage dazu, ehe sie gut vorbereitet von den beiden Flanken aus den Keil angreifen konnten. Was geschah in diesen zehn Tagen?

Nichts. Die Franzosen waren schon am 20. wieder «entlassen» worden. Warum?

Da die Verluste der Briten beim ersten Anprall nur 1‘500 Mann betrugten, wären die acht Infanteriedivisionen noch dagewesen und dazu die Kavallerie: Sie wurden, da die Deutschen eben «Zeit hatten, Reserven zu holen», langsam absorbiert. *Es waren nach einigen Tagen keine 8 Divisionen mehr hier.* Und Lloyd George hat ebenso recht wie der Kommandeur der Tankarmee Oberst Fuller. Beide erklärten unmittelbar nach der Schlacht: Es waren keine Reserven da. Oder besser: Zu wenig.

Lloyd George: «Es wird jetzt allgemein zugegeben, dass General Byng den Vormarsch sehr stümperhaft durchgeführt hat und dass er auch mit den wenigen zur Verfügung stehenden Hilfsquellen viel mehr aus der Sache hätte herausholen können. Aber der erste völlige Mangel an Reserven verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Als es notwendig gewesen wäre, frische Truppen einzusetzen, um den Angriff zu unterstützen und auszunützen, lag nicht eine einzige Kompanie in Reserve. Sie zappelten alle in den flämischen Sümpfen.» Fuller: «Der Angriff war ein ungeheurer Erfolg. Sobald sich die Tanks, denen die Infanterie auf dem Fusse folgte, vorwärts bewegten, verlor der Feind vollkommen sein Gleichgewicht; wer nicht im panischen Schrecken vom Schlachtfelde floh, ergab sich ohne oder nur mit geringem Widerstand ... Um 4 Uhr nachmittags war eine der überraschendsten Schlachten der Weltgeschichte gewonnen. Der Tank

hatte seine Schuldigkeit getan; wären Reserven zur Stelle gewesen, dann hätte man viel mehr erreicht.»

In den verschiedenen Angaben stecken gewiss allerhand Gegensätze. (Wie die Deutschen angeben, die 54. Division hätte nur 57 Geschütze gehabt. Die Briten aber erbeuteten 200?)

Ludendorff selbst gibt zu, «ernste Sorgen» seien ihm aufgestiegen. Er sprach dann von einem «Tankschrecken», von dem sich die Deutschen hätten «überrennen lassen». Diese Worte haben im deutschen Heer grossen Unwillen hervorgerufen und sind, angewandt auf eine Division, die vom Infanteristen bis zum General, vom Bagagekutscher bis zum Funker mit der Waffe in der Hand gefochten hatte, sicherlich ungerecht.

Zehn Tage war Haig untätig. Die Franzosen waren abgezogen, das V. englische Armeekorps, angeblich angriffsbereit, griff nicht an. Zehn Tage wurden vertrödelt.

Nach zehn Tagen warfen sich die Deutschen in gewohntem Elan von beiden Flanken auf die Briten und zermalmten die Einbruchsstelle, bis drei kleine Orte übrigblieben und die Deutschen weiter südlich sogar einen fast ebenso grossen Abschnitt eroberten.

Zehn Tage ... erinnern wir uns an die Marneschlacht: Am 4. entschloss sich Joffre zum Gegenangriff aus einer *rückläufigen Bewegung heraus!*

Am 6. begann der allgemeine Gegenangriff, nachdem am Ourcq schon am 5. mittags die schweren Kämpfe begonnen hatten.

Zwei Tage genügten, eine Armee vom Osten nach dem Westen zu werfen. Hier wurden zehn Tage vertrödelt. Lloyd George dürfte recht haben: Die Reserven, die den Durchbruch hätten ausnützen sollen, «zappelten in den flämischen Sümpfen».

In letzter Konsequenz der Materialkampfdiee wurde der eiserne Soldat, wurde die Kampfmaschine eingesetzt, und sie hat sich voll bewährt. Sie hat unter viel Aufwand von Eisen Blut gespart.

Merkwürdig ist, welche Lehren beide Heeresleitungen aus Cambrai gezogen haben. Die Alliierten liessen von den schweren Ungetümen ab und entschieden sich für ganz kleine, niedrige, bloss mit zwei Personen besetzte Tanks, deren Geschwindigkeit ungeheuer heraufgesetzt wurde. Die deutsche OHL aber schien nicht das zu sehen, was alle Kämpfer von Cambrai an sich erlebten.

In Berichten und Eingaben legten wir die unübertreffliche Haltung unserer Regimenter fest *und brachten zum Ausdruck, dass mit dem Masseneinsatz der Tanks eine neue Form des Grosskampfes zutagegetreten sei*», sagt General Kabisch.

Und das Überraschungsmoment eines neuen Kampfes überhaupt. Um 4 Uhr früh, also noch während der Dämmerung, rollen blitzschnell die 600 Tanks aus dem Frontabschnitt zwischen Albert und Moreuil an. Hinter ihnen laufen 10 Divisionen her, 8 sind in Bereitschaft. «Sie brachen», schreibt Ludendorff, «tief in unsere Front ein. Die dort stehenden Divisionen liessen sich vollständig überrennen. Divisionsstäbe wurden in ihren Quartieren von den Tanks überrascht. ... Ich gewann in den Vormittagsstunden des 8. August ein vollständiges Bild der Lage. Es war sehr trübe. ... Sechs bis sieben deutsche Divisionen, die durchaus als kampffähig bezeichnet werden konnten, waren vollständig zerschlagen. «In den ersten zwei Stunden machten die Engländer 16'000 Gefangene und eroberten 200 Geschütze.»

Zwölf Kilometer waren die Briten eingebrochen (Kanadier, Australier im Zentrum). Es wurden bis zum 12. August, da die deutsche Front wieder zum Stehen kam, 20 km. Der Schlag wurde gegen 9 deutsche Divisionen geführt.

«Der schwarze Tag des deutschen Heeres?»

Sicherlich. Aber im Sinn eines unabwendbaren Schicksals und nicht im Sinne einer «schlechten Haltung» desselben.

Man hatte gegen den eisernen Roboter Soldaten keine Waffe.

Die Unterschätzung der Tanks hat sich fürchterlich gerächt. Und der Tank, die Idee englischer «Zivilisten» und Kaufleute, von Haig ungeschickt verwendet, wurde in der Hand der klug die Idee umformenden Franzosen zu einem unfehlbaren Kampfmittel, das schliesslich wieder den Engländern, seinen Vätern, die endgültige Entscheidung einbrachte: Das Zünglein an der Waage neigte sich den Alliierten zu.

Die OHL aber sprach von Tankschrecken und verordnete gegen ihn, gegen eine Maschine aus Stahl und Feuer – Mannesmut.

Auch dieses Rezept hat viel Bitterkeit in die deutsche Armee getragen.

Die Deutschen stehen wieder an der Marne. Und es wiederholt sich in mancher Hinsicht ihr Schicksal. Marne diesmal wirklich, nicht der Petit Morin. Aber auch hier ein Vorstürmen trotz furchtbarster Artillerie.

Und an der Marne hatte der französische General Gouraud eine deutsche Taktik, die Alberichbewegung, nachgeahmt. Mit Glück nachgeahmt.

Überläufer hatten den Franzosen Zeit und Ort des deutschen Angriffs verraten. Wie sie es *konnten*, ist eine andere Frage. Es war einmal so. Und Gouraud *räumte die französische Stellung. Und kam dem deutschen Trommelfeuer mit eigenem zuvor*. Schlag in den deutschen Aufmarsch.

Und dann stürmten die Deutschen, nachdem sie leere Stellungen betrommelt hatten – im furchtbaren französischen Artilleriefeuer –, ins Leere!

Ludendorff lässt den Angriff einstellen, zieht die Truppen, die die Marne überschritten haben, zurück. Man schrieb den 17. Juli.

Ludendorff begab sich nach Tournai. Es sollte der Schlag in Flandern beginnen.

Indes befinden sich die über die Marne gedrunghenen Abteilungen «in der Übersiedlung».

Auch von Flandern ahnten die Alliierten. Und sie fanden es gewagt von Foch, dass er schon seit Wochen englische Divisionen aus dieser Front zog. Acht Divisionen.

Er steckte diese acht Divisionen zu den 12, die schon im Walde von Villers Cotterets lagen. In der Flanke der «in der Übersiedlung» begriffenen Deutschen.

Während Ludendorff den Angriff in Flandern bespricht, rasen, ohne Artilleriesvorbereitung (es gab nur einen kurzen Feuerschlag) 330 kleine, in den Feldern, auf denen das Getreide steht, kaum sichtbare, niedere Renault-tanks aus den Wäldern von Villers Cotterets. Stossen den Deutschen in die Flanke (erste Marneschlacht!). Tieffliegende Flugzeuggeschwader rauschen über die schnellen Tanks hinweg.

Es gelingt den Deutschen ein schrittweiser Rückzug über die Vesle. Aber sie müssen in den nun bis Anfang August währenden Kämpfen ihr im Mai erobertes Gelände aufgeben.

«Ein schwerer Rückschlag», gesteht Ludendorff.

Am ersten Tage hatten die Tanks ein 45 km breites Frontstück in einer Tiefe von 5 km erobert. Die folgenden Kämpfe waren für die Deutschen blutiger als für den Angreifer. 10 Divisionen müssen aufgelöst werden. 61'000 der Verlust der Deutschen gegen 58'000 bei dem Gegner.

Foch (und Mangin) machen 35'000 Gefangene und erbeuten 800 Geschütze!

Der Angreifer hat weniger Verluste als der Verteidiger! Wiederum! Der «Hagen-Angriff» in Flandern aber wird augenblicklich von der Tagesordnung gesetzt, die freien Divisionen müssen die Reimsfront stützen. Die deutschen Verluste aber sind unersetzlich.

Und jetzt beginnt – instinktiv – Foch, «den Sack-Sieg» zu traktieren. Die Deutschen waren nach dem Gegenangriff Mangins nicht darauf gefasst, dass schon wieder ein neuer schwerer, der schwerste, Angriff folgen würde, Amiens!

Hier arbeiteten zwei Faktoren: Das Überraschungsmoment von ohne jede Artillerievorbereitung hervorbrechenden 600 kleinen, schnellen, im Terrain kaum wahrzunehmenden Tanks.

Das Résumé?

Der Tank hatte zustande gebracht, was der «erobernden Artillerie» Falkenhayns und Nivelles und Pétais *nicht* gelang. Er hat angegriffen und dabei nur lächerliche Verluste gehabt. Und der Angegriffene hat unerhörte Verluste gehabt.

War also der Angriff endlich erfunden, mit dem man weniger Verluste hatte als der Angreifer? Und war Churchill der Erfinder?

Wir können dieser Feststellung nicht zustimmen. *Der Tank hat den Weltkrieg entschieden*, denn der Weg von Cambrai über Villers Cotterets und Amiens bis in den Wald von Compiègne und nach Versailles ist ein direkter.

Der Tank hat das Ende herbeigeführt.

Aber nicht, weil es gegen den Tank keine Waffe gibt.

Sondern weil Deutschland schon nicht mehr imstande war, gegen den Tank eine Waffe aufzustellen, das war es.

Der Tank ist da. Er wird am Leben bleiben. Selbst dann, wenn noch bessere Tankabwehrgeschütze gefunden werden. Dann werden eben die Pan-

zer des Tanks stärker sein müssen und die Maschinen schneller. Und sie werden schneller und stärker werden. Das alte Spiel, der alte Wettlauf des Materials beginnt.

Wer diesen Wettlauf gewinnt, bleibt Sieger.

Also wird mehr Stahl siegen über weniger Stahl, bessere Industrie über weniger gute. Und mehr Rohstoff wird Sieger sein über weniger Rohstoff.

Der Roboter wird kämpfen.

Die Oberste Heeresleitung übernehmen: Generale, Minister, Grossindustrielle, Kaufleute.

Und Bankiers.

Denn der Tank aus Gold läuft noch schneller und kann noch weniger durchschlagen werden als der stählerne Tank.

Es wird sich sonst nichts ändern.

Wenn Geld oder Kredit da ist, dann ist auch früher oder später eine Gegenwaffe da. Die Deutschen hatten nur darum keine, weil die deutsche Industrie bei den unerhörten Anforderungen, die man an sie stellte, nicht mitkonnte.

Nicht technisch: Der Rohstoff fehlte.

Wenn es knapp ist hinten und vorn, dann neigt man dazu, Dinge als unwichtig zu sehen, die verdammt wichtig sind. Nur *darum* verordnete Ludendorff «Manneszucht» gegen Tanks. Er hätte weiss Gott lieber Abwehrbatterien verordnet, das kann man ihm zutrauen.

Die Technik allein wird niemals einen Krieg entscheiden. Ein Trick genügt nicht, wenn der Gegner potent ist, Rohstoffe besitzt, Geld. Nicht das U-Boot hat den Krieg entschieden, eher die Gegenmassnahmen: Die Blockade.

Die deutsche Fernkanone hatte nicht einmal eine moralische Wirkung von besonderem Ausmass (Clemenceau «besuchte» sie auf dem Montmartre). Man fand sie bald.

Auch die «dicke Berta» hatte keine Wunder wirken können, so sehr sie Wunder wirkte. ...

Und der Zukunftskrieg, den die Luftwaffe entscheidet, bleibt das Feuilleton eines italienischen Generals. Man wird Grossstädte einnetzen, vernebeln. Schon heute sagt Pétain: «Das Vorhandensein der Flak genügt schon, um eine Stadt zu schützen.»

Jeder Krieg wird neue Tricks bringen. Neue Waffen, «die die Entscheidung bringen».

Neues Gas.

Nichts werden sie entscheiden: Sie sind moralisch sogar von Übel. Sie lul-
len die Bevölkerung in den Glauben ein: «Wir haben was, was keiner hat.»
Es hat, früher oder später, jedes Heer genau die gleichen Waffen. Das
wusste schon Clausewitz vor der Erfindung und Anwendung von Fernka-
nonen, Zeppelin, Flugzeugen, U-Booten und Tanks.

Der Tank war kriegsentscheidend, so sieht es aus. Aber es ist ein Trug-
schluss. *Das Nichtmehrweiterkönnen der deutschen Industrie war kriegs-
entscheidend. Die Blockade war es.*

(Wie der Vorderlader und der Hinterlader nicht Königgrätz entschieden ha-
ben, sondern der Kronprinz.)

DIE OFFENSIVE DER NICHTSOLDATEN

CHURCHILL, LLOYD GEORGE, CLEMENCEAU

*«Ich brauche keine Generäle, ich habe mein
gesundes Hirn»*

CLEMENCEAU

Lloyd George hat die Situation nach dem Abgänge Joffres in ein paar Sätzen prachtvoll umrissen:

«Der Wechsel in der militärischen Führung Frankreichs änderte nicht das Wesen der Strategie, sondern nur die Wahl der betreffenden französischen Dörfer, in deren Umkreis die gleiche alte Strategie angewendet werden sollte.»

So war es wahrhaftig.

Man erwartete etwas Neues. Etwas anderes als das ewige, hilflose Immerwieder: «Menschenmassen gegen ein undurchdringliches Labyrinth von Gräben zu werfen, die von Maschinengewehren starteten und durch die mächtigste Artillerie und die bestausgebildete Infanterie der Welt verteidigt wurden, auf die geringe Wahrscheinlichkeit hin, dass einer der Angreifer einen Durchgang und einen Ausweg finden könnte.»

Entfaltung furchtbarster Kraft, Aufbietung namenloser Energie – aus purer Einfallslosigkeit und Verlegenheit.

Es hatte sich nicht viel geändert seit Nivelle. Und es wurden unruhig: Die Poilus, die einen Feldherrn erwartet hatten, der imstande war, zu siegen ohne unsinnige Opfer.

Es waren aus demselben Grunde die französischen Parlamentarier unruhig. Am unruhigsten aber die liberalen Minister Englands.

Unter diesen der stärkste Motor, der immer rotierende Churchill.

«Werft doch einen neuen Gedanken in die Schlacht.»

Aber die Generale fanden diesen neuen Gedanken nicht. Da nahmen sich Dilettanten des Krieges an.

Ein Kaufmann, der nie gedient hatte, der sich vom Kriege sein eigenes Bild schuf, wenn er seine Füße am Kamin wärmte, hatte den bizarren Gedanken, doch nicht mit Menschen Krieg zu führen, das sei ganz und gar unmodern. Nicht allein das *Material* in der Form der Rüstungsindustrie, der Munitionserzeugung sollte kämpfen, man sollte doch die letzte Konsequenz aus diesem Kampf des Materials ziehen und das Material selbständig auch in der Schlacht kämpfen lassen. Man möge den eisernen Infanteristen erfinden, den Roboter. ...

Das schien selbst Churchill etwas übertrieben.

Aber dann nahm der Gedanke Gestalt an. Wurde zu einem Panzerwagen, der, selbst unverwundbar, über die Trichter und Gräben rollte und Feuer spie. Der vor allem die Hindernisse des Gegners ebnete und damit den Weg für die Sturmtruppen freilegte.

In diesem Ding, das eine verdammte Gefechtskraft entwickelte, das Maschinengewehre trug und Geschütze, das Stacheldraht mähte und Gräben ausradierte, besser und sicherer als drei Pionierzüge, hockten zwei, drei Menschen. Wurden sie getötet, war der Verlust an Menschen gering. Solange sie aber am Leben waren, kehrten sie feindliche Gräben aus und töteten hunderte Feinde.

Die Kampfwagenidee liess Churchill nicht schlafen. Sie war ja keine neue Idee, und solange es Schlachten gibt, gibt es Kampfwagen. Homer kannte sie in irgendeiner Form, und Leonardo da Vinci liess sie in seinen Plänen

immer wiederkehren, als er der Kriegskonstrukteur der Borgias war.

Die Generale lächelten. Aber sie konnten es trotz ihrer jetzt hell auflodernden Entrüstung doch nicht verhindern, dass Churchill diese Kampfswagen ohne lange Rückfragen einfach in Arbeit gab.

Churchill schwebten zwei Momente vor. «Zerstörungsvermögen» – also Planieren der Gräben, der Hindernisse ... und «Bewegungsvermögen». Vortragen des Angriffes.

Eine Viertelstunde vor dem Angriff sollten sich die eisernen Infanteristen, die vorläufig noch eiserne Elefanten waren, aus den eigenen Hindernisgärten herauswälzen und die feindlichen Hindernisse einstampfen.

Die Militärs lächelten: Wie stellte sich Churchill denn den Angriff vor? Wie sollte das Überraschungsmoment gewahrt bleiben, wenn genau eine Viertelstunde vor dem Angriff diese Dampfwalzen langsam ihre Bahn zogen?

Und wie sollte die Artilleriesvorbereitung wirken?

Churchill verlangte eine Probe. Sie wurde gewährt.

Zunächst wurden in Flandern ein paar «Probestücke» eingesetzt. In Flandern, wo sie sich im Schlamm das eigene Grab schaufelten. Je schneller die Raupe raste, desto bequemer und tiefer wurde dieses Grab.

Die deutsche Artillerie machte der Schaustellung ein Ende.

Und sie wusste jetzt, was die in allen englischen Befehlen wiederkehrenden «Benzinbehälter» (Tanks) zu bedeuten hatten.

Churchill ändert die Taktik. Nicht «Zerstörungsvermögen», auf das «Bewegungsvermögen» kam es an. Rasch vorstossen, sich über den feindlichen Graben legen, diesen säubern.

Nivelle setzt den Tank ein. In Massen: 132 Tanks und noch einmal 121. Sie bleiben im Sumpfe stecken, werden von Stahlkernmunition getroffen, von der Artillerie in Fackeln verwandelt.

Bewegungslos, ausgebrannt liegen die Stahlkadaver in der Landschaft, die im Regen versinkt.

Haig hat die Tanks nochmals verwendet: Paschendaele.

Für den Kampf in einem Gebiete, in dem selbst die Menschen nur vorwärts krochen, Echsen gleich über Sumpf und Wasser hinüberglitten, wurden bereitgestellt: Britische Kavalleriekorps für die Verfolgung!

Und 100 Zentner schwere Tanks.

Sie wühlten sich mit dem Kopf in den Schlamm und wurden von der deutschen Artillerie angezündet.

Aber Churchill gab dennoch nicht nach. «Es müssen kleinere, schnellere Tanks sein.»

«Und ihre Verwendung im Schlammgebiet ist idiotisch», ergänzte mehr oder minder wörtlich Lloyd George.

Duplizität der Fälle. In einem Fabrikhof von Krupp stand der deutsche Oberst Bauer neben einem Modelltank und beschwor die Herren der Kommission: «Es müssen kleine und schnelle Tanks sein.»

Aber die Oberste Heeresleitung wollte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Dachte an grosse Tanks, die man auch zu Zug- und Transportzwecken verwenden konnte. So wurde Zeit vergeudet mit neuen Plänen und Konstruktionen.

Da wurde der Plan Churchills von den Offizieren der Tanktruppe gerettet. Die Offiziere hatten das *Débâcle* erlebt. Hatten dennoch erkannt, unter welchen Bedingungen der Tank Unerhörtes, Unfassbares leisten *konnte*.

Und sie machten sich auf den Weg und fuhren die ganze französische Front entlang. Betasteten sie und studierten das Terrain. Und sie entschieden sich für Cambrai und trugen Haig ihre Absichten vor: Überraschender Angriff auf unvorbereiteten Gegner mit vielen Maschinen zugleich.

Wo?

Um Cambrai.

Das sei ausgeschlossen. Man könnte nicht erfolgreich zugleich an zwei Punkten angreifen. Bei Paschendale und Cambrai. Auch könne er nicht ein Bataillon aus der Angriffsfront ziehen und den Tankleuten zur Verfügung stellen.

Schön, dann sollte General Byng seinen Angriff mit den hier liegenden Fronttruppen versuchen – ohne bedeutende Reserven!!!

Cambrai wäre ein Durchbruch geworden. Mit grossen Reserven*). So war es nur eine Sensation, die erste seit Jahren!

Der gepanzerte Krieg hatte begonnen. Ein neuer Gedanke war in die Materialschlacht geworfen.

Der eiserne Infanterist, die letzte Konsequenz des Materialgedankens. Gezogen wurde diese Konsequenz von Dilettanten, die jeden Glauben verloren hatten an den zünftigen Krieg, der aus Regeln, aus Normen, aus unabänderlichen Formeln bestand, an denen um alles in der Welt nicht gerüttelt werden durfte.

Auch ohne Tank wäre England gerettet worden, sicherlich.

Aber es wäre nicht gerettet worden, hätten nicht wiederum Dilettanten in die U-Boot-Abwehr eingegriffen. Durch Aussenseiter, durch Churchill und Lloyd George ist *England buchstäblich im letzten Augenblick gerettet*

*) So ganz «reservenlos» war man gar nicht, wie Lloyd George behauptet: Es standen 5 Inf.-Div. und 6 Kav.-Div. zur Verfügung. Zuwenig für einen Durchbruch grossen Stils. Gewiss!

worden aus einer Gefahr, in die es hilflose und ideenlose Admirale gestürzt hatten, und in der es unweigerlich zugrundegegangen wäre für ewige Zeiten.

Noch in tiefem Frieden schrieb Lord Fisher, Erster Lord der Admiralität, an den Minister Churchill: «Welcher verdammte Dummkopf hat Ihnen denn dieses unglückselige Flottenprogramm eingeredet? Ein Dummkopf, jawohl: denn es ist Wahnsinn, was Sie begehen. Das deutsche Flottenprogramm haben Sie fix und fertig vor sich liegen. Sie haben mehr Geld als die Deutschen. Bauen Sie doch für jedes deutsche Schiff zwei britische. Und bauen Sie sie besser und grösser und schneller ... und bauen Sie zu allem auch noch rascher ... dann haben Sie, wenn es drauf- und drankommt, die Übermacht!»

Und er ermahnte Churchill, ja auf die Einführung der 40,6-cm-Geschütze zu bestehen und U-Boote zu bauen, aber Über-U-Boote, mit grosser Überwassergeschwindigkeit und einem schweren Geschütz an Bord und einem Aktionsradius von 6'000 Meilen.

Churchill, der Dilettant, liess sich von dem Seemann belehren.

In Deutschland prägte etwa um dieselbe Zeit Tirpitz den Satz: «Die U-Boot-Waffe ist für uns eine kostspielige Spielerei.»

Auch als bei den deutschen Flottenmanövern zwei Schlachtschiffe «versenkt» worden waren, blieb er dabei: «Im Kriege hätte die Sache vielleicht anders ausgesehen.»

Als der Krieg ausbrach, besaßen die Deutschen 10 fahrbereite U-Boote, das war alles.

Sie kamen heim, ohne einen Schuss abgegeben zu haben. Das heisst, zwei kamen nicht heim. Sie sind gerammt worden.

Bis ein deutsches U-Boot bei dem Firth of Forth einen englischen kleinen Kreuzer versenkte und ein anderes deutsches U-Boot innerhalb einer Stunde gleich drei britische Kreuzer.

Was taten die englischen Admirale?

Mochte Tirpitz immer in die Welt hinausposaunen, er besitze ein unfehlbares Mittel, England in die Knie zu zwingen (er sagte es – Dezember 1914 in einem Interview mit einem New-Yorker Zeitungskorrespondenten). England lachte dazu.

Die Admirale nahmen das U-Boot nicht ernst. Wozu auch? Das alte deutsche U-Boot, beschränkt in der Mitnahme von Brennstoff, hatte einen lächerlichen Aktionsradius und kam über Kanal und Nordsee nicht hinaus.

Aber die Deutschen bauten eine neue Type. Einen U-Boot-Kreuzer, an dem der gewaltige Aktionsradius das Gefährlichste war. Das erste solche U-Boot zeigte sogleich der Welt seine Leistungsfähigkeit. Es lief etwa im Juli 1916 vom Stapel und fuhr bis in die amerikanischen Gewässer, wo es vor dem Leuchtturm von Nantucket, vor den Augen der Amerikaner sozusagen, fünf Schiffe versenkte. Damit allerdings das tat, was eine für den Abwehrkampf bestimmte Batterie nicht tun darf, nämlich zu schiessen und sich damit zu verraten, oder ein zum Angriff bereitstehendes Armeekorps nicht tun darf, etwa eine Patrouille, zusammengestellt aus allen bereitliegenden Infanterieregimentern, in den Feind hineinjagen und sie dort gefangennehmen zu lassen.

Am 1. Februar 1917 erklärt Deutschland den «uneingeschränkten U-Boot-Krieg».

In diesem Augenblick wurde England zur belagerten Festung. Wer sich ihr näherte, wurde niedergemacht, gleichgültig, ob britisch, alliiert oder neutral.

England hatte passiv den ersten modernen *totalen* Krieg zu führen. Von deutscher Seite versuchte eine neue Waffe, *ganz* England zu treffen: Flotte, Heer, Soldat, Zivilist. Ernährung: also Frau und Kind, Beheizung: also

Frau und Kind. Die Produktion sollte getroffen werden wie die Moral: Der totale Krieg, passive Form.

An sich wiederum natürlich nichts Neues, dieser totale Krieg. Denn er begann mit der ersten Belagerung. Der Kampf gegen Troja war – einseitig für Troja – der totale Krieg. Er wiederholte sich schon im eigentlichen Sinne, wenn später während der Völkerwanderung ganze Völker einander mit Stumpf und Stil ausrotteten, die Kinder umbrachten, die Weiber verkauften, die Greise ermordeten, die Häuser anzündeten. Der Stamm wurde ausgeradiert aus der Karte der damaligen Zeit, verschwand aus der Geschichte mit allen seinen Erscheinungen. Auch hier gab es keinen Soldaten und Nichtsoldaten, keinen Unterschied für Mann und Frau. Kein Alter war verschont, kein Stand und keine Würde.

Das änderte sich wieder. Der Krieg traf nur bedingt das ganze Volk. Änderte seine Lebensverhältnisse, gewiss. Aber es kämpfte eine Kaste oder ein Beruf (Söldner), die andern waren nur passive Zuseher oder Leidtragende. Der totale Krieg aber saugt alle Kräfte aus einem Volke, gleichgültig ob diese Kräfte aus dem Boden kommen oder aus dem Blut oder der Seele.

Wer diese Kräfte, diesen Boden, dieses Blut und seine Seelen besser mobilisiert hat, wird der Überlegene sein. Wer sie brachliegen lässt, verliert den Krieg. ...

Was taten die englischen Admirale? Sie nahmen den U-Boot-Krieg ernst. *Aber weiter nicht viel.*

Am 9. November teilte der englische Handelsminister Runciman dem Kabinett mit, dass noch vor dem Juli 1917 «die Schifffahrt einen völligen Zusammenbruch» erleiden werde.

Die Verluste in den letzten vier Monaten des Jahres 1916 betragen denn auch wirklich 632'000 Bruttoregistertonnen.

Admiral Beatty sieht sehr schwarz. Er erklärt, die U-Boot-Gefahr «gefährde das Schicksal der Nation und hemme ernstlich die erfolgreiche Weiterführung des Krieges».

Hatte der Chef des deutschen Admiralstabes recht (Holtzendorff), der angeblich sein «Seeoffiziersehrenwort» gegeben haben soll, dass in sechs Monaten (die noch nicht überschritten waren) England werde kapitulieren müssen?

Oder gar Tirpitz und Bachmann, die schon ein Jahr zuvor erklärten, es sei damit zu rechnen, dass England «sechs Wochen nach Beginn des U-Boot-Krieges einlenken» werde? (diese 6 Wochen waren allerdings erheblich überschritten).

Das englische Kabinett wird nervös, die Outsider werden nervös und bestürmen die Admiralität. Sie antwortet mit einem Memorandum, das wörtlich in folgender erschütternder Feststellung gipfelt: «Unter all den Problemen, die die Admiralität zu erwägen hat, ist zweifellos das furchtbarste und peinlichste jenes Problem, das die Unterseebootangriffe auf die Handelsschiffahrt uns gestellt haben. *Es ist bisher noch keine endgültige Antwort auf diese Form der Kriegführung gefunden worden; vielleicht wird man überhaupt keine endgültige Antwort finden. Wir müssen uns für den Augenblick mit Palliativmitteln begnügen.*»

Das war der Standpunkt der Admirale vor der Verkündung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. *Er ist auch jetzt beibehalten worden.*

Es ist natürlich ein Unding, jemandem zu befehlen, augenblicklich ein Gegenmittel zu finden. Aber es zeigte sich, dass wiederum die nervös gewordenen Dilettanten des Krieges moderner dachten als die in ihrer Dienstschablone erstarrten Admirale.

Als erster stiess Lloyd George vor. Wozu man denn eine Riesenflotte besässe. Warum die flandrische U-Boot-Basis nicht vernichtet würde?

Man belehrte den Premier, dass die englische Flotte nicht näher an die flandrische Küste herankönnte als auf 40 km.

Die Verluste stiegen indes in immer unheimlicherem Tempo an. Wir lesen sie von der folgenden Tafel:

1917

Januar . .	153 899	versenkte	Bruttoregistertonnen	
Februar . .	310 868	„	„	(mit den Neutralen 536'000)
März . . .	352 344	„	„	(„ „ 630'000)
April . . .	526 447	„	„	

Das Kabinett wird immer nervöser, vor allem aber wurden Lloyd George und Churchill umso nervöser, je ruhiger die Admirale sich gebärdeten.

Welche Mittel wendet die Marine an, die Katastrophe abzuwehren?

Erhöhten Schiffsbau.

Man kann sich denken, dass das Ministerium, strotzend von Tatkraft, aber lahmgelegt infolge mangelnder «Sachkenntnis», «Branchekenntnis» sozusagen, vor Ärger barst. Man stelle sich vor, in hundert Werften bauten Tag und Nacht und Nacht und Tag Arbeiter an neuen Schiffen, Monate um Monate. Und ist dann das Schiff endlich fertig, wird es mit einem einzigen Torpodoschuss versenkt.

Dann half man sich für einige Zeit damit aus, dass man alle *neutrale Tonnage* in englischen Häfen gegen Entschädigung *beschlagnahmte*. Jetzt kamen die Outsider mit der Frage, warum nicht die Handelsschiffe von Kriegsschiffen begleitet würden. Warum man keine «Konvois» zusammenstelle? Also mehrere Schiffe auf engem Raum zusammenhielte und von Zerstörern umkreisen liesse?

Das sei doch an sich eine uralte englische Angelegenheit und schon seit Trafalgar geübt worden?

Die Admirale lächelten. So eine massierte Tonnage wäre ein gefundener Bissen für die U-Boote. Man stelle sich das riesige Ziel vor.

Aber Churchill schwieg nicht und glaubte nicht mehr an die Admirale. Die schlimmsten Feinde der U-Boote wären die verdammt raschen Zerstörer. Er konnte es sich nicht recht denken, dass ein U-Boot die Nähe gleich mehrerer solcher Zerstörer suchen sollte....

Und wenn es schoss, es konnte doch nur *ein* Schiff treffen und dann ging die Jagd mit Wasserbomben auf das U-Boot los.

Die Admirale wussten es besser.

Man steckte sich hinter den neuen Schifffahrtskontrolleur, und der forderte energisch:

- a) Die Einrichtung eines regulären Konvoisystems für sämtliche Handelsschiffe von dem Augenblick an, da sie die Gefahrenzone erreichten.
- b) Der Bau neuer Transportschiffe im grössten erreichbaren Ausmasse, soweit die Stahlzufuhr und die verfügbaren Arbeitskräfte es gestatteten.
- c) Die Reorganisation unseres Schifffahrts- und Hafenwesens im Hinblick auf eine bessere Ausnützung unserer Tonnage.
- d) Die Bewaffnung der Handelsschiffe mit Geschützen und Haubitzen, e) Eine Verbesserung der Methoden der Jagd auf U-Boote.
- f) Eine scharfe Drosselung unwichtiger Importe.
- g) Eine beträchtliche Steigerung der einheimischen Versorgung mit Lebensmitteln, Holz und Erzen – im Verein mit einer Einschränkung des Konsums.

Wiederum ein Vorstoss für den Konvoi.

Die Admirale wurden «energisch»: Diese Kapitäne der Handelsmarine seien doch keine Kriegsschiffkapitäne. Kriegsschiffe liessen sich Zusammenhalten, sie seien gewöhnt, in bestimmter Ordnung zu fahren, aber doch nicht diese Handelsmariner! Auch sei der Konvoi zu langsam. Würde natürlich von dem langsamsten Fahrzeug abhängig sein.

Lloyd George richtet an Sir Jellicoe die direkte Frage wie eine vorgehaltene Pistole: «Haben sie also irgendwelche Abwehrpläne?» Die Antwort lautete kurz: «*Nein.*»

Schliesslich wurden «schwimmende Nachrichtenstationen» errichtet. Aber sie segelten in der Weltgeschichte umher und waren nie dort, wo man sie suchte. Und wenn sie funkten, *so dechiffrierten die Deutschen die Depeschen und kannten jeden Transport.*

Man bewaffnete die Handelsschiffe. Aber nach Verkündung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges wurden die Handelsschiffe samt den Kanonen versenkt, ehe man überhaupt ein Periskop zu sehen bekam. Die Verlustziffer stieg: 536'000 Tonnen im Monat. Und noch immer war den Admiralen nichts eingefallen.

Lloyd George schlug vor: Zehn Schiffe zusammenballen, von drei Zerstörern schützen lassen. *Es wurde nicht einmal ein Versuch gemacht!* Lloyd George lädt die Admirale zu sich. Ein Memorandum wird ihnen vorgelegt. Forderung: Konvois mit allen modernen Mitteln. Netzen, Tiefenbomben (Wasserbomben), Abhorchapparaten, Funktelegraphie, Geschützen, Zerstörern und U-Booten!

Zehn Fahrzeuge, umgeben von Zerstörern. Um die Fahrzeuge Netze. In dem Memorandum heisst es u.a.:

«Der Feind kann unmöglich den Tag oder die Stunde erfahren, zu der der Konvoi eintrifft, er kann auch nicht die Route erfahren, die der Konvoi nimmt. Die gefährlichsten und engsten Durchfahrten kann man nachts passieren. Für die Routen kann so weit wie möglich tiefes Wasser gewählt werden, damit U-Boot-Minen dort nicht gelegt werden können. Dem Konvoi können Minensucher oder mit Netzen versehene Fahrzeuge vorausfahren. Die wertvollsten Schiffe können an die sicherste Stelle des Konvois placiert werden. Neutrale Fahrzeuge und sonstige unbewaffnete Fahrzeuge können unter den Schutz bewaffneter Fahrzeuge gestellt werden.

Das feindliche U-Boot wird wissen, dass es nicht eine wehrlose Beute attackiert, sondern dass ein Kampf unvermeidlich ist, in dem es vielleicht unterliegen wird. Jede Hoffnung auf einen erfolgreichen Überwasserangriff müsste sogleich aufgegeben werden.»

Da kamen den «Laien» die Franzosen zu Hilfe. Sie forderten energisch den Schutz der Kohlentransporte nach Frankreich. Diesen Schutz organisierte der Commander Henderson (später Admiral). Er *stellte Konvois zusammen*, liess sie auf drei Routen fahren, und verlor von 4'013 Schiffen ... *neun!*

Inzwischen stellte sich heraus, dass die Admiralität etwas fragliche Ziffern über die englische Schiffsbewegungen herausgegeben hatte. Niemand war es eingefallen, einmal die Ziffern nachzuprüfen.

Lloyd George unterzog sich der Mühe und fand ... dass die Verluste in Wirklichkeit *viel höher waren*, als es die Veröffentlichungen der Marine schliessen liessen.

Indes arbeiteten auf drei Routen die Konvois. Die deutschen U-Boote nahen unter Wasser, feuerten ein Torpedo ab und trafen ein Schiff. Aber die Torpedos, ihre Laufbahn *verriet* die U-Boote. Auf der Wasseroberfläche treibendes öl, Luftblasen, gaben nähere Auskunft über die Stellung des U-Bootes, das jetzt von drei, vier, fünf Zerstörern zu Tode gejagt wurde, das von Wasserbomben zertrümmert auf den Meeresgrund sank.

Aber die Admiralität verstand sich noch immer nicht dazu, den gesamten Handel durch Konvois zu schützen.

Die Verlustziffer stieg im März auf 630'000 Tonnen. Die deutsche Kalkulation scheint richtig zu sein. Für den nächsten Monat rechnet England mit einem Verlust von 900'000 Tonnen!

Lloyd George geht zu Jellicoe. Es kommt zu einem klassischen Gespräch.

Lloyd George: «Es scheint, die Deutschen werden den Krieg gewinnen.»
Der Admiral: «Sie werden es, wenn es uns nicht gelingt, den Verlusten ein Ende zu machen, und zwar bald.» «Gibt es keine Lösung des Problems?»
«Im Augenblick sehen wir absolut keine Lösung.»

Im April steigt die Verlustziffer der englischen Tonnage allein auf 526'000 Tonnen.

Am 22. April 1917 legt Jellicoe dem Kabinett ein Memorandum über die Bekämpfung des U-Bootes vor. *Der Konvoi wird nicht einmal darin erwähnt.*

Endlich, am 6. Juli, wird doch ein Konvoi zusammengestellt, die Organisation erhält ein ... Zahlmeister-Commander, Manisty.

Und die ersten Konvois fahren nach *Amerika*.

Im Ganzen standen 279 Zerstörer zur Verfügung.

Der Erfolg war unerhört. Das Schiffahrsdepartement berichtete: «*Der Erfolg dieser Konvois war phänomenal*. 14 Konvois mit 242 Dampfern wurden an Ort und Stelle gebracht, ohne dass auch nur ein einziges Schiff verlorenging, obwohl die Konvois zuweilen angegriffen wurden und ein Tanker, die ‚Wabasha‘, im vierten Konvoi aus Hampton Roads, von einem Schuss getroffen wurde. Mit Hilfe der anwesenden Geleitschiffe wurde sie in den Hafen gebracht, ohne mehr eingebüsst zu haben als einen Teil der Ladung, und die Offensivstärke des Systems wurde durch einen heftigen Angriff mit Tiefenbomben gegen das U-Boot demonstriert. Wäre das Schiff allein gewesen, sei es auch in Begleitung mehrerer Zerstörer, würde es wahrscheinlich mehrmals torpediert worden sein, so lange, bis es gesunken wäre... »

Nun gab es für Lloyd George und Churchill kein Halten mehr und sie bestürmten Sir Eric Geddes, das Amt des Ersten Lords zu übernehmen. Sir

Eric stellte als Bedingung, dass der angesehene Jellicoe zunächst nicht entlassen würde. Aber es war nicht durchführbar. So begab er sich zum König, und Jellicoe schied aus dem Amt.

Die Dilettanten hatten gesiegt.

Lloyd George schreibt: «Ende Oktober 1917 waren 99 nach Heimathäfen bestimmte Konvois ans Ziel gebracht worden, insgesamt 1'502 Dampfer mit einer Total-Wasserverdrängung von schätzungsweise 10'563'000 Tonnen, bei einem Verlust von 0,66 Prozent oder 10 Fahrzeugen, die torpediert wurden.» Der U-Boot-Krieg sackte ab.

Die Verluste an Tonnage betragen in der Folge (nur britische Tonnage):

Mai	345 293	versenkte	Bruttoregistertonnen
Juni	398 773	„	
Juli	359 539	„	
August	331 370		„
September	186 647	„	„
Oktober	261 873		
November .. .	175 194	„	„
Dezember .. .	257 907	„	„

In merkwürdiger «Duplizität der Fälle» brach genau um dieselbe Zeit auch in Deutschland eine Vertrauenskrise aus.

In einer Denkschrift vom 7. Januar 1916 hatte der deutsche Admiralstab «in sichere Aussicht gestellt», dass der Widerstand Englands bei uneingeschränkter Verwendung des U-Bootes «in längstens einem halben Jahr» gebrochen sein werde.

Fast genau ein Jahr später, am 9. Januar 1917, hatte der uneingeschränkte U-Boot-Krieg begonnen. Also wäre England grob in einem halben Jahr, im Juli etwa, am Ende gewesen.

Am 6. Juli wurde im Deutschen Reichstag eine Rede gehalten, die das erste Misstrauen gegen die Admiralität öffentlich aussprach. Drei Tage später wird eine zweite Rede gehalten. Sie deckt die OHL und fordert das Haupt des Reichskanzlers. Das U-Boot ist also merkwürdigerweise nicht zum Mittel geworden, etwa die Fachleute des Krieges, die Admiralität, zur Verantwortung zu ziehen, sondern der ganze Komplex glitt auf ein ganz anderes Gebiet, den Kampf OHL gegen Regierung. Dazwischen steht der Monarch, der sich durch den Angriff auf die Regierung selbst getroffen fühlt. Sachlich wäre gegen die Admiralität auch gar nichts einzuwenden gewesen. Denn dass der uneingeschränkte U-Boot-Krieg das, was er versprochen, nicht gehalten hätte, war *damals* ein ungerechter Vorwurf. In demselben Monat, in dem man im Reichstag erklärte, das U-Boot hätte versagt, betrug die Versenkungsziffer an britischer Tonnage allein 360'000 Tonnen und den Monat zuvor 400'000 Tonnen. Und der tatsächliche, mehr psychologische Fehler, den Deutschland seinerzeit gemacht hatte, stand in diesen auf ganz andere Dinge hinzielenden Reden gar nicht zur Diskussion. Den psychologischen Fehler hat Churchill später immer wieder betont: Deutschland hat mit dem U-Boot-Krieg nicht gewartet, bis es 200 Boote besass.

«Wenn die Deutschen tatsächlich imstande sind, die Zahl ihrer U-Boote auf 200 zu erhöhen, sind wir am Ende», hatte damals die englische Admiralität erklärt.

Aber – wie gesagt – mit einer sachlich-fachlich-militärischen Auseinandersetzung mit der U-Boot-Waffe hatten die Reichstagsreden nichts zu tun. Deutschland konstruierte jetzt neue U-Boote, denen auch der Unterwasserabhorchapparat nichts sollte anhaben können und deren tiefgehende Torpedos die Laufbahn nicht aufwirbeln liessen und daher das U-Boot

nicht verriet. Der Zusammenbruch kam der Indienstellung dieser U-Boote zuvor. ...

Amerika trat nun faktisch in den Krieg ein.

Was war geschehen? Fachleute, denen ihre Fachkenntnis zu Scheuklappen wurden, wollten nicht begreifen, dass neue Verhältnisse neue Formen fordern. Dass eine neue Waffe, mit neuen technischen Vorteilen ausgestattet und in steter Verbesserung begriffen, nicht allein die Verbesserung der bestehenden Abwehrmittel verlangte, sondern dass in diesen Krieg, der von der neuen Idee beseelt war, Englands Seegeltung zu vernichten und einen Kontinent zu verhindern, praktisch in den Krieg einzugreifen, dass in einen solchen Krieg mit neuem Sinn auch neue Ideen der Abwehr geworfen werden mussten, neue Ideen überhaupt.

Die unbeschwerten Outsider, entsetzt über die Hilflosigkeit der Berufsmariner, durchstöberten die ganze Geschichte und alle Erscheinungen des heutigen Lebens nach neuen Ideen und Möglichkeiten. Und fanden sie.

Wie die führenden Männer der britischen Marine durch diese Vorgänge, durch ihr unproduktives Verhalten in Misskredit gerieten bei den Outsidern, so gerieten auch die Generale der Landarmeen in Misskredit bei den Unterführern, den Soldaten, den Parlamentariern und Ministern, schliesslich beim ganzen Volk: Euch fällt ja nichts anderes ein als immer dieselben faden «Durchbrüche», die niemals welche sind. Immer dieselbe alte Leier der Massenoffensiven, ohne Idee, ohne Sinn ... darum auch ohne Erfolg.

Als man im Augenblick höchster Not, mit den Deutschen wieder vor Paris, den giftigen Clemenceau zum Premier machte, war sein erstes Wort: «Ich brauche keine Generäle, ich habe mein gesundes Hirn.»

Es entspricht den durchaus üblichen Anschauungen, dass die berühmte «Offensive im Schlamm», die Schlacht in Flandern (von den Briten kurz «Paschendale» genannt) zu den Gegenmitteln Englands gegen das U-Boot gehörte.

Tatsächlich war das *Minimalziel* der Schlacht: Säuberung der Schlupfwinkel zwischen Nieuport und der holländischen Grenze von den U-Boot-Stützpunkten, «Auskehren» der ganzen Küste.

Es wäre nichts naheliegender als die Annahme, dass Admiralität und Regierung die englische Oberste Heeresleitung zwangen, zur Entlastung der durch den U-Boot-Krieg schwer um ihr Leben ringenden britischen Schifffahrt, ja des ganzen schwer um sein Dasein ringenden England hier einen Vorstoss mit aller Kraft zu unternehmen.

Dieser Ansicht widerspricht aber Lloyd George, in der kritischen Zeit Mitglied des Kabinetts, durchaus:

«Es ist schwer und verwirrend, den Ursprüngen dieses Abenteuers nachzuspüren. Die Verteidiger der Obersten Heeresleitung haben bekanntlich die Schuld in erster Linie der Admiralität zugeschoben, die die Regierung dringend ersuchte, die flämische Küste zu erobern, um die in so geringer Entfernung von wichtigen Schiffsrouten angelegten U-Boot-Nester zu zerstören. Es wird behauptet, die Minister seien den beharrlichen Forderungen der Flotte erlegen und hätten Sir William Robertson, seinen Angaben zufolge, mitgeteilt, dass «keiner Massnahme der Kriegsausschuss grössere Bedeutung beilege, als der Vertreibung des Feindes von der belgischen Küste und dass Vorkehrungen getroffen werden sollten, um einen derartigen Plan in die Operationen des nächsten Jahres miteinzubeziehen. Die Legende, dass die Politiker verantwortlich seien und die Oberste Heeresleitung zu dem Angriff bei Paschendale gezwungen hätten, wurde im Spätherbst wieder aufgewärmt, nachdem den an den faktischen Operationen beteiligten Personen klar geworden war, dass man von ihnen die

Durchführung einer unmöglichen Aufgabe verlange.»

Aber diese Erklärung Lloyd Georges ist ganz unnötig. Lloyd George kann ein ganz anderes Alibi erbringen:

Er kann den Beweis erbringen, dass er, der Zivillist, weit grösseren Weitblick bewiesen hat als alle Generale der Entente, die damals am Ruder waren, zusammengenommen. Er kann beweisen, dass er das Debakel von *Paschendale vorausgesehen hat*.

«Ich habe alle verfügbaren Dokumente sorgfältig geprüft, um dem Urheber oder den Urhebern dieses in Schlamm und Verwirrung erstickten Abenteuers nachzuspüren. Aus den Protokollen und Memoranden geht deutlich hervor, dass ich mich dem ganzen Projekt, noch bevor es begonnen wurde, bis zuletzt widersetzt und sein Misslingen unter Anführung von Gründen zuversichtlich vorausgesagt habe. Als der Misserfolg schon nicht mehr zu bezweifeln war, bemühte ich mich, die Generale zum Abbruch des Kampfes zu bewegen.»

Er kann aber auch beweisen, dass er *Caporetto (Karfreit) vorausgesehen hat*.

Auf der Konferenz in Rom hat dieser Mann am 26. Dezember 1916 ein Memorandum vorgelegt, das sich eingehend mit allen erdenklichen Möglichkeiten der Kriegsführung beschäftigte.

Man belächelte diesen Laien.

Aber der Laie hat damals geschrieben (später veröffentlicht in seinen War Memoirs, deutsch bei S. Fischer, Berlin):

«Die Mittelmächte können auch noch einen anderen Weg einschlagen. Sie können die Hauptmasse ihrer frei beweglichen Truppen *an der italienischen Front einsetzen*, entweder bevor oder nachdem sie sich mit den Russen oder aber mit der Armee im Osten beschäftigt haben. Sollen wir als besorgte, aber ohnmächtige Zuschauer dabeistehen, während Deutschland unsere Freunde einen nach dem andern erledigt? In dieser Position befin-

den wir uns jetzt gegenüber Rumänien.

Welche Pläne nun, frage ich, besitzen die Alliierten, um jeder dieser Möglichkeiten begegnen zu können? Zweifellos besitzt sowohl General Gourko als auch General Sarrail und General Cadorna jeder seinen eigenen wunderbaren Plan, der ihm gestatten soll, den Möglichkeiten zu begegnen. *Welchen Plan aber besitzen die Alliierten als Ganzes?* Die in Chantilly geplante kombinierte Offensive gegen Bulgarien lässt sich nicht mehr durchführen, und soweit wir unterrichtet sind, haben die Alliierten durchaus keinen Plan, *abgesehen davon, dass jeder einzelne General an seiner eigenen Front weiter ‚draufloshämmern‘ soll.* Wir behaupten nicht, dass dieses Verfahren zu verachten sei. Zweifellos haben Operationen, wie sie an der Somme oder im Karst unternommen wurden, insofern eine beträchtliche Wirkung, als sie einen Teil der beweglichen Streitkräfte des Feindes binden und der Reihe nach die Truppen erschöpfen, die zur Abwehr eingesetzt werden; aber keine dieser Operationen konnte Rumänien retten. *Im modernen Kriege ist anscheinend die Defensivstärke erstklassiger und voll ausgerüsteter Truppen so gross, dass schwere Angriffe auch durch zahlenmässig unterlegene Armeen aufgehalten werden können.* Zweifellos hat der Feind in der Defensive eine sehr grosse Widerstandskraft bewiesen und ein ausserordentliches Geschick, die natürlichen Abwehrmittel, die das Terrain ihm bietet, aufs Beste auszunützen und künstlich zu verbessern.» Wieder der Schrei: «Werft neue Gedanken in den Krieg.»

Wieder die Hilflosigkeit der Generale, denen nichts anderes einfällt, als der Gedanke: Ich hämmere, ich habe ja mehr Geschütze, mehr Tanks, mehr Infanterie, mehr Munition als der Feind.

«Die Verteidigung ist die stärkere Form der Kriegsführung», sagt Clausewitz.

Ist nie stärker als im Materialkrieg.

Dennoch wird man sich an der Somme schlagen, bei Paschendaele, am Karst, bei Verdun.

Nirgends wird das «Minimalziel» erreicht.

Geschweige denn das Maximalziel: Aufrollung der Front, Vernichtung des Feindes, Kapitulation desselben. Das Kabinett war schuldlos an Paschendaele.

Lloyd George sagt es einfach: «Die Schlacht hatte sich Sir Haig schon 1916 in den Kopf gesetzt....»

Der dritte der Aussenseiter, der «Zivilisten», trat 1918 auf die Bühne. Sie war damals bewegt genug. Die Deutschen waren durchgebrochen, deutsche Ferngeschütze zerschlugen den Montmartre, die Regierung überlegte, ob sie wieder nach Bordeaux sollte und Foch übergab seine «ewigen Memoiren», die Clemenceau mit einem «Was ist denn schon wieder los?» abtat.

«Nichts ist geschehen, um die unerlässliche Zusammenarbeit zwischen der englischen Armee und der unseren aufrechtzuerhalten», warnt Foch.

Er will natürlich das Oberkommando, stellt Clemenceau bei sich fest, aber ich werde es ihm versalzen.

Laut sagte er: «Zwischen Pétain und Haig herrscht das beste Einvernehmen ... einmal frühstücke ich bei dem einen, das andere Mal bei dem andern....»

«Mit Frühstück leitet man nicht Schlachten», faucht Foch.

Und er unterstreicht nochmals: Nichts sei geschehen.

«Soll das etwa heissen, dass Sie mich gerade im jetzigen Augenblick im Stich lassen?»

«Das Gegenteil ist der Fall.»

Aber die Deutschen stehen schon in Montdidier!

Da übernimmt Clemenceau das Oberkommando. Und Foch soll etwas wie der Generalstabsschef werden. Soll den militärisch-formellen Kram erledigen, *aber die Schlacht leitet Clemenceau.*

Den Engländern geht das denn doch über die Hutschnur. Haig, Wilson fallen uni sono über Clemenceau her: «Und wer soll denn dann die französische Regierung bilden?»

Clemenceau lässt sich belehren. So einfach war es also doch nicht, als Zivilist Armeen zu führen.

Aber der Alte tat nur so: Innerlich glaubte er nach wie vor nur an sich: «Ich brauche keine Generale, ich habe meinen gesunden Verstand!»

Aber schliesslich gab er in Doullens Foch doch das Oberkommando. Sollte Foch triumphieren, *der Krieg würde dennoch so geführt werden, wie er, Clemenceau, es wollte.*

Was war denn schon den Generalen eingefallen bisher? Nichts.

Es war ihnen kein Durchbruch gelungen. Als er ihnen bei Cambrai gelang, hatten die Generale mit diesem Durchbruch gar nicht gerechnet, und nichts bereitgestellt und der Sieg zerrann wieder wie Butter in der heissen Sonne.

Und den Tank hatte Churchill forciert, nicht die Generale.

Den Konvoi ebenfalls Churchill. Und Lloyd George.

Werft neue Ideen in die Kriegsführung!

Diesen Ruf hatten nicht die Generale ausgestossen: Deren Horizont war zu klein. Sie sahen immer wieder nach rückwärts, sahen auf Schlachten und Theorien, die *waren.* «Deformation professionnelle.»

Clausewitz, Moltke, Schlieffen. Nur der letzte hatte den Massenkrieg vorausgesagt, den Materialkrieg gefürchtet, den *totalen Krieg geahnt.*

«Millionenheere ergiessen sich über die herabgelassenen Zugbrücken ... für den ferneren Kampf, mag er mit Waffen oder anderen Mitteln geführt werden....»

Wir sahen eine für den Augenblick ganz unbegreifliche Lethargie von Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch «für den Ernstfall» gedrillt worden waren. Und die jetzt, in diesem «Ernstfall» völlig versagten.

Sie versagten, weil der «Ernstfall» mit einem Male ganz anders aussah als jener «Ernstfall» für den sie eben vorbereitet worden waren. Und weil dieser «wirkliche Ernstfall» plötzlich von ihnen mehr verlangte als rein militärische Tugenden: Vaterlandsliebe, Kenntnis des Kriegshandwerks, Energie, Charakter.

Von Esprit stand nichts im Reglement.

Die Aussenseiter hatten ihn. Sie hatten auch die grössere Entschlussfähigkeit und Entschluss Schnelligkeit.

Warum? Weil ein Berufsoffizier selten in die Lage kommt, rasch und doch überdacht in Situationen zu entscheiden, die für sein ganzes Leben ausschlaggebend sind. Die sein ganzes Vermögen aufs Spiel setzen, seine Ehre, seine gesellschaftliche Stellung, Zukunft, Karriere, Familie, Gesundheit.

Wie oft kommt ein Bankier, ein Industrieller in solche Lage. Der Kampf ums Dasein – in ureigenster Form den meisten Militärs unbekannt – der Kampf um die Behauptung im öffentlichen Leben – hat alle diese Männer in hundert Schlachten des Lebens gestellt. Und hat sie mit den verschiedensten Menschen, Völkern, Anschauungen zusammengebracht.

Das hat man vielfach eingesehen. Und es gibt Armeen, deren Generale dieses Manko durchaus empfinden. Die sich zwingen, bisher von Militärs

wenig auf gesuchte Wege zu gehen. Wege der Kultur und des Sozialismus. Die Homer im Urtext lesen und Gobelinsachverständige sind. Die Philosophie studieren und Jachten steuern. Über Tayllorand schreiben und über Scipio und dennoch den Pasubio durchstöbert haben, Kriegsgeschichte und Kriegserfahrung an Ort und Stelle zu studieren.

Fachwissen allein ist für den Militär das, was für den Künstler die Fertigkeit ist. Aber wie viele Generale sind Künstler?

Fachwissen kann man sich aneignen, anlernen. Künstlerschaft nicht. Und den Lebenskampf kann man an keiner Kadettenschule lehren. Clemenceau, Lloyd George, Churchill, sie hatten tausend Schlachten geschlagen. In der Kammer, in der Presse, an der Börse vielleicht. Jede dieser Schlachten war weniger folgenswer für die Nation als das Geplänkel einer Patrouille. Aber für die Person, die es anging, war sie wichtig und aufregend genug. Sie hatten das *Leben* voraus, diese «Zivilisten» ... in das «Militärische» haben sie sich eingearbeitet. Clemenceau wollte Oberkommandierender werden. Für den «militärischen Kram» erkannte er im Geiste Foch an. Im Übrigen hatte er grenzenloses Vertrauen auf sein gesundes, schlachterprobtes Hirn.

Die Minister führten den Krieg weiter. Mit Erzeugungsschlachten, mit der U-Bootbekämpfung, mit dem eisernen Roboter, mit Zeitungen, mit Ballonen (die Propagandaschriften abwarfen).

Die Generale erledigten ausschliesslich, um bei Clemenceau zu bleiben, «den formellen Kram».

Ein Schritt zur Totalität des Krieges in einem anderen Sinn. War der Krieg nicht mehr auf die Waffe als solche beschränkt, in noch engerer Beschränkung: auf die Waffe in der Hand (Gewehr, Handgranate, Lanze und Säbel) oder an der Hand (Geschütze, Flugzeug) beschränkt, sondern wurde er mit

Spindeln, Tonnage, Butter und «psychologischen Momenten» geführt, so musste sinngemäss auch die Leitung des Krieges von den Generalen auf die Minister übergehen: Nicht bloss die *politische Auswertung der Erfolge der Kriegsführung, der «Waffenführung» (Bismarcks Kampf mit Moltke!), sondern die Leitung des ganzen Krieges, die «Waffenführung»* inbegriffen.

KARFREIT

GENERALE STÜRZEN DIE KRIEGSGESCHICHTE UM

«DAS TAL BEHERRSCHT, NICHT DER BERG»

*«Ohne Strassen keine Artillerie.
Dringt man auf den Strassen vor,
so schneidet man den Bergverteidiger ab.»*

Aus einer Schilderung des Generalleutnants ERNST KABISCH

Cadorna hat von Haig gelernt und von Foch. Er bearbeitet den «Sack-Sieg». 50 Divisionen stürzen in der 11. Isonzoschlacht in jene dicke Rauchwolke von Steinstaub, Ekrasit und Gas, die den Karst darstellt.

5'000 Geschütze haben vorher dieses Hochplateau, auf dem schon ohne Krieg nicht ein Halm wächst, abgefeilt.

In tiefen, eingesprengten Stollen liegen, mehr tot als lebendig, die Österreicher. Am Ausgang der Stollen liegen die MG bereit mit eingezogenen Gurten, hinausgetragen zu werden auf den Fels, wenn das Artilleriefuer nachlässt.

Wochen dauert dieses Warten.

Die Horchposten draussen melden nichts. Sie sind tot. Dennoch wird alle Stunde abgelöst, dass heisst, für einige Minuten ein neuer Lebender neben den Toten gelegt. Dann liegen zwei Tote für die übrige Zeit nebeneinander. Stellung gibt es keine. Die «Gräben», die eingesprengt werden, sind einen halben Meter tief. Vielleicht einen ganzen. Aber jetzt sind sie «ausgefeilt».

Tankgefahr gibt es keine. Den Hang, an dem die Italiener kleben, können zur Not Menschen hinaufklettern. Tanks können Steigungen bewältigen und Schutt. Aber kein Geröll, das aus Steinen besteht, die vier Meter hoch und breit sind.

Einmal hört auch dieses Artillerief Feuer auf. Dann stürzen die Österreicher in die dicke Rauchwolke und beginnen zu feuern. Und wenn die Italiener bis auf vier Schritte heran sind, so sehen sie auch den Gegner.

Wiederum werden die Italiener zurückgeworfen. Sie bleiben wieder liegen. Aber sie liegen doch mit jeder Isonzoschlacht Triest ein wenig näher.

Niemals wagen die Italiener einen Weitermarsch, in Viererreihen, wenn sie zwei österreichische «Gräben» genommen haben. Wenn sie es einmal gewagt hätten, am Ende einer Isonzoschlacht sich zu rangieren und mit Musik weiter zu marschieren, sie wären nach Triest gelangt.

Denn es war nicht ein Mann Reserve da. Die ganze Armee war nach so einer Isonzoschlacht «absorbiert».

Nicht einmal die bosnischen Tragtiere gab es mehr. Man ersetzte sie nach der Schlacht oft durch russische Kriegsgefangene.

Nach der 11. Isonzoschlacht lagen zum Teil die Österreicher am Hang, und die Italiener sassen auf dem Plateau. Und der Monte Gabriele war in italienischer Hand und schoss ins Tschepowantal herein.

Die «Front» war mit einem Male mottenzerfressen und voller Schabenlöcher. Und Kaiser Karl fürchtete für Triest und tat recht daran. Da wandte er sich an den deutschen Bundesgenossen.

Die Deutschen schickten General Krafft von Dellmensingen und liessen von ihm die Front abtasten. Resultat: Wenn ein Stoss, dann aus dem Winkel Karfreit. Dem Scheitel des Winkels, dessen Schenkel je einmal nach

dem Meere wies, das andere Mal nach Tirol, die kärntnerische Grenze entlang.

Diese «Nahtstellen» waren auch im Westen gern Angriffspunkte. Vornehmlich für den im Winkel Sitzenden (Michael). Manches Mal auch umgekehrt (Flandern).

Ludendorff gab nach und schickte nicht viel — sieben Divisionen, bestes Menschenmaterial (Alpenkorps). Die Österreicher acht Divisionen, darunter das Edelweisskorps, also die Tiroler. Dazu kamen die besten Generale: Below, Krafft-Dellmensingen, Lequis und der Österreicher Krauss.

Cadorna bekam Witterung und verstärkte seinerseits die Nordostspitze seiner Front durch eine ganze Armee, die 2., mit Kerntruppen, Alpini vor allem.

Die deutschen Divisionen rollen an. Mit viel Artillerie und viel Gas. (Die Italiener haben nicht einmal Gasmasken, obwohl sie doch selbst mit Gas schießen. Sie binden Wattebäusche, die mit Chemikalien getränkt sind, vor den Mund. Aber die Dichtung ist ganz unzulänglich!)

Der Scheitelpunkt ist der Triglav. Wild, kahl, kalt. Noch heute Adler und Bären.

Eine Bahn schlängelt sich durch das tiefgefurchte Isonzotal. Die von Assling nach Santa Lucia.

Die Bahn ist zum Teil eingesehen. Auch beschossen. Also werden die Deutschen in Kärnten auswaggoniert und schleppen sich und ihre Ausrüstung in einem 8 Tage langen Fussmarsch auf Frontwegen an Karfreit und Tolmein heran. Das heisst, wörtlich kann man nicht Karfreit sagen, denn dieser Ort liegt etwa 12 km hinter der italienischen Front.

Auch Tolmein nehme man nicht wörtlich. Die zusammengeschossene Stadt — ein kleiner Stadteil am Isonzobecken lebt noch — ist eingesehen,

beschossen. Die Isonzobrücke längst zusammengeschoßen, die Kriegsbrücke unter Feuer, das ganze, gerade dort breite Tal unter Feuer und Sicht.

Also geht es auf Frontwegen. Sie sind einen Meter breit, wenn man Glück hat. Auf solchen Wegen marschieren Infanterie, Artillerie, Tragtiere. Tragtiere mit Geschützteilen, Munition, fluchenden bosnischen Tragtierführern.

Das kleine Santa Lucia ist voll verwelkter Laubmasken und voller Divisionen.

Regen, Regen, Regen. Die Wege Gebirgsbäche. Die Wiesen zum Biwakieren Seen.

Es beginnt zu schneien.

In ihren Schwalbennestern hocken die Österreicher, trocken, warm. Die Artillerie wird schliesslich mit Seilen und Seilbahnen hinaufgeleiert. Und in den warmen Unterständen mit elektrischem Licht und «allem Komfort», die für 20 Mann eingerichtet sind, liegen jetzt 50. Aber irgendwie geht es. Und die deutschen Batterien beginnen sich einzelschussweise, sehr sparsam, einzuschiessen, soweit sie nicht die Elemente von den Österreichern bekommen, die hier schon das dritte Jahr Höhenluft geniessen.

Einen Vorteil hat auch das Hundewetter: Die italienischen Flieger sind blind.

Alles scheint soweit in Ordnung. Munition ist da, Schiesselemente sind da, Truppen sind da, Orientierung ist da. Sogar die Befehle sind schon an die Bataillons führet ausgegeben. Darunter auch an den Rumänen Oberleutnant Maxim. Am 24. soll der Angriff beginnen. Das genaue Datum fehlt noch – zum Glück – am 21. läuft Maxim mit einem anderen österreichischen Offizier über.

Der ganze Aufmarsch ist verraten. Batteriestellung, Ausfallstellungen, Stärken, Führung, Angriffsziele.

Aber es geschieht auch hier in Italien, was im Westen so gern geschieht: Die Oberste Heeresleitung der Italiener *glaubt nichts, was ihr gegen den Strich geht*.

Und als am 22. kein Angriff erfolgt, dieser – wegen Verrates offenbar – vertagt wird, meldet der italienische Kriegsbericht: «Der Gegner hat starke Kräfte zum Angriff versammelt. Er findet uns wohlgerüstet und auf alles vorbereitet. Es ist nichts zu befürchten.»

Am 24. Oktober, um 2 Uhr morgens, beginnt das deutsche Artilleriefeuer aus tausenden Feuerschlünden und das Echo ver Hundertfacht die Hölle.

Die Deutschen schießen Gas. Immer weniger italienische Batterien antworten. Man hat später die Batterien gefunden: Jede «Nummer» der Bedienungsmannschaft auf dem Platz. Trotz der Watte vor dem Mund – eingeschlafen für immer.

Da geschieht etwas für die Berufssoldaten Unfassbares. Ja: man schickt vom Norden her, über die verfluchten Côtén, die so viele Tote gekostet haben, die Infanterie an den Krn heran. Man klettert von Sleme Planina, dem Ziegenrücken, hinab ins Tal, in den Ort Krn, unmittelbar unter dem gleichnamigen Berg. Man hetzt den sanfteren Krnrücken vom Tal aus hinauf ..., man stürmt den Kolowrat ..., aber indes marschieren Kolonnen im Tale auf der einzigen Strasse. Marschieren, schicken rechts, links, kleine Sicherungen aus, aber sie marschieren im Wahnsinnstempo. Kommen nach Kar frei, erobern es nach kurzem Strassenkampf.

Die Deutschen und Österreicher stehen also im Tale, in den *Orten*, umgeben von Höhen, die nicht genommen sind. Aber die Höhen sind blind im

Morgennebel und im Regen, und den *gesamten Nachschub haben die Deutschen und Österreicher in der Hand.*

Das Heil liegt nicht im Besitz der *Höhe, sondern im Besitz der Talstrassen. Ohne Strassen keine Artillerie, aber auch keine Verpflegung, keine Reserven, keine Sanität, keine Befehlsgebung. ...*

Die Bergbesatzung ist abgeschnitten mitsamt ihrer «Talbeherrschung». Wieder einmal zeigt sich, dass, wie Schlieffen sagt, «keine Einrichtung bewährt ist, die alten sind es am wenigsten». Keine Einrichtung, kein Dogma. Das Leben hat recht. Der Erfolg hat recht.

Moralische Grundsätze bleiben bestehen. Nicht Schulbeispiele und «Leitsätze».

Allerdings: Wäre nicht Überraschung und Bewegung alles gewesen bei diesem Angriff (ausser dem Gas), dann hätten die Höhen wieder dominiert. *Nur* durch das rasende Vorwärtsstürmen der Angriffsdivision konnte der eben geborene, ganz neue, die Kriegsgeschichte revolutionierende Satz von den hilflosen Bergen und dem beherrschenden Tal aufrechterhalten bleiben.

In rasendem Lauf erreichen Alpenkorps, 26. und 200., Udine. Was folgt, ist kein Rückzug. Ist eine Auflösung.

800'000 Mann,

3'000 Geschütze verlieren die Italiener.

Und nun zeigt es sich, dass der bürgerliche Scherz, wenn man sich schon etwas erträumte, möge man wenigstens nicht bescheiden träumen, auch auf den Krieg angewandt werden kann. Die Österreicher träumten von einer «Frontverbesserung», anstatt von der Eroberung Roms. Der Erfolg war, dass die Truppen liefen, liefen, liefen, an den Tagliamento, immer weiter, bis an die Piave, bis die französischen und englischen Divisionen, 11 im Ganzen, und der Aufmarsch des Winters im wichtigen Grappagebiet diesem Dauerlauf ein Ende bereiteten. Aber dort standen sie, fast ohne

Schuss, ohne jede Verpflegung, sie lebten vom reichen Lande, von den Magazinen auf der Strecke dieses Siegeslaufes. Sie hatten keine Munitionsstaffel und keine Feldbäckereien, sie hatten nicht einmal ihre Stäbe bei sich und keine Reserven und keinen Telephondraht und keine Artillerie. ... Sie waren einfach, ja einfacher als bei Manövern durch die Ortschaften von Venetien gerast, von der Bevölkerung beinahe bejubelt, sicherlich aber freundlich aufgenommen. ...

Hätte man österreichischerseits von Rom geträumt, wären vielleicht die elf «ausländischen» Divisionen auch noch überrannt worden.

War es der «Angriffsgeist», den man den Friedenssoldaten zwei und drei Jahre eingetrichtert hatte mit dem Nürnberger Trichter der Kasernenschulung?

Es waren ganz andere Momente. Vor allem aber bei den Österreichern. 11 Schlachten lang hatten die armen Teufel in ausgesprengten Karsthöhlen gegessen und keine Sonne gesehen. Denn bei Tag war die Stellung schwach besetzt, das Leben begann erst nachts. Nachts kam das Essen, nachts kam der Munitionsnachschub, die Post, die Zigaretten.

11 Schlachten lang. Zwischen diesen Schlachten «Retablierungen», bei Sturmbataillonen und Elite-Regimentern oft ein Vierteljahr dauernd. Aber diese Erholungspausen wurden in schäbige Karstnester verlegt, voller Fliegen und Schmutz und Hitze. Ein paar zerlumppte Zivilisten, die eigentlich von den Soldaten lebten, das war alles. Kein Baum, kein Strauch. Karst eben. Die Offiziere durften hie und da ein paar Tage nach Triest, sassen wieder in einem richtigen Kaffeehaus, sahen in die Brandung und waren erstaunt, was für schöne Frauen es auf der Welt gab. Oder sie badeten bei Barcola hinter Netzen, die nicht U-Booten galten und Torpedos, sondern Haifischen.

Nach dieser öde verdösten Zeit begann der Bergrücken wieder zu murren, die schwere Schiffsartillerie von Monfalcone feuerte wieder ihre furchtbaren Lagen. Dann schnürten die Regimenter im Geiste oder physisch ihre Bündel, es würde nicht lange dauern, sie würden wieder eingesetzt bei Selo und Kostaniewizza, jenen beiden Orten, die nur mehr aus Wegweisern bestanden. ...

Und die Soldaten wussten, dass von den 4'000 Mann des Regimentes wiederum im besten Falle 500 zurückkamen. ... Diese 500 zogen dann wieder nach Daniele, sonst in ein Nest, das Regiment wurde mit frischen Kompanien, aus halben Kindern bestehend, aufgefüllt, dann rollte wieder der Donner. ...

Plötzlich gab es für diese armen Teufel bisher nicht Erlebtes: Man marschierte. Man marschierte ohne jedes Artilleriefeuer. Man marschierte, indes sich auf dem Karst die ersten Schneewolken ballten, durch eine herbstwarme Sonnenlandschaft. In den ersten Tagen regnete es wohl beim Vormarsch, aber der Regen war warm. Die Luft herrlich. Kein Steinschlag. Kein Ekrasitdampf. Kein Gas. Kaum Flieger.

Viel Magazine. Käse, ganze Wagenräder. Die Pferde bekamen Kukuruz (Mais) und Hafer. Sie waren erst misstrauisch: Sie hatten seit ihren Pferdekindheitstagen keinen Hafer mehr gesehen.

Die Infanteristen, die Artilleristen, sie lagen im Heu unter Dach. Bekamen fette Kost, Schweine, die ihnen anfänglich nicht guttaten, sie waren zu verhungert (nicht die Schweine, die Menschen). Wein, unendlich viel Wein, Wein so viel ihr wollt. Keine «Etappensäure», echten, feinen Valpolicella.

Die Bevölkerung schoss nicht und vergiftete nichts. War reizend zu den Soldaten, und dachte, während sie Essen brachte und Wein, an die eigenen Söhne in der italienischen Armee.

Schöne Menschen, schöne Mädchen, mit denen man gelegentlich tanzte. Ziehharmonika, Grammophon, Gitarre, manchmal Klavier.

So marschierte man, marschierte, weil es ein Spass war. Hie und da flogen die Munitionskisten von den Tragtieren und es kamen zuerst die Schweine darauf. Der Kompaniefeldwebel traute dem Frieden nicht; das Land, in dem Milch und Honig floss, Wein und Fett, könnte plötzlich zu Ende sein. Reiter, Motorfahrer rasen durch die Landschaft: «Wo ist eure Division?» Kein Mensch wusste es, und keinem Menschen war es gleichgültiger, wo die Division steckte, als diesen Soldaten und Offizieren.

Dann suchten wieder Abgesandte der Division ihre Regimenter. Fanden sie nicht. War ja egal. Jeder Bataillonschef sein eigener Herr. Vorwärts, je tiefer in das Schlaraffenland, desto besser. Strategische, taktische Ziele? Adi was!

Am Tagliamento fragen die Schwestern des Roten Kreuzes die Offiziere, wann denn endlich die Verbandsstationen kämen und die Feldspitäler. Die Offiziere schütteln den Kopf. Das Spital brach jetzt vielleicht gerade in Santa Lucia, in Tschepowan oder sonstwo am Isonzo auf. ...

Karst? Isonzo? Nicht umwenden. Dort war Winter, dort hockte der betrogene Tod. Hier war Spätsommer, trällerte in herrlichen Tagen, und aus dem Gewehr hatte man schon vier Wochen keinen Schuss abgegeben. ...

Und wie sah es in der Seele des italienischen Soldaten aus, der, von den Ereignissen völlig verblüfft, gegen den Tagliamento zu marschieren sollte? An den Brückenköpfen erlebte er die ganze Panik eines Rückzuges, erlebte eine Landschaft, die mit Pferdekadavern, umgestürzten Kanonen, rettungslos verkeiltem Tross erfüllt war, erlebte die Flucht der vermögen-

deren Zivilisten, die auf ihren kleinen Kutschen Leben und die dürftigste Habe zu retten suchten. Tartarennachrichten flogen wie Lauffeuer, die Führung selbst war völlig konsterniert, die Befehle schlimm genug: «Zurück bis zum Piave.»

Dafür also hatte man in 11 Isonzo-Schlachten geblutet? Dazu waren Hunderttausende der Besten des Volkes gefallen. Todmüde, kaum noch mit den nötigen Ausrüstungsstücken versehen, ohne Gewehr, ohne Helm, kriecht der Soldat irgendwo bei seinen Landsleuten, bei Verwandten, unter. Denn wie viele der Soldaten, die da flohen, passierten ihr eigenes Dorf!

«Der Krieg ist zu Ende», flüstern die Frauen, «bleib' hier!»

«Der Krieg ist zu Ende, Junge», sagen die ganz Alten, «verkriech' dich bei uns und du bleibst am Leben. Wirst jetzt nicht noch deine Haut zu Markte tragen». Der junge Soldat hört es und wirft seine Waffe weg. Und der Alte, der ihm Wein gibt und Essen, trägt plötzlich wieder eine alte Medaille. ... *Eine alte österreichische Medaille aus der Zeit, da Venetien noch den «Austriaci» gehört hatte.*

Man darf dieses psychologische Moment nicht vergessen, will man wissen, warum zu Hunderttausenden die italienischen Soldaten in Venetien desertierten. ...

Auch Nichtvenetianer, die sich hier versteckten, den harmlosen Bauernsohn markierten, mit den Österreichern ins Plaudern kamen, aus ihnen herauszuholen, welches Los den Kriegsgefangenen erwartete. Es wäre nicht so schlimm gewesen, dieses Los, nur die Verpflegung dieser Ärmsten war allerdings unzureichend. Sie teilten das Schicksal der schlechternährten Länder der Monarchie. ... (Denn nicht alle Länder der Monarchie waren schlecht verpflegt. Mittelböhmen nicht und nicht Ungarn.)

Die Voraussage des «Zivilisten» Lloyd George war wieder einmal eingetroffen, die «Fachleute», die «Hämmeret», hatten ihre geringe Phantasie wiederum bestätigt.

Auf Seiten der Mittelmächte hatten sich phantasievollere Generale gefunden, die es wagten – gerade für Berufssoldaten besonders verwunderlich –, eine eingefleischte Formel über Bord zu werfen und den Krieg «einmal anders» zu führen. Schwierigkeiten, vor denen man bisher erschauert war, wurden ignoriert, alles wurde einmal einfach von genau der entgegengesetzten Seite aufgefasst.

Krauss warf als erster die Frage auf: Du beherrschst die Höhe? Wie lange, wenn ich dir die Munition und die Verpflegung und die Adern der Befehlsgebung und der Nachrichten abschneide?

Man ignorierte alle Wahrscheinlichkeit und alle Erfahrung, und es stellte sich heraus, dass man recht behielt und nicht die patentierten Erfahrungen und die hundertprozentige Wahrscheinlichkeit.

«Einmal anders.» *Neue Gedanken in den Krieg geworfen, der dumm geworden war bis zum Ekel.*

«Hämmern», «Den Sack traktieren», «Überraschung», so unüberraschend überraschend, so oft wiederholt, dass der Gegner sich diese Überraschung an den Fingern abzählen kann. Kein neuer Gedanke, nur andere Orte, andere Divisionen (und nicht einmal das).

Hier frischer Wind.

Der Angriff von Karfreit, der zu einem Durchbruch und einer Katastrophe wurde, von Krafft-Dellmensingen als Generalstabschef ausgearbeitet, er hat die Italiener 800'000 Mann gekostet (40'000 Tote und Verwundete, das andere Gefangene und Deserteure), die *Angreifer hatten keine Verluste, die man überhaupt zu nennen braucht.*

Generale, die zu siegen verstanden, ohne Hekatomben zu opfern!

Aber auch Generale, die das Schicksal zwangen, indem sie den Krieg einmal ohne Reglement anpackten, ja gegen dasselbe.

Der intelligente Krieg.

Unser Resumé?

Der Geist lebt und wird immer leben.

Esprit in der Führung ist mehr wert als alles Material. Das Gas allein hätte den deutschen Sieg nicht ausgemacht, so wenig wie die schlechten Gasmasken der Italiener.

Gegen Materialvorsprung gibt es Gegenmittel. Gegen Geist keinen. Es muss nur wirklicher Geist sein und nicht eingebildeter. Mit Erfahrung, mit Grundsätzen, mit Lehrsätzen ist es wie mit dem Material: Es genügt für den «Sack», den man «bearbeiten» kann.

Das Umwerfen der These vom beherrschenden Berg war Geist. Eine Fernkanone ein Trick.

Der Tank eine Idee, praktisch verwertbar und – solange der Gegner keine Erfahrung hatte (wie das U-Boot) – ein *Vorsprung*.

Entscheidend, wenn dem Gegner die Mittel fehlen, den Vorsprung wieder aufzuholen. Ob nun geistige Mittel oder materielle. (Die materiellen Mittel überwiegen, denn Geist lässt sich auch kaufen.)

Technische Errungenschaften möchte ich nicht zu diesem Geiste zählen, entscheidend für den Krieg. Denn diese technischen Errungenschaften haben einen entsetzlichen Fehler. *Sie schweben in der Luft...* und werden gewöhnlich in veränderter Form (Flugzeug, U-Boot, Gaskrieg, ja selbst Tank) an den verschiedensten Stellen der Welt *nahezu zu gleicher Zeit erfunden!*

Die Einfälle von Krauss und Krafft und Lequis wurden nicht zugleich an mehreren Teilen der Welt erfunden, sondern ausschliesslich im Quartier Below.

In der alten k. und k. Armee gab es einen – den höchsten – Orden, den sich ein Frontsoldat holen konnte. Den Maria-Theresien-Orden. Er wurde einem Offizier verliehen (er kam dadurch auch in den erblichen Adelsstand und erhielt eine namhafte Rente), der entgegen dem erlassenen Befehl eine

Tat vollbrachte, die entscheidend war für den Ausgang des Krieges.

Es wäre ein Orden zu erwägen für den Generalstabsoffizier, der, Schlieffen getreu, mit friderizianischer «Unbeschwertheit» über «Althergebrachtes», über Erfahrungen und Grundsätze, über all diese Weisheit des Fachmannes lächelnd hinwegspringt.

«Wir nehmen Bullecourt, die Deutschen nehmen Rumänien; wir erobern Messines, die Deutschen Russland; wir erobern Paschendaele *nicht*, sie nehmen Italien.»

Diesen Stosseufzer tat der englische Generalstabschef Sir Wilson nach dem Debakel von Caporetto (wie die Entente die Schlacht von Karfreit zu nennen pflegt).

Er traf den letzten Sinn des Weltkrieges.

Die Entente nimmt Bullecourt, «Bearbeitet den Sack».

Erobert Messines. Tut damit dasselbe.

Erobert Paschendaele nicht. Tat dennoch damit dasselbe.

Deutschland zerstört Russland. Erobert Rumänien und Norditalien. Jede dieser drei Kampfhandlungen wäre unter normalen Bedingungen kriegsentscheidend gewesen.

Italien hätte den Verlust von grob einer Million nicht überwunden. Rumänien in der Wallachei keinen Widerstand mehr geleistet. Aber im Rahmen einer grossen Zusammenballung von Mächten waren diese beiden glänzenden Waffentaten nicht mehr kriegsentscheidend.

Allein der russische Krieg war es, der Deutschland etwas wie Rückenfreiheit gab. Eine so grosse wenigstens, dass es – zum ersten Male während des Krieges – durch das Verschieben seiner Divisionen nach dem Westen in Frankreich eine starke Übermacht besass.

Wilson hat in seinem Stosseufzer völlig unbewusst, wie man sieht, *den Vorteil der Lage der Entente charakterisiert.*

Der Waffenkrieg war nebensächlich geworden, er hatte nur die Aufgabe, die Mittelmächte im Zaum zu halten. Sie unternahmen schwere Ausfälle aus ihrer Festung, sie dehnten den sie umklammernden Ring, *aber sie konnten ihn nicht sprengen*, darum ging es doch.

Ob Oberitalien oder nicht, in einem grossen Kriege, *in einem Kriege, der die Welt in zwei Lager teilt, höchst nebensächlich* –; in einem «lokalen» oder lokalisierten Krieg aber gibt es den Ausschlag. Kein Staat, dessen Macht sich gerade noch auf einen schmalen Geländestreifen beschränkt (Belgien, Rumänien) vermag sonst weiter zu existieren. *Aber Belgien – Rumänien existierten weiter.*

Ja es existierten fingierte Staaten, leuchteten plötzlich auf, die überhaupt erst eine Regierung, allerdings auch ein Heer, aber keinen Quadratmeter Land besaßen: wie die Tschechoslowakei, die wohl ein Ministerium und in den alliierten Armeen drei verschiedene Heere besaß, aber nicht einen Quadratmeter Boden.

Der Boden ist wertlos in einem Kriege der in zwei Teile geteilten Welt. Die eroberten Terrains, mögen sie ganze Reiche umfassen, sind viel zu unwesentlich.

Der Waffenkrieg ist belanglos. Grenzwache, nichts mehr.

Der Waffenkrieg kann immerhin noch ein wenig entscheidend eingreifen, solange die Lage der beiden kämpfenden Gruppen geopolitisch annähernd gleichwertig ist. *Ist ein Lager im geopolitischen Vorteil, hat der Waffenkrieg ausgespielt als kriegsentscheidender Faktor.* Die Tatsache, dass die Entente imstande war, durch diplomatischen und wirtschaftlichen, ja militärischen Druck *neutrale Länder zu zwingen, sich ihre Ausfuhr nach den Mittelländern kontrollieren zu lassen, war kriegsentscheidend.*

Nicht Rumänien.

Ja noch weiter. Gewiss hatte Kaiser Karl den Mut verloren, hatte das Schlimmste für den Karst gefürchtet und darum Deutschland um Hilfe ge-

beten. Ganz gewiss wollte Ludendorff den neuen Feind im Rücken, Rumänien, aus moralischen Gründen erledigt wissen. Aber diese Kriegsziele waren nicht mehr aufrichtig oder ganz aufrichtig. *In Wahrheit dienten diese Kriege schon zum Grossteil wirtschaftlichen Zielen*, der Kornkammer da und dort, den Petroleumfeldern in Rumänien: Nicht mehr militärischer Selbstzweck, den Gegner gefügig zu machen, sondern ein Gegengewicht gegen die Blockade zu finden, *die Blockade, die in Wahrheit den Krieg ausfocht*.

Die Waffen taten es längst nicht mehr. Der Waffenkrieg ist zum Handlanger geworden.

Wollte man einem Blockadekrieg ausschliesslich mit den Mitteln des Waffenkrieges par excellence begegnen, es wäre, als ob ein Duell gefochten würde auf Säbel, bei dem die Gegner in sechs Meter Abstand bei festem Stand fechten sollten.

«MICHAEL»

21. MÄRZ BIS 4. APRIL 1918

*«Die Verteidigung ist die stärkere Form der
Kriegsführung»*

CLAUSEWITZ

ST. GEORG I? – ST. GEORG II? – MARS ODER DOCH MICHAEL?

Es ging Ludendorff darum, einen entscheidenden, kriegsentscheidenden schweren Schlag gegen den Westen zu führen. Das stand fest. Was nicht feststand, was auch nicht bei den ersten Besprechungen in Mons erörtert wurde, war das «Wo»? Und es gab da die eben genannten Pläne, die Ludendorff mit Schulenburg und Kuhl nun praktisch erwog, indem er die Front bereiste, sie nach allen Möglichkeiten abtastete, alle Möglichkeiten «durchspielte».

Die Praxis ergab, dass St. Georg nicht günstig erschien. Dieser Plan sah einen Angriff bei La Bassée-Armentières vor. Er wurde verworfen. Ebenso St. Georg II (Ypern).

Besser Mars. Wenn das Wetter günstig war. Wenn die Bäche nicht aus den Ufern traten und der ganze Boden zu Schlamm wurde: Die Lys-Senke.

Blieb Michael übrig: ein Schlag, zu beiden Seiten von St. Quentin geführt. Strategisches Ziel, die englische Front aufzurollen. Die psychologisch beste Stelle, die empfindlichste, die «Naht» zwischen den Briten und Franzosen, mit ihren Kompetenzschwierigkeiten. ...

Ausserdem liegt gerade hier die Bugstelle der Front. Trennte man hier die Front, trennte man auch gleichzeitig die Geister. Da lag Paris, dessen Schutz den Franzosen das Wichtigste war.

Und im Norden die englische Landungsbasis, das wichtigste für England. Zweifellos schien gerade diese Stelle die schwächste des Gegners. Also musste sie angegriffen werden. Sie war auch eine der wenigen, bei denen das Wetter eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Also musste sie umso mehr angegriffen werden.

Sie musste rasch angegriffen werden, weil eine gewisse Entscheidung notwendig war. Weil Ludendorff gedrängt wurde. Weil er an die Möglichkeit glaubte, alle irgendwie aus der Armee herauszuholende Kraft zentrieren zu können, sie in *einem* furchtbaren Schlag auf den Gegner schleudern zu können. Eine Entscheidung herbeizuführen. Sich *und* den Gegner zu zwingen, *alles* einzusetzen: ein Ende zu machen also.

Es drängte.

Noch nicht schlimm. Aber es drängte von Tag zu Tag mehr. Von Tag zu Tag musste sich der Einsatz Amerikas mehr fühlbar machen. Seine Munition. Seine Geschütze. Bald seine Menschen.

Augenblicklich aber war Deutschland überlegen!

Das strategische Ziel dieses totalen Einsatzes aller deutschen Kräfte? Ganz allgemein, wie gesagt: Aufrollung der britischen Front. Weitere Ziele zu stecken war unmöglich. Von Strategie konnte erst die Rede sein, wenn die Schweissstelle durchgeschlagen war. *Wenn* Frankreich und England getrennt waren. Es hiess — ganz einfach — zunächst an einer passenden Stelle ein Loch schlagen.

Je kräftiger der Schlag, desto grösser wohl das Loch. Je grösser das Loch, desto weiter dann die Ziele, die strategisch gesteckt werden konnten. *Dann*

gesteckt werden konnten. Denn zunächst, das war klar, handelte es sich darum, eben ein Loch zu schlagen.

Das ist oft geschehen: Hat aber niemals bis zur gewünschten Aufrollung geführt. War es praktisch *unmöglich* bei den heutigen Kriegsmitteln, ein Loch zu schlagen, gross genug, Armeen zu trennen, aufzurollen, die Entscheidung herbeizuführen?

War es *unmöglich, rechtzeitig* die nötigen Reserven in dieses Loch zu stopfen, die Artillerie heranzuziehen, die Wege instand zu setzen? War es möglich, dem Gegner derart nachzudrängen, dass man ihm jede Möglichkeit wegstahl, zu Atem zu kommen, notdürftige Netze über das Loch zu werfen, das Weiterabrollen zu verhindern?

Ludendorff leugnete das.

Ist Nivelle durchgekommen? Nein, gewiss nicht. Aber er hat den Augenblick der Überraschung verschlafen. Und fand, als Monate mit dummen Streitereien unter Generalen und Politikern vertrödelt waren, eine wohl vorbereitete deutsche Front. Sogar die Frontabschnitte des Angriffes waren den Deutschen bekannt. Bekannt durch einen schon etwas merkwürdigen Leichtsinn, mit dem verschiedene Aufmarschpläne in die erste Linie, ja in Hände von Unteroffizieren gelangten, gelangen *konnten*.

Der Durchbruch wird gelingen, weiss Ludendorff.

Er war ja schon früher den Deutschen, den Franzosen gelungen. Und doch wurde das Loch immer gestopft?

Damals waren die Verhältnisse anders. Damals waren die Deutschen oder Franzosen zu schwach. *Diesmal waren die Deutschen in der furchtbaren Übermacht.*

Das erstemal im Kriege.

Deutschland besass am Anfang 1918 insgesamt 231 Divisionen, davon 80 im Osten und auf Nebenkriegsschauplätzen. Die Lage in Russland erlaub-

te es, von diesen 80 nicht weniger als 42 nach dem Westen zu werfen.
Also hatte Ludendorff im Westen 193 Divisionen!

Der Gegner 168 (davon eine amerikanische und zwei portugiesische). Bei entsprechender Massierung hinter dem anzugreifenden Punkt konnte ein Stärkeverhältnis von 3 zu 1, ja stellenweise 6 zu 1 (Hutier) erreicht werden.

Wissen die Feldherren der Entente von der kommenden Verschiebung von 42 Divisionen von Osten nach Westen? Zweifellos, sie können sich dieses Faktum an den Fingern abzählen. Der Gegenzug? *Keiner*. Obzwar die «Zivilisten», Lloyd George, Churchill, andere, immer wieder warnen.

Der Plan Michael steht bis in die letzte Einzelheit fest.

Drei Armeen werden den Schlag führen: Die 2., die 17., die neugebildete 18. Heeresgruppenkommandeure Kronprinz Rupprecht, Deutscher Kronprinz. Generalstabschefs Schulenburg und Kuhl, die beiden «Mitväter» des Michael.

Am 10. März ist der Inhalt des Angriffsbefehles bekannt.

17. Armee: Mit 2. Armee Cambrai-Bogen abschnüren. Sodann einschwenken in Richtung Albert-Arras.

2. Armee: Erreichung der Linie Croiselles-Bapaume-Péronne.

18. Armee: Deckung der 2. Armee gegen Süden. Somme und Crozat-Kanal erreichen. Möglichst auch die Übergänge über die Wasserläufe. Frontbreite des Angriffsabschnittes 70 km.

Der Angriff wird von 52 besonders geschulten Angriffsdivisionen durchgeführt werden. Im Ganzen stehen aber für die Unternehmung nicht weniger als 65 Divisionen bereit.

Dazu 7'000 Geschütze!

Der Engländer? Seine Stärke? Die 18. Armee des Generals Hutier besteht aus 24 Divisionen.

Ihm gegenüber – vier englische Divisionen unter General Gough.

So eine Vorbereitung eines Grossangriffes ist an sich schon ein Wunder. Es müssen in und hinter der Front gebaut werden: Erst die Eisenbahnen, die Stationen, die Verloaderampen. Telephonleitungen, Unterkünfte, Kommandostellen, Beobachtungsstände, Geschützstände, Unterstände, Pferdeställe, Parkplätze, Magazine, Sanitätsanstalten. Platz für 63 Divisionen in einem Abschnitt von 70 Kilometern. Grob (sehr grob, zugegeben, ist aber für die Anschaulichkeit nötig) eine Division auf den Kilometer! Wiederum grob: 20'000 Mann, Pferde, Geschütze, Material, Munition hinter einem Frontabschnitt von einem Kilometer.

Diese 20'000 Mann müssen auf dem schmalen Kilometerstreifen im Bedarfsfalle so schnell wie möglich nach vorn gebracht werden. Also Wege, Flussübergänge, Walddurchlässe.

Sie müssen orientiert sein: Also Tafeln, Wegweiser.

Das Schmierigste: Die Divisionen und ihre Unterkünfte, die Batteriestellungen und Beobachtungsstände, die Beobachtungsstände der Stäbe, ihre Unterkünfte, sie müssen *getarnt werden*.

Es müssen getarnt nach vorne gebracht werden: Grob 1'200'000 Menschen, 7'000 Geschütze, 9'000'000 Stück Artilleriemunition. Von Ende Februar bis zum 20. März fließt das Land auf diesem 70 km breiten Abschnitt von Eisenbahnen, Autos, Geschützen, Menschen, Wagen aller Art über.

Einen Monat lang!

Einen Monat lang werden Unterstände gezimmert, Quartiere geschaffen, Geschützstände ausgehoben....

Das alles soll getarnt werden, ohne dass der Feind es merkt.

Also ist eine Bewegung nur in der Nacht, mit so wenig Licht wie möglich, denkbar. Und nahe dem Feind muss dazu noch jedes verdächtige Geräusch vermieden werden.

Die Briten ahnen etwas. Sie schiessen nervös «in der Weltgeschichte umher», haben beträchtliche Treffer – aber sie ahnen *Kleines*, nichts Grosses.

Die Tarnung gelingt. Es gelingt die Tarnung gegen den schlimmsten Feind. Nickt gegen die Flieger: Gegen das Renommieren, die Grossmannssucht, das Aufschneiden! Eines der schwierigsten Probleme das «Schnabelhalten». Die Telephonisten, die Ordonnanzen, sie erfahren viel und erzählen es weiter. Die Offiziersdiener halten untereinander ganze Generalstabsbesprechungen ab, und das Resultat macht seine Runde in den Kantinen. Aber selbst die Offiziere sind manchmal Tratschbasen.

Hockt überall Verrat? Freiwilliger und unfreiwilliger: Ein Patrouilleur kann leicht in Feindeshand geraten. Kann leicht mit allerhand Mitteln und Wegen zum Sprechen veranlasst werden. Wenn er nichts weiss, kann er nichts aussagen.

Mannschaft geht bei den Abschnittsnachbarn auf Urlaub zurück. Erzählt zu Hause den ganzen Abend am Stammtisch. Stammtische aber haben Ohren.

Diesmal ist es ein ganzes geheimes Wachkorps, das die Kantinen und Telephonzentralen und Bahnhöfe und Züge beobachtet ... es scheint, als ob wirklich nichts durchsickern wollte.

Wann findet der grosse Angriff, der grösste der Geschichte, statt? Man weiss es nicht. Niemand weiss es. Das Wetter entscheidet.

Aber die Vorbereitungen müssen doch getroffen werden, müssen viele Tage voraus, für vier, fünf Tage voraus, festgesetzt werden. Der Aufmarsch der Truppe, die Bewegung der Truppe, die an jedem Tage zu erreichenden Abschnitte müssen festgelegt werden. Man macht es

wie bei der Mobilisierung. Dort heisst es «1., 2., 3. Mobilmachungstag». Hier heisst der Angriffstag «Tag x». Der Tag vorher «x – 1». Und jetzt weiter «x – 2», «x – 4» usw.

Den Tag x kennt auch Ludendorff nicht.

Kennt bloss Leutnant Dr. Schmaus. Er ist der Meteorologe der OHL. Vorgesehen für den Tag Michael ist der 21. März. Die Entscheidung, ob losgeschlagen wird, muss am Mittag des 20. März fallen.

So unglaublich es scheint. Das Überraschungsmoment wird auch diesem Riesenunternehmen gesichert. Das Einschiessen der Artillerie? Gibt es nicht mehr. Man schießt nach den Quadraten der Batteriepläne. Der Feuerbefehl lautet «Quadrat x, y».

Über eine Million Mann, Flugzeuge, Wagen, Sanitätsanstalten, Telephonzentralen, 7'000 Geschütze, neun Millionen Artilleriegeschosse, Pionierzeug, Eisenbahnmateriale aller Art, Wagen und Lokomotiven, Automobile stehen bereit.

Alle warten auf den Tag x. Am 18. erscheinen Hindenburg und Ludendorff in Avesnes. Am gleichen Tage wird bekanntgegeben, dass dieser Tag x der 21. März sein würde – falls das Wetter, falls der Wind günstig sind.

Warum der Wind? Die Artillerie wird mit Gas schießen.

Mittag des 20. März. Leutnant Dr. Schmaus?

Ist nicht ganz zufrieden mit dem Wetter, es könnte besser sein – aber man kann es wagen.

Ludendorff, der Regisseur dieses Schauspiels, «drückt auf den Knopf» – der Vorhang geht hoch.

Die Maschine der Schlacht arbeitet zunächst ganz unhörbar. Die Sturmkompanien rücken in ihre Ausfallstellungen, die Reserven schieben sich ihnen nach, die Divisionsreserven, die Korpsreserven. Immer dichter schiebt man sich an die erste Linie heran, wie eine zum Sprung bereite

Pantherkatze schiebt sich alles näher an die Vorderpfoten. Wie es dämert, fließt der Menschenstrom in die Kanäle des Schützengrabensystems, als ob man Wasser aus einem grossen Flusse in ein Kanalsystem leiten würde. Die Munition rückt heran, wird aufgeteilt, die Offiziere orientieren sich, so gut es geht, über das Vorfeld, über die Anmarschlinien, über die Stellung des Gegners. Die Kanoniere sortieren die Munition. Sprenggranaten, Gasgranaten.

Darüber vergeht die Nacht.

Der Brite ist sehr nervös, da und dort mag es nicht allzu still zugegangen sein bei den Deutschen. Vielleicht ist auch der Funke der Gedankenübertragung über Graben und Verhau gesprungen, vielleicht liessen sich eine Million aufgeregter schlagender Herzen nicht tarnen. Vielleicht meldeten die Leute an den Abhorchapparaten, dass man in den deutschen Leitungen ganz unverständlich viel Gespräche zu hören bekomme, dass immer ein Wort wiederkehre, dessen Bedeutung man nicht verstünde: «Michael.»
21. März 4 Uhr 40 Minuten früh.

4 Uhr 40 Minuten. Winston Churchill, in dieser Nacht Schlachtenbummler bei der 9. britischen Division, Gast des Generals Tudor, hat diese Nacht, diese Schlacht und ihren Beginn, hat dieses «4 Uhr 40 Minuten» mitgemacht und selbst geschildert:

«Ich erwachte in meinem winzigen Unterstand einige Minuten nach 4 Uhr und blieb sinnend liegen. Es herrschte vollständige Stille. Plötzlich, nach etwa einer halben Stunde, erhob sich, genau als ob ein Pianist seine Hände über die Tasten von den obern Tönen bis zum Bass laufen lässt, in weniger als einer Minute die fürchterlichste Kanonade, die ich je hören werde. Von weiter Ferne, von Norden wie von Süden vernahm man das heftige Donnern der Kanonen, während die Flammengarben durch die Ritzen des sorgfältig mit Papier verklebten Fensters meines Unterstandes wie ein

flackerndes Feuer leuchteten. Das Krachen der deutschen Geschosse, die, acht Kilometer weit von uns, in den britischen Gräben explodierten, war so überwältigend, dass wir den Lärm der 200 eignen Geschütze, die in unsrer unmittelbaren Nähe zu feuern begannen, nicht einmal zu unterscheiden vermochten. Vom Standort der Division, auf den höhergelegenen Partien von Nurlu, konnte man die Frontlinie meilenweit überblicken. Sie erstreckte sich in einem weiten Bogen rotleuchtender Flammengarben gegen Norden, entlang der Front unsrer 3. Armee, nach Süden entlang unsrer 5. Armee und schien auf beiden Seiten kein Ende zu haben. Es war zwei Stunden vor Tageslicht, und die ungeheuren Explosionen der Geschosse in unseren Stellungen schienen sich ohne räumliche oder zeitliche Unterbrechungen zu berühren. Inmitten dieser berstenden Geschosse erhoben sich von Zeit zu Zeit, doch unausgesetzt, die noch weit höheren Flammen der explodierenden englischen Munitionsmagazine. Die Wucht und Heftigkeit dieses Bombardements überstieg alles bisher Dagewesene.»

In die britischen Batteriestellungen hagelte es Stahl.

Aber die deutschen Geschosse krepieren nicht. Alles Blindgänger? Die Aufregung ist zu gross, als dass das feine Zischen gehört würde, das leise Pfeifen des aus den nicht krepiereten Geschossen entweichenden Gases.... Dichter, dichter die hässlichen, grünlichmilchigen Wolken, die die englischen Batterien leise einschläfern, einhüllen. Der Brite schießt nicht mehr.

Seine Infanterie wird von einem Stahlregen erschlagen. Schlechterdings unmöglich, dass noch ein Mensch in diesen Gräben lebte....

Der Leutnant im deutschen Graben sieht auf seine Armbanduhr. 9 Uhr 39 Minuten.

Noch eine Minute. Jetzt war man schon ganz ruhig.

Ein Zeichen, ein Brüllen: «Los!»

Der Feuervorhang der deutschen Artillerie schiebt sich langsam nach vorn, deckt die zweite englische Stellung zu, indes die Sturmbataillone sich in die ersten Gräben stürzen....

Wie bei einem Festzug, dessen Tête in irgendeiner engen Strasse stockt, geht es langsam, viel zu langsam vorwärts, setzt sich die Reserve, die Artillerie in Marschkolonne....

Resultat des ersten Schlachttages:

17. Armee stösst auf unerwartet harten Gegner. Erreicht nur die zweite britische Stellung zwischen Croisilles und Cambrai. Die deutsche Artillerie war zu schnell «mit dem Feuer vormarschiert», die Infanterie kam nicht nach und lag ohne Feuerunterstützung im zweiten Graben, vor sich Engländer.

Auch die 2. Armee ist nur in die 2. englische Linie eingedrungen. Es lebten also doch noch Menschen nach dieser Kanonade.

Die 18. Armee, zufällig nur vier Divisionen vor sich (selbst 24), hatte zwei Grabensysteme überrannt, viele Gefangene gemacht und fast die ganze englische Artillerie erobert.

2. Schlachttag (also «x plus 1»): 17. und 2. Armee ins Stocken geraten. Gewinnen Raum, gewiss, aber viel zu wenig, weit hinter dem Ziele des Kampf planes zurückbleibend.

Aber die 18. Armee hat den Crozat-Kanal tatsächlich erreicht.

Das Loch in der Front ist da. Jetzt muss es ausgeweitet werden. Ludendorff gibt am dritten Schlachttag, dem 23., um 9 Uhr 30 vormittags den Befehl:

17. Armee vorstösst gegen Arras-St. Pol, linker Flügel Abbéville.

2. Armee Miraumont-Lihons.

18. Armee Richtung Amiens-Montdidier-Noyon.

Am Nachmittag sind Schulenburg und Kuhl bei Ludendorff. Die der 17. benachbarte 6. Armee hat einzugreifen, später die 4. Armee. Der Brite ist in das Meer zu werfen.

Ausweiten des Loches: die Angriffslinien laufen strahlenförmig auseinander.

Der Vormarsch der beiden nördlichen Armeen führt durch das grässliche Trichterfeld der alten Sommeschlacht, nichts Erfrischendes hier vorzugehen. So geht es langsam.

Geschütze gibt es, wie sie der Krieg noch nicht gesehen.

Und ein unsichtbarer Flieger hat am 23. März Paris bombardiert. Hat eine furchtbare Bombe unter die Stiegen niedergeworfen, die zum Sacré Cœur führen, zu der marmornen Kirche auf dem Montmartre. Entsetzt die Bevölkerung.

Immer weiter geht das Bombardement. Die Artilleristen stürzen nach den Sprengstücken und sehen einander, zu Salzsäulen erstarrt, an: *Keine Flieger – eine Kanone!*

Panik im Volk: Die Deutschen stehen einen Kanonenschuss vor Paris. Alles Lüge, was die Militärs, die Zeitungen sagen: Die Deutschen 20 km vor Paris!

Da erscheint vor den Trichtern, die die Geschosse gerissen, ein kleiner alter Mann in schäbigem Anzug, eine Poilu-Mütze auf dem Kopf. Die Augen klein und bissig, der Bart wie von einem Seebär.

„Unsinn« schreit er, «Unsinn... die Deutschen sind weiss Gott wo.» Der Alte ist *Clemenceau*.

Aber die Artilleristen schütteln die Köpfe ... das Geschütz liegt – 140 km weit entfernt.

Am 25. März erst erreichen die beiden nördlichen Armeen, schwer blutend, Bapaume-Combles. *Aber die 18. hat Nesle erobert!* 60 km südwestlich Cambrai!

Und am nächsten Tage steht die Armee vor Montdidier!

Erst einmal ein Loch haben, dann beginnt erst die Strategie. Und in die Kerbe schlagen, die erreicht ist. Erreicht ist sie im Norden nicht gerade. Aber im Süden. Also wird auch der 2. Armee befohlen, nach Süden zu stossen, Richtung Paris!

Auf dem linken Flügel wird die 7. Armee mit in den Strudel gerissen, auf dem rechten die 6., die nach Boulogne vorstossen soll.

Es stehen nicht mehr 63 Divisionen im Kampf, sondern 90! (Auf der Gegenseite 58.)

Die Schlachtfeldbreite beträgt nicht mehr 70 km, sondern das Doppelte, 140 km.

Zwischen den Briten und Franzosen klafft die Lücke. Wenn die Deutschen nicht schleunigst ein paar Reiterdivisionen in diese Wunde werfen, heilt sie zu, bildet sich eine feine Haut darüber.

Aber Deutschland hat alles, hat Stahl und Menschen und Bahnen und Munition und Geschütze in Unmengen. Aber keine Kavallerie mehr. Sie ist längst abgesessen, tut Fussdienst. *Wenn man jetzt ein Kavalleriekorps in die Wunde bohren könnte....*

Aber es ist kein Kavalleriekorps da und die Wunde verheilt über Nacht.

Marschall Haig ist in Abbéville, also in nächster Nähe. Er meldet nach London, dass die Trennung der Franzosen und Engländer nur mehr eine Zeitfrage sei.

Und fügt hinzu: «Ich bereite mich zum Rückzug vor, die Kanalhäfen zu schützen.»

Er lässt Erwägungen anstellen, ob es möglich sei, die britische Armee auf Schiffe zu retten!

«Der Engländer ist ins Meer zu werfen.»

Die französische Regierung erwägt allen Ernstes wiederum die Flucht nach Bordeaux. Clemenceau ruft sein unversöhnliches: «Wir schlagen uns vor Paris, wir schlagen uns in Paris, wir schlagen uns hinter Paris.» Ihm bedeutet Paris nicht Frankreich.

Und so fragt er Poincaré gleichgültig: «Haben Sie heute aus dem Fenster gesehen?»

Ja, Poincaré hatte aus dem Fenster gesehen, hatte dasselbe Bild gesehen wie 1914: Er sah das Elend der Fliehenden.

Clemenceau weiter: «Bleiben wir in Paris? Gehen wir nach Bordeaux?»

Da zischt Poincaré: «Ich denke nicht daran, Paris zu verlassen, zu grauenhaft diese Erinnerung an 1914.» Clemenceau gleichgültig: «Schön, bleiben wir.»

26. März.

An einem Wirtshaustisch in Doullens sitzen Marschall Haig und sein Generalstabschef Wilson. Lord Millner und General Robertson. Clemenceau, sein Käppi unordentlich auf dem Kopfe, Poincaré. Foch und andere französische Generale.

Die Fenster des Gasthauses klirren. Doullens ist einen Kanonenschuss von der Front entfernt. Von Amiens, auf das die Deutschen marschierten, liegt nördlich der Ancre, welchen die Deutschen überschritten haben. Haig resümiert: Die 5. englische Armee existiert nicht mehr. Zwischen der englischen und französischen Armee klafft eine Lücke. Jetzt vielleicht 10 km. Morgen 20 km. Wenn die Deutschen in diese Lücke stossen, haben sie das strategische Ziel, Trennung der beiden verbündeten Heere, erreicht. Folge: Abdrängung der Briten nach dem Kanal. Amiens liegt frei.

Haig spricht sachlich und ohne Pathos. Das Pathos malt das Feuer draussen. Haig endet mit dem Vorschlag: *Ein* Kommando für beide Armeen. Und blickt auf Foch.

Foch nimmt an. Entwickelt sein Programm. Es seien genug Reserven da und er sei zuversichtlich. Trotz der Meldung, die Deutschen seien in Montdidier ..., man werde den Stoss doch letzten Endes auffangen können.

Bissig sagt Clemenceau, der den immer gut angezogenen General irgendwie nicht leiden mag: «Nun haben Sie ihren heiss ersehnten Oberbefehl.»

Foch antwortet ruhig: «Ein nettes Geschenk, eine schon verlorene Schlacht.»

Am nächsten Tage sind die Deutschen noch nicht in Amiens, aber über Albert hinaus in Faily ..., halten Montdidier, hundert Kilometer vor Paris!

Vor Amiens nur mehr ein dünner Schleier Infanterie auf den Höhen. Wenn die Deutschen angriffen ...

Aber sie greifen nicht an.

Die Alliierten verstehen es nicht: Keine Infanterie bricht vor, die Artillerie schießt wohl und hat genug Munition. Aber auch keine Kavallerie jagt vor.

Was war geschehen, niemand bei der Entente weiss es.

Ludendorff weiss es. Hundert beinahe wörtlich gleichlautende Meldungen sagen es ihm. Hunderte Meldungen: «Ohne Reserven kommen wir nicht mehr vorwärts.»

Warum schritt keine frische deutsche Armee über die Todmüden hinweg?

«Es stand einwandfrei fest, dass der feindliche Widerstand stärker war als unsere Kraft», sagt Ludendorff selbst.

Die grösste Schlacht der Geschichte findet am 4. April ihr Ende. Der Angriff auf Amiens, noch einmal mit zusammengekehrten Resten der 2. und 18. Armee versucht, bleibt stecken und wird schliesslich abgeblasen.

Der Durchbruch war misslungen. Hat Churchill recht, wenn er sagt: «Man hätte die Schritte abzählen können, die die Deutschen von ihrem Siege trennte!»

Was war geschehen? Nichts anderes, als bisher geschehen: Aufmarsch. Wie eine Raupe in der Fortbewegung zieht die Front die Sturmtruppen und die erforderlichen Reserven, die Munition und die Artillerie eng an sich heran. Kein Boden breit, auf dem nicht Menschen liegen oder Kanonen oder Geschosse. Allnächtlich marschieren immer neue Truppen in den Frontraum, der von Menschen erstickt.

Manchmal gelingt die Tarnung, der Gegner ist überrascht, manches Mal nicht.

Manches Mal wird die feindliche Stellung vier, fünf, mehr Tage niedergetrommelt, mit Gas überschüttet, dass man glaubt, es kann kein Mensch leben vorn.

Wenn man das glaubt, dann rasen die Sturmbataillone über die aufgewühlte Erde. Nehmen die erste, die zweite Stellung.

Meldung: Sieg!

Der Munitionsnachschub funktioniert, die Artillerie funktioniert, die Verpflegung ist da und die Reserven sind es. Der Vormarsch geht weiter. Aber der Feuerhagel ist unerträglich, der Widerstand der Infanterie macht sich bemerkbar. Dennoch wird die dritte Stellung genommen.

Der Feind greift nach kurzem Feuerschlag (oder ohne diesen) an. Die eroberte Stellung wird dennoch gehalten, aber die Verluste sind gross. Da die Strassen zusammengeschlagen sind und unter Feuer stehen, kommt

die Verpflegung nicht nach. Die Artillerie nicht nach, die Munition. Auch keine Reserven.

Der Kriegsbericht spricht von Atempause.

Vielleicht kommt die Infanterie aber doch noch weiter. Dann wird die Etappe länger, die eingeschossenen Wege werden länger, das Kommando reisst ab, die Stäbe haben keine Ahnung, wo die Regimenter sind, die Artillerie hat sich verschossen, das feindliche Feuer wird immer schwerer.

Keine Verpflegung, keine neue Truppe, die frisch über die alte steigt. Sie kommt nicht nach, weil die Infanterie zu schnell war. Wäre sie nicht schnell gewesen, wäre in jeder Nacht der eroberte Streifen wieder abgenommen worden.

Am Ende steht der Angriff und man versucht, sich in dem neuen Raume einzurichten. Gelingt dies, hat man einen Streifen, der 40 km tief ist, erobert, wird von beiden Seiten flankiert und angegriffen. Der Feind, der längst wieder Mut gefasst hat, greift mit neuen Truppen an.

So war es, im grössten Stil, auch im März 1918. Deutschland setzte *alles* ein, was es einzusetzen hatte. *Und kam nicht durch!*

Kam mit der stärksten, besten Artillerie, der herrlichsten Infanterie, der vorbildlichsten Organisation, der reichlichsten Munition *nicht durch!*

Warum? Weil bei jeder Offensive in einer Materialschlacht mit dem Erfolg und gerade durch den Anfangserfolg die Forderungen in unerhörtem Masse zunehmen. Die Etappen schwieriger werden, die zu durchschreitenden Räume für den Nachschub ungangbarer. Die Artillerie schwerfälliger, die Kommandoführung beinahe unmöglich.

Und für den Verteidiger, hat er erst den ersten Stoss überlebt, hat er erst eine Atempause, leichter. ...

Es gibt zu viele Bremsen, die der Gegner anziehen kann, den feindlichen Vormarsch zu verlangsamen. Eine solche Bremse ist die Artillerie.

Jede Armee im Bewegungskrieg: Je weiter sie marschiert, desto schwächer wird sie. Im Materialkrieg, im Grabenkrieg? Die Schwierigkeiten steigen mit dem Vormarsch in noch viel schlimmerem progressiven Verhältnis. Zwei Kilometer vorzustossen ist ein Kinderspiel bei Überraschung und guter Vorbereitung. 60 Kilometer ein Wagnis, das die eigene Armee auffrisst.

Jeder Angreifer wird zu gegebener Zeit Verteidiger. Je später er es wird, umso schlimmer für ihn.

Schliesst also die Materialschlacht (der Stellungskrieg) die Vernichtung des Feindes aus?

Wenn das Stärkeverhältnis nicht ganz unmöglich ist: *sicherlich*. Eine Einkesselung, völlige Einkreisung, diese Möglichkeiten bietet der Bewegungskrieg. Eine kleinere Armee fällt eine grössere an, teilt sie geschickt, vernichtet sie.

Tannenberg, eine vollständige Vernichtung.

Umgehungen waren nur noch an der Marne möglich.

Nach dieser Schlacht bleibt nur der Durchbruch offen. Er misslang im Westen *beiden* Gegnern. Gelang im Osten bei notorischem Missverhältnis der moralischen, artilleristischen und organisatorischen Qualitäten der Armeen. Gelang im Süden einmal: Karfreit.

Schlieffen, dem grossen Strategen des Sieges, war Erstarrung, Verteidigung, damit Aufgabe der Initiative, Zeitverlust und Ideenlosigkeit ein Greuel.

Material der Feind des Geistes? Das wäre aber das Ende der Strategie. Dann sollen Kaufleute doch den Krieg führen!

Sie haben den Weltkrieg auch zu Ende geführt.

Wenn es den Deutschen gelungen wäre? Wenn sie doch durchgebrochen wären?

Dann waren sie nicht durchgebrochen. (So paradox das klingt.) Churchill gibt in einer Betrachtung, die er am 18. April dem englischen Kriegskabinett überreicht, die Antwort: «Gelingt den Deutschen der Angriff längs der Küste, was die Engländer zwingen würde, einen Kanalhafen nach dem anderen aufzugeben, dann ergäbe sich von selbst die Notwendigkeit, den Anschluss an die Franzosen zu suchen. Glückt es den Deutschen, Franzosen und Engländer zu trennen, dann bliebe den Engländern die Möglichkeit, sich zum Schutze Calais' und Boulognes in isolierter Stellung vor diese Häfen zu lagern.» Churchill befürwortet die Preisgabe der Küste und den Anschluss an das französische Heer: «Selbst in diesem bösen Fall öffnet sich der Blick auf ein grosses Programm der Verteidigung. Die Deutschen wären wohl Herren der Meerenge von Dover, sie könnten den Londoner Hafen blockieren, einen Teil von Kent und Sussex beschliessen, sie stünden aber nach wie vor einer englisch-französischen Front gegenüber, die den Vorteil hätte, stark verkürzt zu sein. «Bevor diese Armeen nicht gezwungen wären, die Waffen niederzulegen, fände der Landkrieg kein Ende.»

Für die Verteidigung waren zwei «Wasserlinien» besonders vorgesehen. Die erste von Dünkirchen, die zweite von Gravelines nach St. Omer und St. Venant. «Wasserlinien», weil sie mit Einrichtungen für künstliche Überflutung versehen werden sollten. *Sie wurden tatsächlich ausgebaut und waren aktionsfähig.* Der Ring um die Mittelmächte hätte sich (wieder einmal) vergrössert. Aber zerschmettert wäre er nicht worden.

Schliesslich, was uns hier besonders interessiert. *Lohnt* die Verteidigung, ist sie wirklich die «stärkere (hier «rationellere») Form der Kriegsfüh-

rung?» Man hört: «Der Angriff kostet nicht mehr als die Verteidigung.»
Wirklich?

Verluste der Deutschen (21.3. bis Ende April) im Unternehmen «Michael»:

308'000 Tote und Verwundete;

der Franzosen und Briten:

209'000 Tote und Verwundete.

3:2.

WER MACHT DEN FRIEDEN?

POLITIKER GEGEN GENERALE - «DESTRUCTION PROFESSIONELLE»

*«Herr Marschall! Ihre Sache ist der Krieg.
Was den Frieden und die Ausgestaltung
unserer Rheinpolitik anbetrifft, ist das unsere,
und zwar ausschliesslich unsere Angelegenheit»*

CLEMENCEAU an Foch

Zur Einführung ein paar Szenen.

Handelnde Personen: Der Kronprinz und Moltke. Zeit der Handlung: Vor Paris 1870. Kronprinz: «Und was gedenken Sie zu tun, wenn Paris erobert ist?»

Moltke überlegt keinen Augenblick: «Weiter nach dem Süden vorzustoßen, um den Widerstand des Feindes vollständig zu brechen.» Der Kronprinz war auf diese Antwort durchaus gefasst. Er hat schon seine Gegenfrage parat: «Und wenn wir unsere Kräfte erschöpfen? Wenn der Sieg nicht immer auf unserer Seite bleibt?»

Moltke tut diesen Einwand sehr eigentümlich ab: «Wir müssen stets siegen.»

Er hat dann noch eine weitere Erklärung für den Fall, als der «Sieg nicht immer auf unserer Seite» bleiben sollte: Kräfte vereinigen, genommenes Terrain zurückerobern. Und dann: «Die Nation der Lügner muss gestraft werden.» ...

Auf diesen Zusatz hat der Kronprinz nichts zu antworten. Vielleicht denkt er sich seine Antwort.

Dann sagt er sehr ernst und klug: «Da es sich um das ganze deutsche Heer handelt (und nicht bloss um einige Armeekorps) und Sie die gesamten Operationen doch wohl nicht nur nach den militärischen Bedürfnissen einrichten dürfen, so ist es unerlässlich, dass Sie stets in Verbindung bleiben mit den politischen Absichten und Unternehmungen der Regierung.» ...

Diese Worte sind ungemein klug und treffend. Der Krieg ist ein Werkzeug der Politik, das Werkzeug hat der Politik zu gehorchen, und es geht nicht an und ist widersinnig, wenn das Werkzeug der Hand befiehlt, die es leitet. Moltke ist Nursoldat. Er hat eben noch, als er dem Kronprinzen Rede und Antwort stand, betont, er «kümmere sich nur um militärische Dinge».

Trotzig geht er seinen Weg, auch wenn es ein Abweg ist, auch wenn es ihn wenig – nun ja: eingrenzt. Wenn es zu einem *Eingeständnis seiner Einseitigkeit* wird.

Gewiss nicht einer Einseitigkeit schlechthin. Aber das Eingeständnis *der Unelastizität des Soldaten, Nursoldaten, Fachmannes*. Ein Franzose hat über diese Unelastizität der Generale ein herrliches Buch geschrieben und diese Unelastizität genannt: *destruction professionnelle*. ...

Und plötzlich ist dieses Eingeständnis da. Es lautet wörtlich: «Es geht den Grafen Bismarck gar nichts an (die Kriegführung), er will *nur eben überall mitreden*.»

Destruction professionnelle. ... Nichtverstehenwollen, dass den Kanzler die Kriegführung *sehr wohl etwas angeht*.

Der Kronprinz versucht auszugleichen. Es gelingt nicht. Der Kaiser entscheidet schliesslich – *für Bismarck*. Und Moltke ist verbittert, gekränkt..

er versteht nichts von Politik ..eben deshalb negiert er sie, destruction professionelle.

Bismarck hat die Verhandlungen mit Jules Favre begonnen, *ohne Moltke zu fragen.*

Der Krieg hat seine Schuldigkeit getan, er mag jetzt gehen.

Generale neigen eben im Allgemeinen zu der Ansicht, dass die beste Grenzsicherung und Sicherung der Zukunft darin besteht, dass man das ganze feindliche Land besetzt und dauernd annektiert.

Wenn es nichts zu kämpfen mehr gibt, dann erst glauben sie, dass der Krieg sein natürliches Ende gefunden hätte.

Destruction professionelle.

Am 8. Oktober überreicht der Generalissimus der französischen Armee und Oberbefehlshaber der vereinigten Armeen der Entente Clemenceau ein dickleibiges Memorandum. Eine saubere Fochsche Arbeit. Die Waffenstillstandsbedingungen. Nichts ist darin vergessen. Kein U-Boot, kein Maschinengewehr.

Clemenceau schnauzt ausnahmsweise Foch nicht an, sondern nimmt das Memorandum gnädig entgegen.

Foch erklärt: «Der Organismus der Deutschen ist krank. Eines schönen Tages werden uns die Deutschen um Waffenstillstand bitten. Da dürfen wir uns nicht überrumpeln lassen. Müssen alles genau formuliert haben, dürfen nichts Unbesonnenes tun.» ...

Das ist französisch gesprochen. Darum leuchtet es Clemenceau auch ein. Er studiert das Memorandum und fasst sein Urteil in den Worten zusammen: «Solche Dinge verstehen die Generale.»

Aber Foch gibt sich nicht zufrieden. Er geht weiter. Verlangt von Clemenceau plötzlich andere Dinge: Zusicherung der Rheingrenze, Besizergreifung des linken Rheinufers als Pfand für die zu fordernden Reparationen.

Und Foch lässt ein neues Memorandum los, am 16. datiert.

«Welche Absichten haben Sie in der Frage der Rheinbesetzung und der Reparationen? Wie stellen Sie sich und Ihre Minister zur Frage des Pufferstaates? Ich halte es für sehr empfehlenswert, wenn sich ein Beamter des Quai d'Orsay mit mir über diese Frage auseinandersetzen würde.» ... Clemenceau liest das Memorandum, dann diktiert er seinem Sekretär folgenden klassischen Brief:

«Herr Marschall! Ihre Sache ist der Krieg. Was den Frieden und die Ausgestaltung unserer Rheinpolitik anbetrifft, ist das unsere, und zwar ausschliesslich unsere Angelegenheit. Wir werden auch nicht einen Augenblick dulden, dass Sie sich einmischen.»

Clemenceau.

Foch gab nicht nach. Es kam zu Szenen, die sonst unter Greisen nicht üblich sind. Clemenceau brüllte Foch an und Foch nahm seine Akten, ging ohne Gruss und schlug die Türe hinter sich zu, dass die Ordonnanzen erblassten.

Das nächste Mal klirrten die Fenster, so brüllten die beiden einander an.

«Ich befehle Ihnen ...»

«Ich werde Ihren Befehl bestimmt nicht ausführen», kreischt Foch.

Am Ende siegte Clemenceau: «Man wird sie rufen (die Generale), wenn man sie braucht. Sie dürfen ihre Ansicht äussern. Wir werden uns nach den Ansichten der Generale richten, wenn wir wollen, und sie ignorieren, wenn wir wollen.»

«Ihre Sache ist der Krieg und nur dieser. Der Friedensvertrag geht Sie nicht das mindeste an», schreit Clemenceau Foch an. Und dieser schlägt auf den Tisch, dass die Tintenfässer tanzen, und wirft mit den Türen.

Grüssen tut man sich schon lange nicht mehr. Im Vorübergehen faucht man sich an. ...

Ein etwas temperamentvolles Verhältnis zwischen Oberkommandierenden und Premier.

Die «andere Seite», in diesem Fall, da wir eben von Clemenceau und Foch sprachen, wiederum die deutsche:

In Brest-Litowsk tagen zwei merkwürdige Friedenskonferenzen. Merkwürdig einmal die Konferenz «Mittelmächte und Ukraine». Merkwürdig darum, weil – wie die Russen sich ausdrückten – «im Augenblick die Macht der ukrainischen Regierung nicht weiter reichte als in die den Ukrainern in Brest zugewiesenen Gastzimmer».

Eine Friedensdelegation eines Landes, das nicht existierte, mindestens jetzt nicht mehr existierte. Am Tage der Unterzeichnung dieses merkwürdigen Friedens, der den Mittelmächten die reiche blonde Ernte eines der fruchtbarsten Gebiete der Erde einbringen sollte, gehörte nicht einer der goldenen Halme dieser Ernte, geschweige denn ein Dorf oder gar ein Gouvernement, mehr den Ukrainern. Die Bolschewiken, rein äusserlich für alle Dinge, die dem Sozialisten gut und teuer sind, also auch für Selbstbestimmung, waren aussenpolitisch das, was vorher der Zar war und was heute noch der Kreml ist und was er aller Voraussicht nach bleiben wird, solange es ein Russland gibt: *gross-russisch!*

Und so sind wir schon bei der zweiten Friedenskonferenz, die in Brest-Litowsk tagte. Die Deutschen und Österreicher sprachen zu den Russen. Aber sie sprechen nicht eben einheitlich mit ihnen. Und die Russen antworten den Mittelmächten, indem sie der ganzen Welt antworten.

Jetzt geschieht etwas sehr Merkwürdiges. Die Russen wenden sich in einem Aufruf «an alle» an alle ..., also auch an die Entente. Fordern diese auf, Delegierte hierher nach Brest-Litowsk zu senden, um über einen allgemeinen Frieden «ohne Annexionen und Entschädigungen» zu verhandeln.

Kühlmann und die Österreicher stimmen dem Aufruf zu, die Russen packen ihre Siebensachen, um zunächst einmal ihrer Regierung zu referieren und in Ruhe die Antwort der Entente auf diesen Aufruf «an alle» abzuwarten.

Den abreisenden Russen wird mit keinem Wort gesagt, dass man in Deutschland *nicht* an einen Frieden «ohne Annexionen und Entschädigungen» denkt. Nicht die Diplomaten, sondern ein General, Hoffmann, war anständig genug, die Russen noch vor ihrer Abreise über diesen Irrtum aufzuklären. Sie waren aus allen Wolken gefallen. ... Die Merkwürdigkeiten dieser Friedensverhandlungen sind damit nicht erschöpft.

Der gleiche General Hoffmann, vom Kaiser nach seiner Ansicht gefragt, erklärt als Vertrauensmann der OHL, er würde einen schmalen, nicht nennenswerten Grenzstreifen gegen Russland – nicht gegen Polen! – für ausreichend halten. Wilhelm atmet auf. Denn sein politischer Instinkt war in noch höherem Masse lebendig, als sein Widerstand gegen Generale und Kanzler, die eine andere Meinung vertraten, matt war. Wilhelm hörte am liebsten überhaupt nichts von Polen.

Die beiden leitenden Männer der OHL aber fühlten sich von Hoffmann düpiert, sie dachten nicht daran, ihre Faustpfänder im Osten fahren zu lassen, sie taten etwas in der preussischen Geschichte Seltenes: Sie setzten ihren Monarchen unter Druck.

Es kommt zu einer «ziemlich peinlichen Szene» zwischen dem Kaiser und Ludendorff. Was geschieht? Der Kanzler stellt hastig ein Memorandum zusammen, in dem er beteuert, er denke nicht daran, «die OHL vor eine vollendete Tatsache zustellen» (vergleiche Clemenceau!). Die Generale antworten. *Nicht* dem Kanzler. Direkt dem Kaiser. Diese Antwort ist in einem wiederum in der Geschichte preussischen Soldatentums seltenen Ton gehalten. «Majestät haben uns damit (mit einem Befehl des Kaisers,

auf den sie sich jetzt berufen) das Recht und die Pflicht übertragen, darüber mitzuwachen, dass das Ergebnis des Friedens den Opfern und Leistungen des deutschen Volkes und Heeres entspreche ...»; und am Ende: «Majestät werden nicht verlangen, dass ich Euer Majestät Vorschläge zu Operationen unterbreite, die zu den schwersten der Weltgeschichte gehören, wenn sie zur Erreichung militärpolitischer Ziele nicht nötig sind. Eure Majestät bitte ich ..., sich grundlegend zu entscheiden. Meine und des Generals Ludendorff Person dürfen bei Staatsnotwendigkeiten keine Rolle spielen. Gez.: v. Hindenburg, Generalfeldmarschall.»

Man hat diese Sätze verschiedentlich gedeutet. Auch so: «Wir schlagen die grosse Schlacht. Aber nur, wenn wir wissen, dass ein Frieden nach unserem Geschmack folgt.»

Also Unterdrucksetzung des Kaisers durch Demissionsdrohung.

Der Kaiser lehnt ab. Er antwortet: «Die Entscheidung liegt bei mir. Ich habe Ihre Denkschrift dem Reichskanzler zugestellt und lasse Ihnen seine Bemerkungen zu Ihrer Denkschrift zugehen. Ich stimme den Ausführungen des Reichskanzlers zu und spreche die Erwartung aus, dass es auch Ihnen und dem General Ludendorff gelingen wird, weitere Bedenken fallen zu lassen, um sich unbeeinflusst den Aufgaben der eigentlichen Kriegführung widmen zu können.» ...

Die beiden Generale aber bleiben.

Am 16. Januar 1918 folgte ein neues Schreiben an den Kaiser, das sich, auf «die Stimmung im Volke» berufend, noch deutlicher die Entfernung des Kanzlers verlangt, als es schon ein früheres Schreiben getan hat. Dem Kaiser wird nahegelegt, einen Mann zu seinem Kanzler zu wählen, «der klar und neutral die Lage erkennt ..., die Fühlung mit dem Volke wiederherstellt».

Die Feldherren siegen, diesmal über den Kanzler. Er demissioniert. Es folgt der Friede von Brest-Litowsk, dessen Bedingungen zu bekannt sind, sie zu wiederholen.

Die Entente schreit es in die Welt: «Das also ist das Geschick, das Belgien erwartet.» ...

Und Churchill schreibt in sein Tagebuch: Die grosse Chance Deutschlands ist vertan.

Und er gibt Ludendorff alle Schuld. Zu Unrecht. Ein Kanzler von Format hätte wie Clemenceau gehandelt und geschrien oder geflüstert, es wäre einerlei gewesen, wenn es bloss Erfolg gehabt hätte: «Ihre Sache ist der Krieg und nichts als der Krieg. Der Frieden geht Sie nicht das geringste an.»

Aber es war kein solcher Kanzler da.

Destruction professionelle. Churchill, Lloyd George und Clemenceau, sie haben eine destruction professionelle konstatiert *auf militärischem Gebiet. Sie haben neue Waffen einführen und Offensiven abbrechen lassen müssen über die Köpfe der ideenlosen Generale.*

Wie konnte man da in Deutschland, wo es die gleiche destruction professionelle gab, noch verlangen, dass Generale zu allem Militärischen, Ernährungstechnischen, Ersatztechnischen auch noch die Politik übernehmen und sie zu einem klugen staatspolitisch hervorragenden Ergebnis führen sollten?

Man hat sinnlos alles auf die OHL gewälzt. Dass man sich dieser Überwälzung nicht entledigte, ja dass man sie förderte, aus welchem Grunde (kein geeigneter Kanzler) auch immer, gehört eben zur destruction professionelle.

Um gerecht zu bleiben: Sind die von Nichtsoldaten gemachten Friedensschlüsse, Versailles, St. Germain, Trianon, glücklicher gewesen? Gewiss nicht! Gewiss keine Bismarck-Frieden (1866, 1871): destruction professionelle. Professionnelle-militaire, professionelle-politique.

DAS SCHEMA DES KÜNFTIGEN KRIEGES?

- a) Der lokale oder lokalisierte Krieg
 - 1. Keine Blockierung des Gegners möglich oder nicht auf die Dauer möglich.
 - 2. Selbstversorgung spielt untergeordnete Rolle.
 - 3. Der Waffenkrieg kann entscheidend sein.
 - I. Die Rolle der Waffen:
 - Flugzeug,
 - Tank,
 - Artillerie «fest» und «fahrend schiessend»,
 - Infanterie,
 - motorisierte und kombinierte Infanterie.
 - II. Bewegungskrieg.
 - III. Stellungskrieg (Materialkrieg).
 - IV. Festungen.
 - V. Krieg zur See.
 - VI. Radiokrieg, Lautsprecher in der feindlichen Linie.
- b) Der Krieg, der die Völker der Erde in zwei Lager teilt.
 - 1. Das Bestehen der «totalen Staaten» zwingt die «andere Hälfte» zu einer ebenso «totalen» Disziplinierung ihrer Völker.
 - 2. Kollektivismus zu langsam.
 - 3. «Totaler Staat und Überfall.» Bewachung aller Rohstoffquellen, peinliche Arbeit des Kundschafterdienstes. Schlagfertigkeit der Industrie. Mindest-Immer-Schutz. Bewachung des Waffenkrieges. Führung?

4. Wenn erster Überfall misslingt, entscheidet Rohstoff, Material, wirtschaftliche Potenz, nicht der Waffenkrieg.
5. «Veränderung des totalen Gedankens.» Durch Veredelung. Durch Rohstoffunzulänglichkeit.
6. Geburt neuer Auffassungen. Neue «disziplinierte» Weltordnung. Doch versöhnlicher Ausblick?

DER LOKALE ODER «LOKALISIERTE» KRIEG.

KEINE BLOCKADE MÖGLICH

Zwei kriegführende Staaten grenzen aneinander. Aber sie grenzen auch an viele andere Staaten. Diese vielen anderen Staaten bleiben neutral. Das heisst, sie bleiben es natürlich in Wirklichkeit nicht ganz und gar. Sie liefern. (Vorläufig wird man mindestens damit rechnen müssen.) Sie liefern, ohne dass eine der beiden kriegführenden Staaten die Möglichkeit hat, diese Lieferungen zu unterbinden.

Die Folge: Es ist beiden Gegnern unmöglich, den Kampf auf dem Gebiete der Blockade, der Munitionsknappheit, auszufechten. Der Waffenkrieg entscheidet also.

Vor allem dann, wenn die moralische Beschaffenheit der Bevölkerung in beiden Fällen gleich ist, oder gar ungleich ist. Die moralische Beschaffenheit des Volkes hat ihren Niederschlag im Heer und ist daher für den Waffenkrieg ausschlaggebend, wie die Bewaffnung und Führung.

Grenzen zwei kriegführende Staaten nicht aneinander, liegen sie etwa durch Meere getrennt, *kann* die Blockade von einem der beiden Teile durchgeführt oder von beiden Teilen mindestens versucht werden. Aber diese Blockade ist praktisch nicht vielversprechend. Selbst wenn sich die Neutralen den Drohungen der beiden Kriegführenden, keinen Unterschied zu machen in den Fahrzeugen, fügen, werden die beiderseitigen Kampf-

mittel annähernd dieselben sein und dieselbe Wirkung zeigen und sich also aufheben. Bei einigermassen gleichen Vorbedingungen wird ein Teil vielleicht über mehr U-Boote verfügen, der andere Teil über mehr Zerstörer, Schnellboote und Transportschiffe. Der Konvoi wird das U-Boot lahmlegen. Und wenn U-Boote gebaut werden, die sich nicht lahmlegen lassen vom Konvoi, so wird der andere Staat Gegenmittel finden, oder, was wahrscheinlicher ist, die neutrale Industrie wird ihm die früher oder später brauchbar gewordenen Gegenmittel gern liefern. Also selbst dann, wenn beide Teile infolge ihrer geographischen und geopolitischen Lage blockiert werden könnten, wird diese Blockade nicht durchführbar sein. Wenigstens auf die Dauer nicht. Ja es werden unter den «Zuschauern» viel zu viele sein, die ein Interesse daran haben, alle Hebel in Bewegung zu setzen, dass diese Blockade nicht durchführbar wird.

Die Blockade wäre nur in dem seltenen Fall möglich, als der eine der Gegner mächtig genug ist, seinen Willen allen schwächeren Nachbarn des Gegners aufzuokroyieren. Das wird selten durchführbar sein.

SELBSTVERSORGUNG SPIELT KEINE ROLLE

Wenn die Blockade nicht aufrechterhalten werden kann, dann ist die Frage der Selbstversorgung lediglich eine der besseren Beziehungen, der geschickteren Wirtschaftsdiplomatie, der stärkeren Goldposition. Die nötigen Rohstoffe werden eingeführt, direkt auf dem Grenzwege eingeführt, und der Gegner hat nicht die Möglichkeit, diesen Neutralitätsbruch praktisch zu verhindern.

In diesem Augenblick aber bedeutet das eine Entlastung der eigenen Industrie und Landwirtschaft und eine verblüffende Stärkung des rein militärischen Faktors. Die Frauen übernehmen den Dienst der Männer, die Männer treten ins Heer.

Die Fabriken stehen, die Felder sind unbebaut.

Es hat also auch gar keinen Sinn, sie etwa durch Flieger bombardieren zu lassen.

Ja selbst die Frauen übernehmen ein Gutteil des Hinterlandapparates des Heeres, arbeiten im Nachschub, im Fliegerschutz und in der Organisation. *Das Hauptgewicht liegt auf dem Feldheer.*

Die Selbstversorgung ist ganz in den Hintergrund getreten, die Versorgung übernehmen «wohlwollende» (weil verdienende) Neutrale.

Im Weltkrieg waren bis zum Eintritt der USA die Mittelmächte Selbstversorger infolge der praktisch vorhandenen Blockade und der durch die geopolitische Lage bedingten Abschnürung von den Meeren. Die Alliierten waren nur sehr bedingt Selbstversorger (mit Ausnahme Englands in den schlimmsten Nöten des U-Boot-Krieges), das reiche Amerika lieferte. (Es lieferte auch Deutschland, jedoch infolge der feindlichen Blockade sehr spärlich; Handels-U-Boote.)

In einem Kriege, der «lokalisiert» worden ist, wird die Rüstungs- und Lebensmittelindustrie der ganzen Welt ein Wettrennen beginnen, wenn nicht eine sehr starke Mächtegruppe das verhindert. Das Hauptgewicht liegt also auf dem Heer.

Aber nicht einmal auf dem Gebiete des Menschenersatzes werden die beiden Länder «Selbstversorger» sein, es werden Freiwilligenmassen, je nach Sympathie, zu beiden Heeren strömen, Instruktoren aus fremden Armeen, «Berater» werden sich bei den Generalstäben einfinden und mithelfen.

Die schwierige und oft zeitraubende «Umstellung der Industrie auf Kriegsindustrie» aber wird unnötig sein.

Das Heer wird entscheiden, soweit es brauchbar und moralisch vollwertig ist.

DER WAFFENKRIEG KANN ENTSCHIEDEN

Das Gewicht liegt auf dem «kann». Er muss nicht entscheiden. Er wird es auch nicht, wenn zunächst einmal die Basis der Länder zu verschieden ist. Das eine arm und ohne «Verbindungen». Das andere reich und voller Freunde in der Welt.

Das eine uninteressant für die Neutralen.

An dem andern hängen hunderte Interessen der Mächtigen.

Aber wenn sich diese Vorbedingungen annähernd die Waage halten, dann *kann* der Krieg entscheiden. Und es kann ein Genie entscheiden. Ein rumänischer Feldzug, der in einem «lokalisierten» Krieg entscheidend gewesen wäre, wird es in einer Auseinandersetzung der Hälften der Welt nicht sein.

Caporetto wäre in jedem lokalisierten Kriege entscheidend gewesen. Tsushima und Mukden waren entscheidend. In einem nicht lokalisierten Kriege Episoden, nicht wert, von ihnen zu sprechen.

Port Arthur war moralisch von unerhörter Bedeutung. In einem nichtlokalisierten Krieg hätte kein Hahn nach dieser kleinen Feste gekräht. War das gelungene Überrennen der belgischen Festungen kriegentscheidend? Nein. Und wenn die Deutschen Verdun genommen hätten, wäre es ebenso wenig entscheidend gewesen, wie es die Rücknahme von Vaux und Douaumont gewesen ist.

Im «kleinen Rahmen» (so drückte sich Ludendorff bescheiden aus, als er nach Schlieffen-Rezept – – Tannenberg schlug) kann ein Genie leuchten. Wie es bei Caporetto in kleinem Rahmen leuchtete..., denn 7 Angriffsdivisionen sind nun einmal ein «kleiner Rahmen».

In diesem kleinen Rahmen sind unmögliche Dinge noch möglich. Dass der Angreifer (Karfreit) ohne Verluste dem anderen Verluste von nahezu einer Million zufügt (die Deserteure mitgerechnet).

Auch im «grossen Rahmen» hat man bei Amiens mit den Tanks unter lächerlichen Verlusten die Deutschen überrannt und den Stein ins Rollen gebracht. Aber es wäre nicht ohne Verluste abgegangen, wenn die Deutschen – was sonst zweifellos der Fall gewesen wäre – Abwehrmittel gegen den Tank besessen hätten. Dass sie sie nicht besaßen, daran war der Blockadekrieg schuld, es war kein Verdienst der alliierten Militärs.

Im «grossen Rahmen» wären, hätten die Deutschen nicht die Grenze der Leistungsfähigkeit erreicht, die Tankdurchbrüche von Amiens ebenso unwichtig und unmassgebend geblieben wie die Affäre Cambrai.

Im «grossen Rahmen» gibt es kein Genie von einem entscheidenden Ausmass. Denn selbst wenn dieses Genie hundertprozentig ist, erfüllt es nur die Armee und ihre Waffentaten. Diese bilden aber im Höchsthülle eine bescheidene Komponente der ganzen Riesenmaschine des totalen Krieges. Im «kleinen Rahmen» – Tannenberg – gibt es Beweglichkeit. Im grossen Rahmen nicht. Die «Reiterei» ist schnell, die motorisierte schneller als die reitende, die Tanks sind sehr schnell (Amerika!), die Artillerie ist es und die Flak. Aber das ganze grosse Heer als solches ist entsetzlich langsam. Ist nicht imstande, den ungeheuren Schwanz des Trosses nachzuziehen. Der Krieg im «kleinen Rahmen» ist im Vorteil. Operationen, flott durchgeführt in zwei, drei und vier Schlachttagen, sind von ausschlaggebender Bedeutung, fegen den Gegner aus seiner Basis.

Im grossen Rahmen gelingt es unter normalen Verhältnissen – Caporetto war eine Auflösung, mit der man nicht rechnen konnte und auch nicht gerechnet hat – *nicht, eine ganze Armee trotz des eklatantesten Durchbruches rasch nach vorn zu bringen.*

Die Truppenkörper fliegen (nehmen wir die von Flugzeugen «gelandete» kombinierte Infanterie, dann ist es wörtlich der Fall), aber die Armeen als

solche sind Ungetüme, die sich langsam wälzen wie Dampfwalzen. An grossen Strecken, an hoffnungslos weiten Etappenräumen sind Genies wie Napoleon gescheitert.

Und es ist merkwürdig, wieviel man sich um die Schnelligkeit der Waffengattungen kümmert, und wie wenig um die Schwerfälligkeit der ganzen Armee. Die Truppe fliegt nur, wenn auch ihr Proviant und ihre Munition fliegt. Das Problem des Transportflugzeuges ist verwunderlich weniger beachtet als das des schnellen Tanks. (Im Verteidigungskrieg, der von Natur aus in kleinerem Rahmen liegt, haben, wenn das Terrain es zulässt, wie im Gebirge, die Seilbahnen die dankbare Aufgabe des «fliegenden Materialtransportes» übernommen.)

Auch die kurzen Erfahrungen mit den «motorisierten Divisionen» scheinen durchaus nicht ganz zu befriedigen. Hören wir General Debenev («Revue des Deux Mondes»): «Man hat im Weltkriege ganze Divisionen oft 100 und 200 km weit transportiert. Damals wurde aber allein die Infanterie auf Lastkraftwagen gefahren. Artillerie und Kolonnen waren auf ihre Pferde angewiesen, um schlecht und recht mitzukommen. Grosse Verschiebungen zerrissen daher die Divisionen, was bedeutende Nachteile im Gefolge hatte. Heute ist darin ein Fortschritt erzielt. Unsere sogenannten «motorisierten Divisionen» sind so ausgestattet, dass sie alle Teile zusammen befördern können, auch die Artillerie und den Tross. Der Vorteil ist ein grosser. Man kann sich leicht vorstellen, welche wertvolle Dienste solche motorisierten Divisionen leisten können. Sie vermögen sich rasch hinter der Front zu verschieben, *um 24 Stunden später an einem 150 km entfernten Ort vollzählig und gefechtsbereit aufzutauchen*» (Also noch lange nicht ideal. D.V.)

Wenn auch die Schaffung motorisierter Divisionen dem taktischen und strategischen Manöver neue Möglichkeiten gibt, so hat sie doch nicht die

der Kraftwagenbeförderung anhaftenden Schwierigkeiten aufgehoben. Ein gutes Strassennetz und vor allem unbedingte Sicherheit während der Fahrt sind Vorbedingung. Das Kraftfahrzeug kann Truppen nur auf entsprechenden Strassen unter dem Schutz einer zusammenhängenden Front verschieben. Die motorisierte Division kann unterwegs nicht kämpfen. Im gegebenen Augenblick muss sie die Fahrzeuge verlassen und genau wie eine gewöhnliche Division auf das Schlachtfeld marschieren.

Man hat versucht, diese Schranke zu durchbrechen und mit besonderen Fahrzeugen näher an das Gefechtsfeld heranzukommen. Man kann z.B. *Munition auf niedrigen Raupenfahrzeugen ziemlich nahe an die Feuerlinie der Infanterie heranschaffen.*

Zusammenfassend kann man sagen: «Neuzeitliche Massenheere mit ihrer ganzen Bewaffnung brauchen unbedingt den Lastkraftwagen für die Versorgung und für das Verschieben der Truppen. Man verwertet jetzt die Motorisierung durch Bildung geschlossener Verbände, die alles, was die höhere Führung an Schnelligkeit und Geschmeidigkeit verlangt, leisten. In dieser Beziehung sind die motorisierten Divisionen ein ausgezeichnetes Werkzeug.» Aber: «*Alle Maschinen setzen ausnahmslos voraus, dass ein gutes Strassennetz vorhanden und vor allem gegen feindliche Einwirkung geschützt ist.*»

DIE ROLLEN DER WAFFEN

Beginnen wir mit dem *Flugzeug*. Von sehr beachtlicher Seite ist die These vertreten worden, dass das Flugzeug den Kampf der Zukunft übernehmen würde.

Das Flugzeug ist die schnellste Waffe.

Sie vermag artilleristisch (Bomben) zu wirken, mit einer Reichweite, wie sie kein Ferngeschütz besitzt.

Sie kann infanteristisch arbeiten (Bestreichen feindlicher Stellungen, Reserven, Marschkolonnen).

Sie kann auch direkt eingreifen, kann erobern. Kann Gelände halten. Die Russen lassen in sieben Minuten (vom Auftauchen des Geschwaders gerechnet) 1'200 Mann mit Geschützen und Maschinengewehren, Pionierausrüstungen und – Tanks (!!) landen.

Sie stellt nicht nur eine Waffe dar, sondern auch das schnellste und in manchen Gegenden sogar das einzig mögliche Transportmittel.

Aber diese Waffe ist empfindlich und die Aufnahmefähigkeit gering. 1'200 Mann können unangenehm werden. Können ausschlaggebend werden in kritischen Augenblicken. Erobern werden sie nichts und festhalten auch nichts. Die Flugzeugwaffe ist im Nebel unsichtbar. Aber sie ist dann selbst blind.

Ist sie sichtbar, dann ist sie empfindlich. (Wie lange noch, und sie wird selbst im Nebel sichtbar sein, nicht allein hörbar und fühlbar.) Oberst Pagézy sagt: «Es gibt genug Leute, die darüber klagen, dass die Flieger-Abwehrartillerie nicht genug Flugzeuge abschießt. Geduld! An dem Tage, an dem sie die gleiche Vollendung wie ihre ältere Schwesterwaffe erreicht, wird sie gar keine mehr abschießen. Man wird sich nicht mehr in ihre Nähe wagen.»

Major Lucas vergleicht in einer Nummer der «France militaire» die Flak mit den deutschen Küstenbatterien: «Der Wert einer Waffe beruht auf dem heilsamen Schrecken, den sie dem Feind einflösst. Wie viele Schiffe wurden z.B. durch die deutsche Küstenartillerie in der Nord- und Ostsee versenkt? Nicht eines. Und doch hat diese Artillerie ihre Aufgabe vollständig erfüllt, weil sich nicht ein feindliches Fahrzeug in ihre Nähe gewagt hat.

Die Leistungen der Flieger-Abwehrgeschütze lassen sich nicht nach der Zahl der abgeschossenen Flugzeuge bemessen. Der Wert liegt in der Aus-

dehnung der Zone, innerhalb der die feindliche Luftwaffe sich nicht länger aufhalten kann.

Der Befehlshaber des Luftschutzes der befestigten Zone von Paris hat Ende 1918 ein Buch geschrieben. In diesem sind die Flugzeuge der feindlichen Maschinen, die im Laufe des Jahres zum Angriff auf die Hauptstadt aufgestiegen sind, verzeichnet. 483 Flugzeuge wurden zwischen 31. Januar und 16. September zu 28 Unternehmungen angesetzt. Davon konnten nur 37 den Feuergürtel um Paris durchbrechen, 13 wurden abgeschossen. Diese Zahlen sind aber farblos wie alle Zahlen. Wir würden gerne den Lesern die Karte mit den eingezeichneten Flugwegen vorführen. Zuerst geht es gerade auf das Ziel los. Sobald aber die Zone der Abwehrbatterien erreicht wird, krümmen sich die Linien. Einzelne Flieger wollen zunächst umkehren; dann führt sie ein erneuter Entschluss wieder in Richtung auf Paris weiter. Endlich nehmen sie angesichts der Unmöglichkeit wieder Richtung nach der Grenze.

In der Nacht vom 11. auf 12. März überschreiten 70 feindliche Flugzeuge unsere Linien. 5 erreichen Paris. Die anderen kehren in der Linie der Abwehrbatterien um; 4 davon werden abgeschossen.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Mai nehmen 30 Flugzeuge an der Unternehmung teil. Nicht eins erreicht Paris.

In der Nacht vom 15. auf 16. September sind es 50 Maschinen. 3 überfliegen Paris.

Im Durchschnitt vermochte von 13 Flugzeugen nur eines die Sperre zu durchbrechen. Somit konnte nur der 13. Teil der Bomben abgeworfen werden.»

Mag man sagen, dass die Flugzeuge damals unzulänglich waren. Aber die Flak als Waffe existierte damals überhaupt noch nicht. Die Luftwaffe ist heute erwachsen und die Flak noch ein Kind. Lasst aber erst einmal beide erwachsen sein!

Die Luftabwehr wird immer intensiver. Ganze Städte werden in Netze eingewickelt, und Millionen Ohren horchen in den Himmel. Die Flugzeugwaffe wird sich einreihen in die Zahl der Waffen, sie wird ein wichtiges Instrument bleiben, aber sie wird nicht erobern, nicht halten und keinen Krieg entscheiden.

In ihr steckt die ganze Unzulänglichkeit und Unverlässlichkeit der Technik überhaupt: Der Vorsprung ist immer nur augenblicklich. In einer Stunde hat die Abwehrtechnik den Angriff eingeholt, ja überflügelt. Es ist kein Verlass auf die Technik.

«Unsere Tanks, unsere Flugzeuge sind unübertroffen», erklären die Fachleute und strahlen voll Zufriedenheit. Sie haben bestimmt nicht gelogen. Ihre Flugzeuge, Tanks, U-Boote sind die besten.

Aber vielleicht sind in dem gleichen Augenblicke, als sie das sagen, irgendwo anders noch bessere gestartet.

Das Material hat schon einmal den Nachteil, von der Zeit zerfressen zu werden. Die Lebensdauer ist lächerlich gering. Was heute epochal ist, ist morgen Schrott. Ein ewiges Immer-wieder-Erneuern, ein ewiger, ermüdender Wettlauf. Ein etwas *teurer* Wettlauf auch. Moloch Rüstung.

«Wir sind für Jahre gerüstet.» Der Ausdruck ist Unsinn. *Ich bin nie genügend und modern genug gerüstet.* In dem Augenblicke, in dem ich es ausspreche, lüge ich schon.

Wie ist es mit dem Überraschungsmoment? Dem schlimmsten: Einem Krieg ohne Kriegserklärung?

Nun, man darf sich das natürlich auch nicht so vorstellen, als ob es Blitze gäbe vom heiteren Himmel. Solche Blitze abzufangen, ist nämlich Sache der Spionage, der «Moralspionage», wenn man so sagen darf, der Diplomatie, der Wirtschaftsdiplomatie.

«Bereit sein ist alles.»

Wir nehmen aus einem Artikel des Kapitäns H. S. Broad (Army, Navy and Air Force Gazette, London) einen Absatz. Der Verfasser spricht hier von einem «Krieg ohne Warnung», also einem mit dem Augenblicke der Kriegserklärungen beginnenden Krieg, *auf dessen Ausbruch man nicht gefasst war.*

Wir wollen, die Schilderung verwendend, sogar noch etwas weiter gehen. Ruhig annehmen, *der Feind könnte auch ohne Kriegserklärung* angreifen. Aber zunächst einmal Broad:

«Krieg! Die Zeitungsverkäufer rufen ihre Nachrichten in der Strasse aus; gleichzeitig fallen schon die ersten Bomben. Die erste Warnung vor der drohenden Gefahr kommt von den Horchstellen an der Südküste bei Dover. Der wachhabende Offizier meldet den Anmarsch zahlreicher feindlicher Flieger, Richtung London.

Wolkenfetzen, die bis zu 600 m herunterhängen, machen es unmöglich, die Stärke des Gegners genau zu erkennen. Schätzungsweise sind es 100 bis 200 Maschinen. 18 Minuten nach erfolgtem Alarm nehmen 2 von unseren Geschwadern den Kampf mit dem Feind auf.

Die erste Bombe fällt um Mitternacht – genau 1 Stunde nach der Kriegserklärung.

20 Minuten lang regnet es Bomben aller Art vom Himmel herunter. Es sind viele Blindgänger dabei. Wenn die Bomben losgegangen wären, läge der grössere Teil von London schon in Trümmern. Die schwerst betroffenen Stadtteile sind jene um Piccadilly Circus, die Bank von England und Whitehall.

Das Luftministerium ist schwer beschädigt. Das Kriegs- und das Marineministerium sind binnen weniger Minuten zerstört. Die Bank von England hat mehrere Treffer erhalten, doch ihre bombensicheren Gewölbe halten gut. Die St. Pauls Kathedrale und das Parlamentsgebäude liegen in Trüm-

mern. Die Feuerwehr ist fast machtlos, weil viele Wasserleitungen zerstört sind. Man kann nichts tun, als die Nachbarhäuser zu sprengen, um eine Weiterverbreitung des Feuers zu verhindern.

Auf den Strassen und Bahnen, die aus London herausführen und die noch unbeschädigt sind, herrscht unbeschreibliche Verwirrung. Ein Strom von Männern, Frauen und Kindern flieht in wilder Panik. Bei der vielfachen Unterbrechung der Nachrichtenverbindungen ist es nicht möglich, zusammenhängende Nachrichten über den Verlauf der immer noch andauernden Schlacht in den Lüften zu erhalten. Nur die Trümmer der abgeschossenen Flugzeuge deuten an, wie es steht. – Der Lärm ist furchtbar. Das Geräusch von Hunderten von Motoren wird durch den Knall zerspringender Geschosse der Flak-Artillerie übertönt. Unsere Kanoniere erzielen manchen Treffer, allein die Scheinwerfer werden durch Wolken gestört. Hier und dort stürzt ein Flugzeug brennend ab und fällt auf die Hausdächer oder mitten auf die Strasse.

Dank der überlegenen Kampfkraft unserer Flieger wird das Gleichgewicht wieder hergestellt. Der Feind verliert mindestens die Hälfte seiner Maschinen. Der Bombenregen hört so plötzlich auf, wie er begonnen hat.

Nachdem der letzte Bomber verschwunden ist, erfolgt eine Reihe von Explosionen. Die Bomben, die man für Blindgänger gehalten hat, erweisen sich jetzt als solche mit Zeitzündern. Die Explosionen dauern den ganzen Tag an. Es sind viele Gasbomben darunter.

Der Belagerungszustand wird verkündet. London muss unverzüglich geräumt werden. Jeder Besitzer eines Fahrzeuges muss sich sofort an die nächste Ausfallstrasse begeben und sich der Militärbehörde zur Verfügung stellen. Es folgen unbeschreibliche Panikszenen. Viele Leute sind vom Schrecken wie gelähmt. Andere kämpfen um Plätze in den Kraftwagen.

Die Truppe muss dann und wann gegen Horden, die für Frauen und Kinder bestimmte Fahrzeuge stürmen wollen, von der Schusswaffe Gebrauch machen.

Das Gas verbreitet sich rasch. In dem Stadtteil zwischen Oxford Street und Piccadilly kann sich niemand mehr halten. Auch die Feuerwehr hat keine Hoffnung mehr, der Brände Herr zu werden. Alles was von der City und dem Westen noch übriggeblieben ist, erscheint verloren.

London steht in Flammen. Die Gasmasken, die den Einwohnern ausgegeben werden sollen, genügen nicht. Alle Fernsprech- und Telegraphenleitungen versagen, weil die Zentralen verlassen sind. Nur der Rundfunk kann noch senden.

Die Verluste sind schwerer, als ursprünglich angenommen wurde. Man befürchtet, dass mindestens 12'000 Leute tot und 18'000 verletzt sind. Über 2'000 kamen allein im U-Bahnhof Piccadilly Circus um. Der Raum war auf den ersten Fliegeralarm bis zum Bersten gefüllt. Viele Frauen und Kinder wurden niedergetreten. Kurz nach Mitternacht drang Gas durch die verschiedenen Eingänge. Fast alle Leute in der grossen Schalterhalle waren erledigt.

Die Meldungen besagen, dass 105 feindliche Flugzeuge abgeschossen wurden. Unsere Verluste stehen noch nicht fest, aber wir scheinen 70 Maschinen verloren zu haben. Dabei betrug gestern unsere ganze Stärke erster Linie 156 Maschinen.

Die drahtlose Meldung eines Handelsschiffes lässt neue feindliche Bombengeschwader binnen einer Stunde erwarten. So enden die ersten 6 Kriegsstunden.»

Also erwartet uns alle Entsetzliches? Ein Inferno?

Gemach. General Alléhaut, dem es, wie wir gleich sehen werden, an Phantasie nicht mangelt, warnt vor solchen Schilderungen:

«Nach Ansicht der Strategen im Cafe du Commerce oder nach Ansicht der Propheten in der Tagespresse wird der Luftkampf gegen die lebenswichtigen Punkte und gegen die Bevölkerung so viel Zerstörung und Schrecken mit sich bringen, dass die Entscheidung in einem künftigen Kriege in der Luft und nicht anderswo fallen wird. Dabei wird diese Entscheidung furchtbar schnell erfolgen. Derartige Behauptungen gefährden die Moral im Lande. Man sagt die schlimmsten Katastrophen voraus, ohne gleichzeitig ein Mittel zu ihrer Abwehr zu verraten.»

Die Mittel aber sind hier!

«Auf jeden Fall muss eine Luftarmee folgenden Bedingungen entsprechen:

Es muss im Frieden ein Stamm von einer mit den finanziellen Möglichkeiten des Landes eben noch vereinbaren Stärke bestehen. Er muss vorzüglich ausgebildet sein, darf nie veraltetes Gerät haben und muss ausserdem genügend allerneueste Typen für Ausbildungszwecke besitzen.

Ein Forschungsorgan muss dafür sorgen, dass wir flugtechnisch an der Spitze stehen. Diesem Organ müssen reichliche Geldmittel zur Verfügung stehen.

Es muss ein fertiger Plan für schnellste Massenerzeugung bereitliegen. Eine entschlossene Regierung muss ihn bei Alarm unverzüglich ins Werk setzen.»

Broad hat die ersten sechs Kampfstunden in einem plötzlich «ohne Warnung hereinbrechenden Krieg» geschildert.

Wir wollen weiter gehen: *Das Bombardement erfolgt im «Frieden»*. Ohne Kriegserklärung. Ein «de facto-Krieg» (China-Japan).

Der Überfall würde zunächst in Europa *jede* Nation augenblicklich in den Augen der ganzen Erde in den Abgrund moralischer Verurteilung stossen.

Aber damit wäre dem überfallenen Staat *zunächst* nicht gedient. Also besagt die eben gemachte Schilderung und unsere Übertreibung (Krieg ohne Kriegserklärung) sicherlich das eine: *Dass ein gewisser Mindest-Immer-Schutz da sein muss*, selbst bei anscheinend politisch ruhigstem Wetter.

Gerade im Falle Flugzeug genügen eine Handvoll Flakbatterien in Permanenz, Hauptstädte und andere wichtige Dinge völlig genügend zu sichern.

Mit Oberst Pagézy sagen wir darum: Sie werden dann nicht so mir nichts, dir nichts kommen auf die Gefahr, ihr Land in einen moralischen (damit bald physischen) Boykott zu stossen *und* auch noch abgeschossen zu werden.

Schliesslich: Die gefürchteten Angriffe kann *jeder* der Gegner durchführen. Die Sorge um die Heimat ist bei beiden die gleiche. Das dämpft den Angriffsmut....

TANK

Major William C. Lee (USA) hat ein grosses Wort gelassen ausgesprochen. Er sagte, dass der Tank zu schnell lief. Er meint, zu schnell für die Militärs. Sie wüssten nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Und nun entwickeln sich zwei «Schulen». Schneller Tank. Vorschnell. Die feindliche Stellung überflügelnd, einkreisend.

Und der langsamere (nicht langsame). Mit starker Panzerung, der dem Infanteristen das Rückgrat geben soll.

In dem Augenblick hat man auf einen Vorteil, den uns die «vorschnelle» Technik gegeben hat, freiwillig verzichtet. Wozu aber ein Verzicht?

Der Tank war im Kriege entscheidend, weil die Deutschen nicht mehr imstande waren, mit ihrer Industrie nachzukommen (wie jetzt die Soldaten der Industrie nicht nachzukommen scheinen). Indes ist die Pak (Panzer-Abwehr-Kanone) erfunden. Aber sie scheint nicht den Tank aufzuheben. Sehr einfach ... weil etwas *Starres* in der Verteidigung eines bestimmten Ortes alles erfüllen kann, was man verlangt, nicht aber etwa in einem Bewegungskrieg. Und warum soll der nächste Krieg kein Bewegungskrieg sein? Besonders dann, wenn eben der Tank imstande ist, über Feldbefestigungen hinwegzurollen, Hindernisse niederzutreten, Gräben zu ebnen?

Was bedenklich ist: Ich kann schnellfahrende Tanks massieren. Ganz nach Belieben und zu wirklicher Überraschung. Ich kann aber nicht überall, wo ich will, jederzeit die notwendigen Panzerabwehrgeschütze massiert haben. *Es sei denn, ich mache sie auch mobil*, stecke sie in Tanks.

Also schnelle, gepanzerte und motorisierte Abwehr?

Doch natürlich. Es geht doch nicht an, ein schnelles Fahrzeug immer nur dort zu verteidigen, *wo ich hoffe und erwarte, dass es auftritt?* Tankjäger? Zweifellos!

Daraus ergibt sich schon das eine: Dass es verschieden verwendete Tanks geben wird (und auch schon gibt).

Der Tank, der der Infanterie das Rückgrat gibt, wie die Franzosen sagen. Was ist das für ein Tank? Es kann nur einer sein, *der dem Infanteristen jene Artillerie selbst «in die Hand gibt», die man ihm im Kriege meistens beim Vorstoss nicht gegeben hat.*

Die Feuerwalze Nivelles? Ja, aber nicht die feststehende, die das Feuer nicht vorverlegende (und der Infanterie davonlaufende, weil blinde) Artil-

lerie, sondern die gepanzerte, *fahrbare, im Fahren feuernde Artillerie.*

Ganz andere Aufgaben hat der Tank, in den Frankreich seine Kürassiere und Husaren steckt. *Die gleiche Aufgabe wie früher die Kavallerie in grösseren Verbänden.*

Jetzt hätten wir eigentlich schon vier Waffengattungen hinter Stahl und auf Raupen.

1. Den «Roboter-Infanteristen», den kleinen Tank mit Maschinengewehren und Infanteriegeschützen, sehr schnell.
2. Den Tank in eigenen starken «Kavallerieverbänden».
5. Den Artillerietank.
4. Schliesslich den Antitank-Tank, den Tankjäger. *Die fahrend feuernde Pak.*

Wie soll nun in einem solchen Kriege der Infanterist aussehen? *Auch er muss gepanzert sein, soll er bestehen.* Da er den Panzer nicht tragen kann, *muss der Panzer ihn tragen.*

Es ist ganz unmöglich, den armen Fussinfanteristen (dieses schreckliche Wortgebilde ist das einzig treffende) an mehr oder minder schnelle Panzerwagen zu ketten, ihn mitzuziehen wie einen Hund, den man an einen Wagen anbindet und nachlaufen lässt.

Es muss und wird also langsam erobernde, feuerstarke und abwehrstarke Panzer geben: Den eisernen Infanteristen.

In seiner Linie den kanonentragenden, mitmarschierenden Artilleristen. Und den raschen, losen, stosschnellen, eisernen Kavalleristen.

Der letztere wird allein fechten und allein bekämpft werden, *auch von seinesgleichen.* (Eine bis jetzt noch immer nicht ganz als «gelöst» anzusprechende Frage bildet allerdings die Tankbefehlsübermittlung im weiteren Rahmen. «Der Feind hört mit» – und der eigene hört – schlecht!)

Artillerie und Infanterie aber werden unter einem Kommando arbeiten. Werden *Eines* sein. Es wird das eigenwilliger durchgeführt werden, was man jetzt schon erprobt in allen Armeen: Eine Kompanie, *die ebenso Infanterie wie Tanktruppe und Artillerie und Pioniertruppe und Tankabwehrbatterie ist*. Es wird nicht *Waffen* geben, sondern *Abschnitte*.

Gegen diese Stahlwalze, die «alle Waffengattungen in einer Person» ist, werden Gräben wenig nützen. Und Stacheldraht. Und – Maschinengewehre.

Wohl Forts.

Was folgt daraus? Starre Front? *Wenn sie eine ganze zusammenhängende Festung bildet* (Frankreich). Wo dies nicht der Fall ist, ein gepanzerter *Bewegungskrieg mit all seinen Möglichkeiten. Mit Umgehung und Durchstoss, mit Überraschung und der vollen Möglichkeit der Entfaltung für ein Genie*.

Gegenüber diesem Krieg wiegen Flieger wenig. Die Artillerie, soweit sie nicht selbst «wandernd» ist, hat beschränkte Möglichkeiten. Der «kombinierte Infanterist» ist alles, soweit er seinen Panzer anhat, der *ihn* trägt (nicht er den Panzer).

DER KAMPF DER ZUKUNFT

ABSCHNITTE, NICHT REGIMENTER
ENDE UNTERSCHIEDLICHER «WAFFEN»

Bizarr? Warum? Der französische General *Alléhaut* (sich auf General *Debeney* berufend) schildert so einen Kampf der Zukunft als Antwort auf die Theorie des italienischen Generals *Douhet* vom Krieg der Zukunft als dem alles erobernden, alles behauptenden Luftkrieg. Interessant ist bei der Entwicklung des französischen Generals, dass er bedingt wiederum die Überlegenheit des Angreifers betont. Sie trifft wohl nur dann zu, wenn der Angegriffene aus welchen Gründen immer über die Waffen des Angreifers *nicht* verfügt.

Lassen wir *Alléhaut* sprechen:

«Die Infanterie ist nicht mehr auf sich selbst angewiesen, wie das im Weltkriege stets der Fall war, sobald sie nach Wegnahme der ersten Linie im Innern der feindlichen Widerstandszone auf Hindernisse stiess. Diese letztere Erscheinung ist unvermeidlich, wenn beide Waffen räumlich weit getrennt sind und wenn die Verbindung im Toben der Schlacht versagt. Morgen wird diese Hauptschwierigkeit des Gefechts gelöst sein, wenn ein grosser Teil der Artillerie mehr nach der vordersten Linie gewandert ist, wie sich General *Debeney* ausdrückt. *Das Geschütz im geländegängigen Panzerwagen wird in nächster Nähe der eigenen Infanterie kämpfen.* Der Artillerist wird daher die Bedürfnisse der Infanterie sofort erfahren und wird ihr mit seinem Feuer helfen.

Sobald diese neuzeitliche Umgestaltung des Kriegsinstruments für den Landkrieg einmal durchgeführt sein wird, ist *die beherrschende Rolle des Maschinengewehrs*, an dem im Weltkriege so oft die bestvorbereiteten Angriffe zerschellt sind, *zu Ende*. Man wird dann nicht mehr behaupten können, dass jeder Fortschritt im Waffenwesen die Verteidigung mehr stärkt als den Angriff.» (? Der Verf.)

Nach General *Debeney's* Ansicht nähern wir uns einer vielleicht gar nicht mehr so fernen Zeit, zu der nicht nur *die Begleitartillerie durch Geschütze in Panzerfahrzeugen ersetzt sein wird, sondern wo es auch keine Infanterie im heutigen Sinne mehr geben wird. Es wird nurmehr eine Kampffront geben. Sie wird aus dem verschiedensten Material, das durch «Kämpfer» schlechthin bedient wird, bestehen. Die Abschnitte wird man Regimente nennen.*

Eine derartige Verschmelzung wird annähernd vollzogen sein, wenn man mechanisierte Stossdivisionen gebildet hat. Sie werden machtvolle Instrumente zum Manövrieren, zum Angriff *und zum Ausbau eines Erfolges* sein.

Die Kriegführenden werden im nächsten Kriege voraussichtlich auf dieser Stufe der neuzeitlichen Entwicklung angelangt sein. *Vielleicht wird auch nur eine Partei diesen Weg eingeschlagen und sich damit eine gefährliche Überlegenheit gesichert haben.* Auf jeden Fall ist es schwer zu glauben, dass das Erscheinen dieser beweglichen kampfkraftigen Verbände zu einer *Erstarrung der Fronten* führen sollte.

Auch wenn das Kriegsinstrument des Landkrieges morgen noch nicht so weit ist, wird die Infanterie hoffentlich wenigstens die nötigen Steilfeuerwaffen, die ihr zum Angriff fehlen, erhalten haben. Dann kann sie selbst die feindlichen Maschinengewehre hinter ihren Deckungen erreichen. Sobald die Infanterie sich damit im Angriff selbst helfen kann, ist die Wahrscheinlichkeit, dass ein Gleichgewicht der Kräfte und damit eine Erstarrung eintritt, schon bedeutend geringer.

Wenn diese Erstarrung vermieden werden kann, kommt das Manövrieren wieder zu seinem Recht. Es gibt dann wieder die freie Feldschlacht und das weite Vordringen in Feindesland. Man kann dann lebenswichtige Anlagen des Gegners weit gründlicher und nachhaltiger zerstören, als es die Luftwaffe vermag.

Die Operationen zu Lande führen somit nicht zwangsläufig zu einem Gleichgewicht der Kräfte. Im Gegenteil, die voraussichtliche Entwicklung macht eine Erstarrung sogar unwahrscheinlich. Das Kriegsinstrument zu Lande ist sonach wohl in der Lage, eine Entscheidung zu bringen. Es ist dazu geeigneter als die Luftwaffe allein.

Damit fällt die wichtigste Voraussetzung, auf der Douhet's Lehre beruht, in sich zusammen.

Die verschiedenen Möglichkeiten liegen klar zutage. Aber es ist schon so, wie Major W.C. Lee sagt: Die Technik ist den Militärs davongelaufen und die Militärs müssen jetzt gewaltig nachlaufen.

Gerade durch diese noch ganz unklaren Möglichkeiten, durch die plötzliche Vielseitigkeit des früher recht einseitig sich präsentierenden Problems Tank wird der nächste Krieg die unerhörtesten Überraschungen bieten. Es ist nicht anzunehmen, dass er so einförmig werden wird, wie es zum grossen Teil das Ringen im Westen während des Weltkrieges war.

Es gibt andere Auffassungen. Solche, die es gut heissen, die gesamte Technik nicht zu überschätzen. *Halten könnte nur die Infanterie.* Und man geht allenthalben sogar wieder daran, den Infanteristen zum Scharfschiessen, zum langsamen, sinnvollen, gezielten Schiessen zu erziehen....

Ja, Der Mensch wird den Stahl beseelen. Aber der Stahl wird da sein. Und der das Eroberte haltende Infanterist wird gepanzert sein müssen, will er nicht vom Panzer erdrückt werden. Das Scharfschiessen gegen anrasende Tanks wird ihm nichts nützen.

Denn ein Abbau der Kampfmittel wird niemals erfolgen.

Der Tank wird leben, wird einmal grösser werden wie ein Landkreuzer, dann wiederum kleiner und flink wie ein Husar, er wird Infanteristen schleppen und schützen, er wird Kanonen tragen und im Tragen feuern. Es wird das U-Boot bleiben wie die Schnellboote es werden. Der Überdreadnought wird sein, er wird sich nur nach oben, gegen die Flieger, panzern. Es bleibt der Bomber und der Kampfflieger, der Transportflieger wird wachsen. Sie werden nicht allein die Welt erobern, aber sie werden helfen, sie zu erobern.

Es werden Festungen sein. Sie werden jedes Kaliber vertragen und Gasangriffe gegen sie werden unnütz sein. Sie werden weit schiessen und hoch schiessen und werden Tankheere aufnehmen und ausspeien. «Mitmarschierende Artillerie», das ist plausibel.

Aber sie ist nichts, ohne «mitmarschierende» Munitionsstaffel, Verpflegungsstaffel, Stäbe, Sanitätskolonnen.

Gerade noch die Fliegerhorste werden sich den Luxus einer gewissen Stabilität leisten können.

Wir kommen zu demselben Schluss wie bei der Betrachtung der Frage der Überfälle durch Flieger. «Bereitsein ist alles».

Ein gewisses, immer aktionsbereites und (in verringertem Masse) auch in Aktion stehendes Truppenkontingent ist der einzige Schutz gegen Überraschungen aller Art.

Ein permanenter Mindest-Immer-Schutz.

RADIOKRIEG

Der Radiokrieg wird unangenehm sein. Nicht allein, dass die Sender beider Länder die Flut ihrer Propagandareden und Propagandaargumente in den Äther senden werden, ihn erfüllend mit Behauptungen, die dann stets gegenseitig als Lügen bezeichnet werden dürften, sondern der Radiokampf in der Front wird das Schlimmste werden.

Schon im letzten südamerikanischen Kriege haben die Paraguayer in ihren Schützenlinien riesige Lautsprecher aufgestellt, die zu den Gegnern etwa hinüber brüllten (ebenso geschieht es in Spanien): «Was eure Offiziere euch sagen, ist Lüge. Seid keine Narren, kommt zu uns herüber. Wir behandeln euch wie Kameraden. Was habt ihr heute zu essen, zu rauchen, zu trinken? Wir hatten...» folgt der Küchenzettel.

Aber es kam schlimmer: «Hallo, hallo..., Ihr im Hinterland, hört ihr zu? Es sind im Kampfe gegen Paraguay gefallen: Alfonso...» folgen die Namen.

Dann: «Wie lange seht ihr noch zu, wie eure Söhne geschlachtet werden für nichts und wieder nichts? Wann endlich jagt ihr eure Gangsterregierung zum Teufel? Wir verhandeln mit jeder anständigen Regierung...» usw. usw.

Man wird sich die moralische Wirkung solcher Mittel im künftigen Kriege leicht vorstellen können.

Es wird schlimm genug sein, wenn die Radiotelegraphisten mitten in einer Depesche den Anruf vernehmen: «Weisst du schon, Kamerad von drüben, dass ihr bei X 20'000 Mann verloren habt? Weisst du, dass es ab übermorgen bei euch kein Fleisch mehr geben wird? Dass beim Bombardement auf Y 2'000 Frauen umgekommen sind? Hast nicht auch du Verwandte in Y?»

DER KRIEG, DER DIE VÖLKER DER ERDE IN ZWEI LAGER TEILT

Das Bestehen der «totalen Staaten» zwingt die «andere Hälfte» zu einer ebenso «totalen» Disziplinierung ihrer Völker.

Die Annahme ist:

Zwei Staaten konträrer politischer Konstruktion geraten in einen bewaffneten Konflikt. Von beiden Seiten eilt Hilfe herbei. Am Ende ist die Erde gespalten in zwei kämpfende Parteien.

Die «konträre politische Konstruktion», wie wir uns ausdrücken wollen, hat aber die Materie Staat verschiedentlich geformt: Auf der einen Seite, etwa der «autoritären», von Haus aus Unterordnung des Individuums unter den Begriff Staat. Verstraffung also des Kommandos, Verstraffung der Industrie, aber auch der moralischen Kräfte des Volkes. Der politischen Kräfte.

Diesem System steht eines gegenüber, das das Individuum im Allgemeinen dem Gemeinbegriff voransetzt. Die politische, moralische Struktur ist nicht einheitlich, aber auch die Befehlsgebung, die Kriegsindustrie, sie leiden unter der verzettelten Politik, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit augenblicklicher Entschlüsse. Wir haben in einem anderen Kapitel von den schweren Kämpfen um dieses Oberkommando, um diese Ausrichtung erfahren. Wir haben allerdings auch eine aufbauende Kritik erlebt, vor allem die leichtere Entfernung unpassender, um nicht zu sagen unfähiger Militärs (in Deutschland entfernte die OHL Premiers, bei der Entente war es umgekehrt).

Da in einem Zukunftskrieg das Moment der Überraschung, des gewaltigen Überfalles, des vielleicht entscheidenden Überfalles auf den Nachbar infolge der schnelleren Kriegswaffen, in bedenklichster Weise an Bedrohlichkeit zugenommen hat, sind die «totalen» Staaten in erheblichem Vorteil gegenüber den schwerfälligen Nichttotalen.

Es wird also auch der Nichttotalen sieb bequemen müssen, eine Form der Totalisierung zu finden, oder er wird in dauerndem Nachteil sein. *Kein Staat vermag aber dem Gegner auf die Dauer unleugbare Vorteile zuzugestehen.*

Für den Kampfbeginn, für die Kampf Vorbereitung bedeutet die Totalität einen ungeheuren Vorteil. Treibend, diktierend ist also die Totalität, und die Nichttotalen werden sich beeilen, eine neue Formel zu finden, die zweifellos in einem Kompromiss bestehen wird. Dieses Kompromiss dürfte jedoch nicht zu weich sein. Könnte die Vorteile der anschmiegsamen Nichttotalität haben, aber sie müsste von der Totalität übernehmen:

1. Die moralische Einheit, die moralische «Ausrichtung» der Nation, die Indienststellung des Patriotismus aller Lager. Und möglichst das Verschwinden der Lager im Augenblick der Gefahr.
2. Die soziale Ruhe im Interesse der Rüstungsindustrie.
3. Die schon im Frieden gegebene einheitliche Führung der Armee.
4. Die schon im Frieden sichergestellte Rohstoff erfassung (Rüstungsministerium).

Wir haben gesehen, dass Frankreich imstande war, dass dort *ein Mann* imstande war, diese Totalität in höchster Gefahr *aufzurichten*: Clemenceau. *Clemenceau*, der die Parteien niederdrückte, die Defaitisten verhaftete, das Heer beruhigte, die Generale strammstehen liess, am Ende den Friedensrichter der Welt, Wilson, mit, sagen wir – sehr pariserischen Mitteln – zu beschäftigen wusste, dass er wie im Traum durch die Friedenskonferenz wankte. Aber man wird zugeben, dass Clemenceau eine Einzelercheinung war, und dass es zweifellos vernünftiger ist, einer totalen Einheit eine ebensolche entgegenzusetzen, anstatt es dem Zufall zu überlassen, ob sich ein Mann findet, der diese Einheit erzwingt, wenn schon alles ringsum wankt.

General Fuller («Army Ordnance»), der ähnliche oder gleiche Wege geht, sieht das Problem so:

«Im Krieg in seiner früheren Gestalt hat sich schon gezeigt, dass eine Armee ohne Manneszucht nur eine Horde ist. Im Krieg von heute muss die Manneszucht auf das gesamte Volk, d.h. auf die Totalität ausgedehnt werden.

Ich glaube – so seltsam es klingen mag –, dass das Flugzeug mehr als alles andere die demokratischen Länder Europas zwingen wird, in irgendeiner Form zur totalitären Politik überzugehen. Im vergangenen Jahrhundert war der Krieg ein Werkzeug der Politik. Heute ist die Politik ein Werkzeug des Krieges geworden. Sie wird es bleiben, bis die europäischen Staaten in ihrer Totalität zu einer neuen Disziplin gelangen. Diese Disziplin wird den Widerstandswillen des Volkes zwar nicht gegen Angriffe schützen, wohl aber vor dem Zusammenbruch bewahren.»

Oder auf eine bestimmtere Formel gebracht: Bei gleich grossen Menschen-, Rohstoff-, Geldressourcen, bei gleich tüchtiger Armee, bei gleich tüchtiger Industrie wird *der im Vorteil* sein, der die einheitlichere moralische Struktur und damit die geschlosseneren Widerstandskraft besitzt. (Man wird einwenden, dass ein moralisch nicht geschlossenes Volk auch kein geschlossenes Heer besitzen kann. Das ist unrichtig. Die k. u. k. Armee hat im grossen Ganzen noch zusammengehalten, als ein österreichischer Staat in Wirklichkeit längst gestorben war.)

Die Totalität wird also abfärben, man wird vielleicht in der Gegengruppe eine neue, dieser Gruppe besser angepasste *Form* finden. Oder die Totalität wird abgelehnt werden in Bausch und Bogen ... dann sind allerdings die «Nicht total en» wenigstens in einem sehr massgebenden Punkt des Krieges schwer gehandikapt!

DIE KRIEGFÜHRUNG SELBST?

DIE GROSSE WIEDERHOLUNG

Der neue grosse Krieg wird eine Wiederholung sein. Keine schale, eine schärfere, gepfeffertere, und die Pfefferkörner werden nicht allein die militärischen Waffen sein, sondern auch die geistigen und wirtschaftlichen. Aber es wird eine glatte Wiederholung sein, *wie der Weltkrieg eine Wiederholung war.*

Das klingt für den ersten Augenblick gewagt. Darum vor allem, weil der Nichtberufssoldat (und der Berufssoldat bis zu einem gewissen Grade) geneigt ist, den Krieg 70/71 als den Vorläufer des Weltkrieges anzusehen. Er war kein *Vorläufer, sondern ein Teil des Weltkrieges*, und zwar dessen *erste Etappe.*

Der Vorläufer war der amerikanische Bürgerkrieg in einer beinahe lächerlichen Publizität der Tatsachen.

Alles finden wir in diesem Krieg, was wir im Weltkriege gefunden haben. Beginnen wir systematisch: *Heere.*

Die ersten Massenheere. Nordstaaten: Geworbenes Heer in der Höhe von 75'000 Freiwilligen. Später 500'000. Dann Abschaffung der Werbung und Einführung der Wehrpflicht. Schliesslich *eine Million* in Waffen.

Südstaaten eine halbe Million: Also Schlieffens Millioneneheere.

Die Südstaaten dehnen die Dienstzeit bis zum 45. Lebensjahr aus. Sie richten eine *Jugend- und Alterswehr ein!*

KRIEGSSCHAUPLATZ

Der Kriegsschauplatz wird im Laufe des Kampfes ungeheuerlich. General Sherman zieht mit seiner Armee vom mittleren Mississippi bis sinnlos:

an den Atlantischen Ozean: 450 Kilometer Luftlinie, beinahe die Distanz Berlin – München.

Es wurde um Richmond gekämpft und um New Orleans, die Spanne zwischen diesen beiden Punkten entspricht einer Entfernung Schaffhausen-Königsberg.

Nun der *Verlauf des Krieges*: Der Versuch der Landung einer Invasionsarmee vor Richmond scheitert.

Aber auch wenn Mac Cellan Richmond genommen hätte, wäre der Krieg nicht entschieden gewesen. *Es war ganz einerlei, ob die Hauptstadt (Richmond oder Paris) in der Hand des Feindes war oder nicht.* Man hätte hinter Richmond (Paris) gefochten.

Zum ersten Male werden die technischen Mittel zur Kriegführung ausgiebig, «total», herangezogen: Die Truppenverschiebungen gehen mittels Dampfschiffs und Eisenbahn vor sich. Und der Kampf geht darum um die Eisenbahnknotenpunkte und um den Mississippi.

Wir erleben, wenn wir den Krieg in den «Staaten» wieder einmal durchgehen, andere verblüffende Dinge. Da wird die Schlacht bei Bull Run geschlagen. Sie wird dadurch entschieden, dass ...

General Johnston, *der an einer ganz anderen Front steht, 75 Kilometer entfernt einer anderen Nordarmee gegenübersteht, sich vom Feinde blitzschnell loslöst, seine Truppen in die Eisenbahnzüge wirft und zur Entscheidung bei Bull Run zurechtkommt:...*

Schließen katexochen also! *Tannenberg!*

Es geht um Riesenflüsse und Küsten. Die Technik wird mobilisiert. Plötzlich stehen die Südstaaten mit dem *ersten Panzerschiff* vor den hilflosen Holzschiffen der Nordstaaten.

Aber diese Überlegenheit dauert genau so lange, als der Schiffsbau eines neuen Schiffstyps dauerte, des «Monitor», eines Panzerschiffes *mit den ersten Panzertürmen!!*

GELDKRIEG

Die Südstaaten sind in augenblicklichen Schwierigkeiten. Sie drucken Papiergeld, dessen Deckung da ist. Aber bald müssen sie mehr und mehr drucken und der Wert des Geldes sinkt (und die Preise steigen): *Inflation*.

ES BEGINNT DER PROPAGANDAKRIEG!

Die Nordstaaten geben dem Neger die Freiheit!

Aber was geschieht? Die Erwartungen werden nicht erfüllt. Kein «heiliger Krieg», um eine Parallele zu schaffen, fegt über die Südstaaten. *Die Neger errichten im Gegenteil Negerregimenter* und fechten, die ersten grossen Kolonialtruppen, gegen den Befreier.

Der Befreier hatte es übrigens nicht so ganz ehrlich gemeint. Hatte gehofft, dass durch diese «Befreiung» *die Neger ihre Arbeit einstellen würden*. Die Neger waren die landwirtschaftlichen Maschinen der Südstaaten. Wenn diese Maschinen streikten, starb das Wirtschaftsleben der Südstaaten ab. Ein Bazillus der Revolution also, mit dem man einen anderen Staat infizieren wollte. (Was ebenso gegenteilige Folgen hatte für die Allgemeinheit wie ähnliche Versuche im Weltkrieg.)

Die Kolonial-, also Negerarmee, war zuletzt 100'000 Mann stark!

UND DIE STRATEGIE?

General Grant vertrat den Standpunkt: *Ich, vermag meine Verluste wettzumachen und meine Heere aufzufüllen, der Gegner vermag das nicht.*

Also hämmere ich darauf los. Ermattungstheorie. Schmelztiegeltheorie. Man kam nicht vom Fleck. Man eroberte und eroberte, aber alles war

sinnlos: *Das Land war viel zu gross.* Der Waffenkrieg konnte nicht entscheiden. *Es musste nach einem anderen Mittel gesucht werden.* Man fand es: *Blockade!!*

Admiral Farragut nahm New Orleans, die Mississippimündung. Fuhr hinauf den Strom, nahm Vicksburg. *Hatte den Strom,* der vom Meere aus die Südstaaten versorgte. *Schnitt aber,* auf dem Strome fahrend, auch die Zufuhr aus dem fetten «goldenen Westen» ab. *Blockade!*

Aber die Südstaaten waren reich und hatten zu essen genug.

Da stiess General Sherman mit 55'000 Mann quer durch die Südstaaten, vom mittleren Mississippi raste er gegen den Atlantik ..die Heere der Südstaaten abzuriegeln? Er dachte nicht daran. Einziger Zweck, alles auf dem Wege systematisch zu verbrennen und zu zerstören.

Denn die Südstaaten – wieder eine Parallele – hatten sich von der Tabakpflanzung auf Getreidebau umgestellt, um durchzuhalten. Jetzt verbrannte dieses merkwürdige Expeditionsheer alles, was brennbar war. In der Instruktion hiess es wörtlich in typischer Reihenfolge: «Wege, Pferde und Volk sind zu vernichten.»

Der General erzählt selbst: «Ehe wir aus Süd-Carolina heraus waren, hatten sich die Soldaten dermassen angewöhnt, alles auf der Marschlinie zu zerstören, *dass oft das Haus, in dem ich mein Hauptquartier gehabt hatte, schon brannte, ehe ich noch heraus war.*»

«Selbst die Krähen müssen sich ihr Futter mitnehmen», höhnte Sheridan. Man wartete also gar nicht ab, bis die Blockade wirkte. Und die Brände durch die Fliegerbomben ersetzte man durch den Vernichtungszug schneller Armeen im Feindesland zu dem alleinigen Zwecke der Zerstörung.

Weiter: Die Ernährung der beiden Südstaaten wird prompt miserabel. Am meisten leiden die Kriegsgefangenen. In Lagern, die für 10'000 Mann Belegschaft ausreichend wären, liegen 33'000 Mann. Ohne Verpflegung,

ohne Pflege. Seuchen rafften täglich Hunderte dahin. ... Am Ende kapituliert der Süden. Lincoln, der Verfechter eines «Aussöhnungsfriedens», wird ermordet, der Rachefrieden wird geschlossen.

Der Weltkrieg zeigt alle Merkmale der gleichen Entwicklung, der Zukunftskrieg wird, wenn er nicht lokalisiert wird, die Entwicklung vollenden. Riesenräume, bei denen es auf ganze Staaten gar nicht ankommt. Es wird einerlei für das Kriegsende sein, ob Reiche von der Grösse etwa der alten österreichischen Monarchie vom Feinde besetzt sind oder nicht. Es wird gleichgültig sein, ob man Schlachten gewinnt oder verliert. Ist erst einmal das Überraschungsmoment des Kampfbeginnes vorbei, ist der Waffenkrieg ein Gendarm geworden, der zu achten hat: Dass die Blockade streng durchgeführt wird.

Dass etwa noch vorhandene Neutrale nicht zum Hintertürchen dieser Blockade werden.

Dass der Propagandakrieg sich nicht allzu sehr auswirken kann.

Dass man Überraschungen aus der Luft, aus dem Wasser oder auf dem Lande möglichst vorbeugt.

Ist das Gebäude des Feindes rissig geworden, dann wird «gehämmert». Strategisches Genie schadet nicht, ist aber unwesentlich. Wirtschaftsgenies sind zu bevorzugen.

Entscheidend neben der Exaktheit der Blockade, neben dem Ideenreichtum des Wirtschaftskrieges, bleibt die geopolitische Situation der Länder!

Ist eine Blockade möglich?

Liegt das Land für eine solche Blockade günstig?

Ist die Bewohnerschaft für die Auswirkungen der Blockade empfänglich?

Ist die Blockade durchführbar? Trifft sie dann auch? Braucht der Gegner Rohstoffe? Kann er sich selbst versorgen?

Das wird entscheiden.

Denn der Waffenkrieg kann zu einer grossen Verlegenheit werden durch die Technik. Wir haben gesehen, dass oft und oft auch die Troupiers davon überzeugt waren: Nach dieser Artillerievorbereitung *kann* kein Mensch mehr «drüben» leben.

Aber es lebten Menschen im Sturmabschnitt auch nach monatelangem Geschosshagel. Im russisch-japanischen Krieg hat man errechnet, dass das Gewicht eines Mannes, umgesetzt in Infanteriemunition, nötig ist, ihn zu töten. Und heute? Und Artilleriemunition? *Waggonladungen, Hunderte von Artillerie geschossen werden verschossen*, ehe ein Mann getötet wird. Wahnsinn, diese Entwicklung, die vielleicht einmal zum toten Punkt führen wird?

Was dann? Krieg also nicht mit Waffen? Ein «Friede», der schlimmster Wirtschafts- und Rohstoff- und Geldkrieg ist? Sind wir noch weit von diesen Dingen entfernt?

Sicherlich nicht.

Aber von dem Gedanken Fullers, so schön er ist, von jener «Niederhaltung der menschlichen Triebe», von denen die «Angriffslust» die ausschlaggebendste ist für unsere Betrachtung, von diesem Gedanken scheinen wir noch weit, weit entfernt zu sein.

Und auch von der «neuen Disziplin», zu der die Völker der alten und auch einmal der verschiedenen neuen Welten «in ihrer Totalität» gelangen werden, wie Fuller glaubt, sind wir noch weit entfernt. Und es ist, soweit wir den Horizont unserer Zeit absuchen, noch nirgends ein matter, hoffnungsvoller Schein zu sehen, ein feiner Dämmerpalt, Kunder des neuen Tages.

...

Trösten wir uns mit H. G. Wells: «Der Mensch ist erst im Jünglingsalter.» So sind wir wenigstens voller Hoffnungen für die kommenden Jahrmillionen.

EIN GROSSER BUCHERFOLG
IM SPIEGEL DER PRESSE:

OBERSTDIVISIONÄR E. BIRCHER u. WALTER BODE

SCHLIEFFEN

Mann und Idee

*240 Seiten, zahlreiche Abbildungen
In Leinen gebunden Fr. 8,40*

Ein Kapitel von aufwühlender Tragik wird uns entrollt, das zwar der Geschichte angehört, dessen Auswirkungen und Probleme aber bis in die jüngste Zeit zu verspüren sind. Zuzufolge ihrer klaren und faßlichen Art ist diese Beschreibung wie keine andere geeignet, auch dem Laien die Kenntnisse dessen, worauf es ankam, zu vermitteln. Niemand wird sich den erschütternden Eindrücken einer solchen Darstellung entziehen können.

ALLG. OFFIZIERSGES. ZÜRICH. HEFT 1, 1937

*

Die restlose Bewunderung des großen Feldherrn hat hier eine sachkundige Feder geführt, die dem Feldherrn ein Denkmal setzt, wie es schöner nicht sein kann.

BREMER NACHRICHTEN NR. 3, 1937

*

Das Buch ist in doppelter Hinsicht überaus fesselnd; strategisch und historisch. Graf Schlieffens Leben und Werk erscheint uns als eine welthistorische Tragödie, die den Mann und seine Idee unmittelbar an die Seite der großen Strategen der Weltgeschichte, Hannibal, Friedrich und Napoleon, rückt. Dieses packende Schicksal wird von den beiden Autoren soldatisch knapp und in wuchtig gehaltenen Kapiteln dargestellt.

AARGAUER TAGBLATT, NR. 202

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

SCIENTIA AG · ZÜRICH 8

ZUR GESCHICHTE DER STRATEGIE

SIGFRIED METTE

SCHARNHORSTS ERBE IM WELTKRIEG

*mit einem Vorwort von Oberstkorpskommandant
Ulrich Wille, Bern*

Eine universalhistorische Studie zur Entwicklung
der strategischen Idee im 19. und 20. Jahrhundert

Preis in Leinen etwa Fr. 10,-

Der Verfasser hat sich nicht mit einer Darstellung rein militärischen Geschehens begnügt. Er zeigt vielmehr, wie unlöslich alle soldatischen und strategischen Probleme mit den Strömungen verbunden sind, die einer Epoche Gesicht und Gestalt geben. Keine Strategie eines Napoleon ohne die Französische Revolution! Keine Freiheitskriege ohne den Geist der deutschen Klassik, ihrer großen Männer und ihrer strategischen Köpfe.

Männer wie Scharnhorst, Clausewitz, Moltke, Schlichting, Schlieffen werden in Verbindung mit dem Gedankengut und den geistigen Bewegungen der Zeit eingehend gewürdigt. Ihre Persönlichkeiten wachsen aus dem sozialen, wirtschaftlichen, religiösen und politischen Boden ihrer Heimat empor, dem Gedächtnis unvergesslich und unauslöschlich.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

SCIENTIA AG · ZÜRICH 8